

Trilogie: Latino-Novela

Kleiner Leitfaden für den Leser.

I. Teil: Im Gefängnis von Havanna. II. Eine Kubanerin in Deutschland. III. Teil: Was kostet ein Leben in Kolumbien oder Das Leben mit einer Kommunistin. Ein Angebot für ein modernes Abenteuer: Jeder Teil kann für sich konsumiert werden, abschnittsweise, häppchenweise. Ähnlich Telenovelas kann man sich in die Story irgendwo einklinken, sie eine Weile verfolgen und wieder verlassen. Wie es bei Soap-Operas so ist: Personen tauchen auf, begleiten die Geschichte eine Weile und verschwinden wieder. Einigen Menschen begegnen wir in allen drei Teilen. Der erste Teil war Bestandteil der Therapie eines posttraumatischen Belastungs-Syndroms, das ein deutscher Archäologe erlitt. Seine Therapie sei – so sagt man - inzwischen abgeschlossen.

Prolog

Einem Rezensenten der vorliegenden Trilogie ist folgender Text zu entnehmen:

Warnung an den Leser: Der Autor oder der Ich-Erzähler - wie die beiden zueinander stehen, wird nie geklärt - tragen deutlich schizoide Züge in sich. Unvereinbare Positionen sollen miteinander verbunden werden. Auf der einen Seite eine episch-breite Trilogie in der Gestaltung brasilianischer Novelas, eine triviale Geschichte des Erzählers über seine Liebschaften in Kuba, Kolumbien, Deutschland mit biographischen Bezügen, das übliche Durcheinander im unklaren zwischenmenschlichen Beziehungswirrwarr, verstärkt durch das ständige Changieren zwischen verschiedenen Kulturen und die Anwendung des literarischen Stils des magischen Realismus Lateinamerikas, einschließlich einiger Texte in Spanisch. Andererseits werden dem Leser zwischendurch philosophische Traktate geboten, kursiv geschrieben, angeblich wohl als Schnellkurs in aktuellen philosophischen Trends gedacht. Eine Zumutung in mehrfacher Hinsicht: Sich an halbe Analphabeten zu wenden, die Kultur nur als Novelas zu konsumieren vermögen und zugleich das Angebot an gehobene Schichten. Dabei werden eindeutige linkskritische Positionen bis zur kommunistischen Utopie geboten, die theoretischen Traktate sollen wohl das inhaltlich Triviale auf die philosophische Ebene von Hegel, Marx, Kierkegaard erheben, was nur zu Widersprüchlichkeiten und Unvereinbaren führen kann. Auf diesem sich harmlos gebenden Schleichweg soll linke Literatur und Theorie unter die Leser gebracht werden. Der Rezensent leugnet schlichtweg, dass die linkskritische Philosophie für die Erklärung von Alltäglichem brauchbar ist oder gar als Leitfaden für Alltägliches dienen kann. In ihrer Unfähigkeit, Theorie und Praxis in Übereinstimmung zu bringen, liegt ihr Scheitern begründet, einschließlich dem Untergang des realen Sozialismus.

Antwort des Erzählers:

Sehr geehrter Rezensent.

In Abstimmung mit dem Autoren gebe ich zu, dass Sie in vielem Recht haben mögen. Nur einen Punkt haben Sie übersehen: In Zeiten der Weltkrise und den E-Books geht es den Verlagen schlecht. Deshalb die produktive Idee des Angebots von mehreren Büchern zu den Kosten von einem, einschließlich eines kleinen lateinamerikanisch-deutschen Lexikons der Umgangssprache, und zugleich die Hinwendung zu verschiedenen Leserschichten: den weniger Gebildeten, die an das Lesen von Büchern erst über Teleformen wie Novelas herangeführt werden müssen, den gehobenen Schichten, denen daran liegt, einen Überblick über nicht nur linke aktuelle Denkrichtungen zu bekommen und den Alles-Konsumierenden, die sich einem vergnüglichen Spagat zwischen dem trivial Alltäglichen und dem Intellektuellen hingeben möchten. Falls dies gelingen sollte, hätte das Links-Kritische eine Zukunft.

Im Gefängnis von Havanna

INHALT

I. Abschnitt Letzte Tage in Kuba	2
In der Obhut einer revolutionären Institution.....	2
Hahnenkampf: Rosalia, Maria, Vi.....	17
Zwistigkeiten	46

Die Vorzimmer zum Purgatorium.....	58
II. Abschnitt Heimatlos in der Heimat.....	72
Flashbacks und Shortcuts.....	72
Baracoa.....	76
Telepathie.....	86
III. Abschnitt Mexico.....	90
Yucatan.....	91
Der heilige Gral.....	105
Alarm für Cobra 12.....	110
Alina.....	117
Personenregister Teil I Trilogie.....	120

I. LETZTE TAGE IN KUBA

IN DER OBHUT EINER REVOLUTIONÄREN INSTITUTION

Überstürzter Auszug am Mittwoch aus La Roca, nachdem gerüchterweise an unser Ohr gedungen ist, dass kein Aufenthalt des Deutschen mehr geduldet wird. Gerüchte haben das Gewicht von Fakten, im Land gibt es viele Gerüchte. Im Nachhinein muss ich meiner schwarzen Geliebten Yamara Vorwürfe machen. Warum ist sie nicht im Dienste des Ministeriums geblieben, um ein aufmerksames Auge auf den Ausländer zu werfen? Warum hat sie ihre Tätigkeit, im heimischen Jargon „Arbeit“ - Trabajo – genannt, aufgegeben? Dann hätte sie ihren Ruf einer zuverlässigen Mitarbeiterin behalten. Aber so ohne weiteres den Dienst quittieren, welches Amt wäre nicht nervös und respektlos geworden? Wir müssen das Motel La Roca verlassen.

Weil ich dich liebe, habe ich meine Arbeit beendet, sagt sie.

Hört sich gut an. Aber sie hat nicht bedacht, dass ihr Liebesbekenntnis mich und sie zu Ungeschützten gemacht hat. Seitdem sie sich verweigert, wird es schwieriger, mich von dem Verdacht rein zu waschen, ein Feind Kubas zu sein. Was kann nun auf mich zukommen? An den Fall – lange Jahre hinter Gittern – wollen wir nicht denken. Wenn es gut geht, beginnt nun ein Prozess, der auf Bestrafung, Ausweisung, Vertreibung aus dem Paradies hinaus läuft. Wie kam es dazu? Beginnen wir diesen Bericht mit dem Vortag, weil das Geschehen dieses Tages den unmittelbaren Anlass für die Katastrophe bietet. Greifen wir auf den Dienstag zurück. An diesem Tag hat Yamara ihren Bericht über die Ermordung ihrer Freundin bei der Polizei abgegeben. Ihre alte Freundin, die wie viele in Havanna lebte, war zu Besuch ihrer Mutter in Sagua La Grande. Sagua ist eine typische Hafenstadt der Nordküste, vor der Revolution eine beliebte Marina der Amis, nur 2 Tage Segeltörn von Florida entfernt. Die Wege in der Stadt mit den alten von der Zeit gekrümmten Holzhäusern sind kurz. Sie wollte Yamara zu einem gemeinsamen Diskobesuch einladen. Es ist ein lauer Abend, dreißig Leute sitzen an der Straßenkreuzung vor ihren Türen und schauen wie immer zu dieser Zeit auf die Straße, während aus ihren Wohnungen der Lärm von Cubatele dröhnt. Hätte sie gewusst, dass an diesem Abend ihrer Freundin Yamara nicht der Kopf nach Disko und dollarreichen Kubaamerikanern steht, die das Einreiseembargo von Bush über einen Flug der Bahamas umgangen haben, sie hätte sich vielleicht nicht auf den Weg gemacht und überlebt. Trotz der Geschwätzigkeit der Stadt ist die Zeit für sie zu kurz, dass es sich bis zu ihr durchgesprochen hat, dass Yamara jetzt einen Euro-Freund hat, den ersten in der Geschichte von Sagua, der sie als seine Frau mit nach Deutschland nehmen will. Dieses erzählt Yamara ihrer Freundin nach der Umarmung auf der Straße vor ihrem Haus, während ich durch die Stimmen auf der Straße angezogen, aus dem Innern des Hauses in die Türschwelle trete. Mein Pech, auf diese Weise selber Zeuge zu werden, wie ein junger Mensch sterben muss. In dem Augenblick, als die Freundin kehrt macht, enttäuscht über die Absage von Yamara, taucht ein junger Kubaner mit einem langen Messer vor ihr auf. Es geht alles blitzschnell. Der erste von 5 Stichen zerfetzt die Halsschlagader, wie die Obduktion später ergibt. Ich stehe erstarrt hinter Yamara. Was hätte ich machen sollen? Man ist nicht Herr der Szene. Die äußeren Umstände verwirren mich. Das noch schlagende Herz spritzt das Blut ein Meter über die Straße, pulsierend. Hätte ich mit dem Daumen ihre Schlagader zudrücken sollen? Aber da sind noch die anderen Verwundungen in die Lunge und den Bauch. Jeder in der Straße kann sehen, dass ihr nicht mehr zu helfen ist. Das Herz ermattet, das Blut versickert in den Rinnstein, der junge Mann lässt das Messer fallen und läuft weg, ohne verfolgt zu werden. Er wird nicht weit kommen, viele haben ihn erkannt.

An diesem Dienstag begehe ich den Fehler, den ich in den letzten sieben Jahren meiner Arbeit als Archäologe in Kuba vermeiden wollte: Sich nicht vordrängeln. Im Hintergrund bleiben. Die anderen ihre Sache machen lassen. Es ist ein Fehler, die Zeugin des Mordes mit dem großen, auffällig weiß lackierten Miet-Wagen und dem T auf der placa, das den Wagen eines Touristen ausweist, zur Polizei zu fahren. Ein Blick aus der Amtsstube und ich bin als eine Auffälligkeit in diesem Kaff registriert. Aber was soll ich machen? Yamara ist vorgeladen und sie nimmt ihre Schwester mit, die ihr Baby Cuqui auf dem Arm trägt, bei dessen Anblick Yamara stets in ein hysterisches Wuuuuuu, gigigack verfällt, um die Aufmerksamkeit der Kleinen auf die krähende Tante zu richten. Bei einer polizeilichen Vorladung – und sei es als Zeugin – ist es Gewohnheit, mit einem größeren Familientross anzumarschieren. Die Anwesenheit der Familie dämpft den polizeilichen Eifer, und sie stärkt den Mut unbescholtene Bürger, wenn sie den Autoritäten gegenüber treten. Auf dem Weg zum Polizeigebäude leitet mich Yamara über die wunderschöne alte Brücke aus der ausgehenden spanischen Kolonialzeit. Ihre weiß angestrichene Eisenkonstruktion spannt sich über dem Fluss Sagua, was so viel heißt wie Wasser. Was hätte ich anders machen können? Im Nachhinein ist man immer klüger. Ich frage mich heute, wo mein Instinkt geblieben ist. Ich hätte es wissen müssen, dass der Europäer mit seiner Luxuskutsche Aufmerksamkeit erregt. Später, wenn der Berichterstatter in seiner Gefängniszelle grübelt, wie alles angefangen hat, wird er zu einem abgeklärten Ergebnis kommen. Nein, auch dieser Tag fügt sich nur als ein Element ein in die lange Kette von Abläufen, die schon vor längerer Zeit begannen. Für alle ist der Messermord eine klare Sache, da gibt es nicht lange zu recherchieren: Vorsätzlich, heimtückisch und grausam hat der Täter gehandelt, in Deutschland wie in Kuba käme man zu dem gleichen Urteil, mit einem Unterschied: In dem einen Land wird der Täter für zehn Jahre eingesperrt, in dem anderen Land bekommt der Verurteilte nach dem Jugendstrafrecht 5 Jahre mit der Perspektive, nach 3 Jahren entlassen zu werden, was die Mutter der Ermordeten empört. Jesús, der Leiter der kubanischen Ausgrabungsgruppe, gibt sich in seinem Büro im Casino de Espana besorgt, als wir nach Yamaras Zeugenaussage bei ihm einkehren:

Was wir erleben, ist ein Verfall der Werte, Verfall der Moral.

Deine Arbeitsstätte verfällt ebenfalls, antworte ich. Es wäre schade, falls dieser überwältigend kitschige Tempel der Zuckerbarone zu einer Ruine verfiel.

Unser archäologischer Stützpunkt hat bessere Zeiten erlebt. Ich schaue auf die Toiletten und auf das Urinario ohne Spül-Wasser am Ende des Innenhofes. Neben den Toiletten hat sich meterhoch Papier aus Zeitungen angehäuft. Papel higienico gibt es nur auf Devisen, die sich kubanische Archäologen nicht leisten können. Die Ruinen in den Städten sind der Beleg für den amerikanischen Vandalismus, den das Imperium mit seiner Blockade anrichtet. Wie aber reagiert das Volk? Falls es sich empören sollte, ist es ein leiser Protest. Wie nach dem Krieg in Deutschland richten sich die Menschen in den Ruinen wohnlich ein, soweit es geht. Kein Regen darf durch die Decke tropfen. Falls das Dach porös wird, ist das Ende eingeleitet. Beim nächsten Hurrikan zerstören Sturzfluten von oben das Gebäude. Dazu darf es nicht kommen. Mit Pappe und Wellblech werden die Lücken geschlossen. Für Ziegel – auf kubanisch terracota – fehlt das Geld. Wo liegt das Problem, wenn die Gebäude dem ruinösen Dasein der Menschen entsprechen?

Wir arbeiten gerade an der Renovierung, erwidert Jesús und schauen nach oben zur hohen Decke, von der sich ab und zu ein Stück Stuck löst und auf das Manuskript seiner Doktorarbeit fällt.

In Kuba arbeitet man ständig an der Renovierung von Hunderttausenden von Gebäuden. Es ist ein vergeblicher Kampf gegen den Verfall. Touristen lieben den morbiden Charme der verfallenden Häuser. Sie müssen nicht in ihnen leben. Für sie sind die zusammenfallenden Städte, die sich an der Nordküste aneinander reihen – Habana, Matanzas, Corarillo, Sagua, Remedios, Caibarien - so etwas wie ein Jurassic-Park, in dem eine aussterbende Spezie von Lebewesen haust, die sich Kommunisten nennen. Ich schaue die breite Treppe hoch, die in den großen Tanzsaal führte, von dem die kleineren Säle für Damenkränzchen, Billard, Spieltischen abzweigten, mit großen Balkonen, auf die illustre Zuckerbarone mit ihren Damen treten konnten, um Luft zu schnappen und sich vom Volk sehen zu lassen. Ich öffne mein Handy und spiele ein Stück von Rossini ab, das ich zufällig gespeichert habe.

Hör mal, Jesús, sage ich zu ihm, der sich hinter seinem Arbeitstisch verschanzt hat und Abschlüge einer Fundstelle für seine Doktorarbeit sortiert. Der dünne, lange Typ ähnelt dem Komiker Valentin, dem Vertreter der Armut in den Münchener Vororten, etwas schmutzig, sein schütterer Bart ist ein vergeblicher Versuch, das dichte Gestrüpp der Comandantes der Revolution 1959 nachzuahmen, das diese als Markenzeichen in die

Hauptstadt Havanna auf Jeeps der Marke Wheely hinein trugen. So muss es früher gewesen sein, wenn die Musik aufspielte, die Damen die Treppe hinauf schritten in ihren weiten weißen Röcken, die beim Walzer rotierten als wären ihre Trägerinnen weibliche Derwische. Auch nach der Vertreibung der Spanier blieb Madrid geschmacksbildend, nicht New York. Dicke Zigarren im Mund waren verpönt, das machte hässlich. Die Frauen verabscheuten den aufdringlichen Tabakgeruch. Eleganter waren die Zigarillos. Sie boten den Kavaliern die Galanterie, ihre silbernen Etuis den Damen ihres Herzens anzubieten. Diese konnten entscheiden, ob sie zugriffen oder errötend ablehnten.

Jesús lacht.

Er ist mein Freund seit sechs Jahren. Ich schätze seine ruhige, besonnene Art. Er hat ein Buch geschrieben über hachas de manos. Um seine Heimatstadt Sagua hat er mit seiner Archäologengruppe faustkeilähnliche Geräte gefunden, in denen er die Verbindung zwischen den alteuropäischen Faustkeilen und seinen Funden auf Kuba herstellt. Würde seine These stimmen, wäre die Sensation perfekt: Neandertaler in der Neuen Welt. Ich stelle ihm für eine Buchbesprechung meine Homepage in Deutschland zur Verfügung. Er ist voller Dankbarkeit. Er steht mitten im kubanischen Leben, geachtet als Archäologe, als Freimaurer – ja unglaublich für mich: Freimaurer in einem sozialistischen Staat. Er liebt seine Frau seit vierzig Jahren. Mit einer solchen positiven Biographie, das wissen wir aus der untergegangenen Welt der Deutschen Demokratischen Republik, ist er prädestiniert für weitere wichtige Ämter: Der Schrecken der Putas und Dulder der Chicas Malas. Mit etwas Sinn für die realen Dinge in der kommunistischen Welt hätte ich es schon lange wissen müssen: Er hat seit sechs Jahren sich meine Freundschaft planmäßig erarbeitet. Er hat mir gleich zu Beginn unserer Freundschaft das Besucherhaus des Chemiekombinats in Sagua zur Verfügung gestellt. Ich war dankbar, ein ganzes Haus mit Köchin und Haushälterin bereit gestellt zu bekommen auf Peso-Basis, das heißt 60 Pesos pro Tag, was zwei Dollar entspricht. Es war ein Ort der Transparenz: das Telefon funktionierte. Was mich wunderte war, dass die Elektrostecker für europäische Ausmaße ausgelegt waren.

Bis heute bleibt eine Frage offen: Warum?

In dem Augenblick, wo ich ihn kennen lernte, hing er an seinem eigenen archäologischen Projekt. Ich könnte ihn im Internet als einen darstellen, der seinem wissenschaftlichen Ethos folgte, und nie auf die Idee kam, einen Kollegen mit windigen Beschuldigungen ins Gefängnis zu bringen. Über einen solchen Verrat meines besten Freundes wäre ich zutiefst verletzt worden. Aber so weit kam es nicht. Der gesunde Menschenverstand sagte ihm, dass ich kein Feind Kubas sein konnte. Was er tat, war nur das eine: Er wollte mich schützen, wo es nichts zu schützen gab. Er gab Sachen von mir weiter, so wie es die schwatzhaften Marktfrauen tun, die sich über eine Chica Mala, ein leichtes Mädchen, den Mund zerreißen. Halten wir uns vor Augen. Dieser Tag, an dem die Geschichte beginnen soll, ist nicht der Montag oder Freitag, es ist der Dienstag. Er ist der letzte normale Tag meines bisherigen Lebens auf Kuba, aber nicht nur dort. Es wird mein ganzes Leben verändern. Das Urteil kann ich mir jetzt erlauben, wo die Distanz zu den Ereignissen einiges hätte heilen können. Das Gegenteil ist eingetreten. Mit der Entfernung von den Ereignissen vergrößert sich die Wunde in meinem Herzen aus der ungestillten Sehnsucht zu dieser Insel in der Karibik, die ich nicht mehr besuchen darf.

Versuchen wir diesen Tag in seiner Normalität

noch einmal in seinem Ablauf ins Gedächtnis zurück zu rufen, gestützt auf ein paar Fotos, die mir geblieben sind. Zurück zu dem kubanischen Motel, nach sowjetischem Muster angelegt, auf den Felsen, La Roca. Die moderne Technik von Google Earth macht es möglich, sich ein Bild von diesem Motel zu verschaffen. Man stelle die Peilung auf 22 Grad nördlicher Breite, 47°05.59' sowie auf 80 Grad westlicher Länge, 09°11.09', man stürze sich aus dem Weltraum auf eine Höhe von rund 400 Meter über dem Felsen und sofort wird man für seine Flugkünste mit einem guten Überblick über die Anlage belohnt, die sich vor dem vernichtenden Hurrikan Ike bot. Von rechts, also Osten, schlängelt sich die Straße steil hinauf auf die Kuppe, in der Westecke des Parkplatzes blickt man auf den riesigen Baum, der allen Hurrikans trotzte, obwohl er auf der Kuppe die volle Wucht der Natur abbekam. Wie der Zufall es will, ist bei der Satellitenaufnahme aus dem Weltall unser weißer Bus festgehalten worden, mit dem wir jeden Tag zu unseren Ausgrabungen fahren. Zwischen dem Parkplatz und dem grünen Swimming Pool liegt die Bar und die Tanzhalle. Das längliche Haus westlich der Diskothek ist der Verwaltungstrakt, weiter westlich unsere Unterkunft, mit kleinen einfachen Appartements. Ich bezog die exponierte nord-östliche Ecke, ausgesetzt der Musik der Disko und den Begehrlichkeiten der Chica-Mädchen. Das ganze Areal wird umgrenzt von ein paar Ruinen, deren Aufbau sich nicht mehr lohnt. Von der weißen Terrasse des Swimming-Pools geht der Blick weit über die Marsch und die Cayos im Meer Richtung Bahamas. In dieser Nacht vom Dienstag auf Mittwoch wecken mich die Stöße des starken Monsunwindes, der ungehindert über die flache Marsch gegen den Bergkegel prallt, aus einem schweren Traum. Er dringt durch die Lücken der quer gestellten schuppenförmig übereinander gelegten schmalen Glasscheiben, der hohe Sendemast auf der Spitze der Kuppe gibt einen singenden Ton von sich. Ausgekühlt unter der dünnen Decke suche ich nach Wärme, ich greife um mich und umfasse die Frau an meiner Seite. Ein erlösendes Gefühl, nicht allein zu sein. Es ist ein Gefühl, das ich seit einem halben Jahr empfinde, während der archäologischen

Ausgrabungskampagne in der Umgebung. Nur durch einen kurzen Weihnachtsurlaub in Europa getrennt, bin ich in diesem neuen Jahr zurückgekehrt. Als Privatmann mit einem Touristen- und nicht mehr mit einem Arbeitsvisum.

Um 9 Uhr, als die Sonne

ihre ersten Strahlen durch das östliche Fenster sendet, dringt das Geschnatter des Personals von La Roca an mein Ohr, die Putzkolonne, der Zimmerservice, das gastronomische Personal, mit einem offenen russischen Truck aus aus ihren Wohnungen in Güeness heran transportiert, alles ist wie immer, nichts verweist darauf hin, dass dieses der letzte Tag unserer Umarmungen sein wird. Ich weiß es zu schätzen, dass sie ohne Zögern ihren Mund spitzt, um Morgenküsse mit mir auszutauschen. Sie ziert sich nicht wie andere Kubanerinnen. Sie hat Erfahrungen mit Ausländern. Vielen kubanischen Frauen graut es, vor dem morgendlichen Zähneputzen einen Mann zu küssen. Das sei unästhetisch, behaupten sie, ein schlechter Mundgeruch entspräche nicht den Idealen eines sauberen Lebens. Nicht so Yamara. Ihre mandelförmigen Augen in ihrem schmalen Gesicht kommen mir nahe. Ich lasse ihre langen schwarzen Haare durch meine Hand gleiten.

Bist Du Mulattin oder Schwarze? frage ich sie. Merkwürdig, dass mir dieser Blödsinn jetzt einfällt. Er ist so idiotisch, als wenn ich in Europa fragen würde: Bist du Russin oder Ukrainerin?

Was glaubst Du? fragt sie und zeigt ihr blendend weißes Gebiss in einem dunklen Umfeld mit roten Lippen, die sie in einer viertel Stunde, wenn sie aufgestanden ist, hell schminken wird.

Das sieht doch jeder. Du bist eine Schwarze, sage ich und streiche zweimal mit dem Zeige- und Mittelfinger flach über ihren Unterarm, das kubanische Zeichen für eine Negra.

Falsch, erwidert sie etwas beleidigt. Schau meine langen Haare an. Ich bin eine Mulattin.

Ihre schwarze Haut, täglich rasiert, glitzert in den frühen Sonnenstrahlen. Mit meinen Fingern fahre ich erneut durch ihre Haare und dann über ihren Körper. Faszinierend diese Schwärze ihrer Haut. Ihre Haut absorbiert so stark die Lichtphotonen, dass meine Kamera automatisch den Flash auslöst, wenn ich sie bei Tageslicht aus der Nähe fotografiere. Ich lege meinen rechten Fuß über ihren linken und mache ein Foto von unseren Beinen:

Ebony zu black, tatoo zu dedo inflamable, beschwöre ich unsere Gemeinsamkeiten in drei Sprachen.

Entziffern wir die Botschaft, die die Beine senden und die ich gedenke, in meiner Dokumentation über die Welt zu schicken: Unter den chicas malas, den sogenannten schlechten Mädchen, die keine schlechten sind, ist es Mode, ihre Fesseln mit einer dunkelblauen Tinte wie die Wilden in Neuseeland zu tätowieren. Oder die Amis in Florida. Da kann es nicht schaden, etwas mehr Farbe ins Bild zu bringen - mit meinem großen Zeh, der rötlich entzündet ist, weil meine Geliebte bei der Maniküre mir am Vortag mit der Hautschere zu tief ins Fleisch geschnitten hat. Sie kann den Blick auf die Wunde nicht ertragen, steigt aus dem Bett, holt die rote aseptische Medizin aus meinem Verbandskasten und mit etwas Klopapier tupft sie den Zeh ab. Ihre Zuneigung tut mir gut. Ich werde sie zu meiner Frau machen. Sie will es auch. All das Gerede, auf das sich unsere deutsche Leitung der Ausgrabung, der Prof. und Peter, der Ausgräber, eingelassen haben, war nie meine Sache. Für sie war schon im Sommer klar, als wir auf La Roca ankamen und in der ersten Nacht um zwei Uhr von zudringlichen Frauenstimmen aus dem Schlaf geweckt wurden: Unsere Residenz für mehrere Monate ist ein kleines Sankt Pauli auf kubanisch, es handelt sich um einen Versammlungsort für Prostituierte, was nicht nur auf meinen Widerstand stieß. Prostituierte gibt es nicht in La Roca, beschied Colonel Ernesto, unser Sicherheitschef, der uns auf unseren Ausgrabungen als ständiger sichtbarer Aufpasser beigegeben worden ist. Mit bestechender Logik stellt er klar: Prostituierte sind in Kuba verboten. Sollte es sie geben, werden sie in einem Volksgerichtsverfahren für vier Jahre ins Gefängnis gesteckt. Da wird kurzer Prozess gemacht, ohne viel Drumherum. Wer aber frei herumläuft oder registriert mit einem Ausländer im Bett liegt, ist nicht im Gefängnis, also auch keine Prostituierte. Yamara ist kein leichtes Mädchen sondern eine junge Patriotin, die im Dienste der Sache steht oder besser: stand. Das würde die Wahrheit auch nicht treffen. Die kubanische Wirklichkeit liegt irgendwo dazwischen, mit deutschen Kategorien nicht vergleichbar. Der Volksmund hat das Wort chica mala gewählt. Aber auch das trifft es nicht. Yamara ist kein schlechtes Mädchen. Im Gegenteil. Sie sorgt aufopfernd für ihre Familie, sie hat gestern ihren Onkel aus dem Gefängnis geholt. Mit 500 Pesos Nacional hat sie dem Gedächtnis des Nachbarn nach geholfen, der fälschlich behauptete, ihr Onkel habe ihm zwei Sack Zement gestohlen.

Und wer bin ich?

Erst seitdem das Amt verbissen versucht, diese Frage zu klären, bemühe ich mich ebenfalls um eine Antwort, ohne sie zu finden. Un aventuro, ein Abenteurer, ein Zerrissener, a foreign correspondent of the Sueddeutsche Zeitung, oder ein auf dem chaotischen Markt der Gefühle Empfindender, der zu spät damit begonnen hat, seine privaten Frauenaffären abzuwickeln, die ihm über den Kopf gewachsen sind? Halten wir uns an die Fakten. Dem Archäologen ist es in Fleisch und Blut übergegangen, mit einem Schnitt durch die Gesellschaft ihre Schichten bloßzulegen und jedes Geschehen auf den Ursprung zurück zu führen, von dem aus alles begann. Kosmologisch vor 14 Milliarden Jahren mit dem Big Bang, kubanisch vor fünfzig Jahren mit Fidel, el lider maximo, el presidente, el comandante en jefe, el creador del trionfo de la revolución. Mit solchen Selbstverständlichkeiten hat sich das kubanische Volk in seinem kleinen Kosmos gut oder schlecht für viele Jahrzehnte arrangiert. Mit seiner Krankheit ist vieles anders geworden. Im universalen Kosmos gilt nach Heisenberg das Naturgesetz der Unschärfe. Auf Fidel angewandt: Irgendwie ist der Chef noch da und doch nicht mehr vorhanden, einerseits schon ätherische Welle andererseits noch manifeste Materie. Selbst im Herbst seines Lebens bleibt er sich treu. Man wusste nie so genau, woran man an ihm war: Ein idealistischer Kommunist oder ein taktierender Überlebenskünstler in einer kapitalistischen Welt. Stallone fragt in seinem 3-tägigen Fernseh-Epos über Fidel kurz vor dessen Krankheit:

Handelt es sich bei Kuba um eine Diktatur?

Ich gebe zu, ich bin ein Diktator, sagt Fidel und schaut treuherzig in die Kamera von Stallone. Er scheint einen Augenblick zu überlegen, obwohl er sich seit Jahrzehnten die Antwort zugelegt hat. Ja, natürlich, ich bin mein eigener Diktator. Der Sklave meines Volkes. Kommen Sie mit mir auf die Straße, schlägt er Stallone vor. Gehen wir zur Hemingway Bar ohne Polizeischutz und warten wir auf die Reaktion des Volkes.

Ohne Vorankündigung marschieren sie zu dritt durch die Straßen von Habana, Stallone, Fidel und der Kameramann. Nichts ist gefälscht. Bush, selbst Obama könnten es sich nicht leisten, so ungeschützt durch Washington zu spazieren, Angelika Merkel durch Berlin vielleicht schon, aber sie wagt es nicht. Der Alte tut es. Die Leute sind zuerst verblüfft, ihn zu sehen, dann grüßen sie ihn. Von einer Straßenecke kommen spontane Fidel! Fidel! Rufe, die nicht gestellt sind. Wie tritt er den Menschen gegenüber? Es ist die Attitude des Herrschers: Huldvoll, leutselig, freundlich und gnädig. Die Menschen sind ihm dankbar deswegen. Aber die Bürde der Verantwortung hat Patina an ihn angelegt. Der alte Glanz ist abgestumpft. So kommt er an, vor allem bei der Jugend. Die Jugend will den Wechsel. Sie will Veränderung. Change we now, würde ein anderer sagen ohne es ernst zu meinen. Wie lange macht er's noch? Ich bin der Antwort nahe. Es sind noch 12 Tage mit mir in seinem Land. Meine letzten Tage mit Fidel. Und ich weiß die Gnade der Geschichte zu schätzen, für mich reklamieren zu können: der vielleicht letzte deutsche politische Gefangene eines kommunistischen Systems. Ich weiß nicht, womit ich diese historische Ehre zu verdanken habe, die mir erwiesen wird, nach all den anderen politischen Gefangenen, auf die die Geschichte der Sozialisten und Kommunisten zurück schauen kann. Kommunisten gegen Kommunisten, Sozialisten gegen Kommunisten und so weiter, der stalinistische Gulag, das System von Ulbricht, das von Honecker. Und oft war der Hass auf die am heftigsten, die sich ideologisch nahe standen: Noske gegen Spartakisten, Sozialdemokraten gegen Rosa Luxemburg, Lenin gegen Sozialdemokraten, Stalin gegen Trotzki, Honecker gegen Brandt. Ich will mich nicht in ihre Reihe stellen. Das steht mir nicht zu. Die grellen Scheinwerfer, die die dogmatischen Auseinandersetzungen auf der Weltbühne erleuchteten, sind erloschen. Bis auf eines: der Hass des Bürgertums und ihrer Vertreter im Bundestag auf den Kommunismus und die Feigheit der Linken, die ehrwürdige Utopie des Kommunismus gegen den Hass zu verteidigen....Was ist mit Fidel? In den USA liegen die Krankenakten des Präsidenten für jedermann offen. In Kuba wie in Deutschland ist es anders. Als müsste ein Elderly Statesman sich seiner Gebrechen schämen. Aber ich bin informiert. Es sind nicht die Depeschen der amerikanischen Botschaften nach Washington, publiziert durch Wikileaks, nicht der CIA. Es ist ein spanischer Internist, der in der spanischen Zeitung El País das Geheimnis ausgeplaudert hat: Im Militärkrankenhaus von Habana im zweiten Stock, der ganze Flur ist nur für ihn da. Und diese Information deckt sich mit einer anderen. Eine etwas dickliche Krankenschwester des Leninkrankenhauses von Holguin hat mir den Tipp gegeben, in meinen elend langen Telefonaten von La Roca, als ich auf der Suche nach ihrer Schwester Merci secunda war, mit der ich einige Nächte in der sturmfreien Bude der Krankenschwester verbringen wollte. Ein verdienstvoller Mensch verdient Respekt. Ihm geht es nicht gut. Und für mich wird es Zeit, aus dem Blickwinkel eines Menschen, der sich dem demokratischen Sozialismus verschrieben hat, Position zu dieser magischen Figur der Weltgeschichte zu beziehen. Ihn mit glühenden Augen der Verehrung zu betrachten – wie es einige linken Genossen machen - ist nicht mein Ding. Ihn als Kommunisten zu verdammen hieße, meine Ideale zu verraten. Also was tun? Vorerst versuche ich es mit der Perspektive des altgriechischen Komödiendichters Aristophanes, aber ohne dessen derben Zoten und Obszönitäten, die in Kuba verboten sind. Ein weichgespülter Aristophanes.

Ich und Ich.

Auch so ein Problem, mit dem der Erzähler ins Reine kommen muss. Manchmal greife ich zum Er. Der Wechsel hat einen Sinn, den ich noch nicht erkenne. Das Auftreten eines Ich-Erzählers verschafft dem Leser Distanz, ihm wird ein eigenes Urteilsfeld eingeräumt. Ein neutralerer Er wäre eine Kumpaneie, eine Anbiederung an ihn, den Leser. Klare Verhältnisse sind von Nöten. Hier bin ich, dort ist der Leser, der das Buch in der Hand auf seinem bequemen Sofa lümmelt. Der Leser ist durch den Ich-Erzähler gefordert, sich seine eigenen Gedanken zu machen. Bei Aristophanes wird in der Literaturkritik sein erzählendes Ich als der „Alte Oligarch“ benannt, der mit Spott die Erhabenen des antiken Athens von ihren hohen Sockeln holt und sie auf ein Normalmaß herunterstutzt. Kein schlechter Ausgangspunkt für den Erzähler, wenn er es mit einem Menschen wie Fidel zu tun hat. Zwei Oligarchen können miteinander kommunizieren, wenn auch von unterschiedlichen Augenhöhen aus. Am Ende des dritten Teils werden wir auf das Thema zurückkommen, soviel sei schon verraten.

Wiederholen wir das kurze Briefing über Fidel

mit anderen Worten. Was ist der momentane Stand der Dinge? In Kurzform: Ein Teil des Volkes liebt und verehrt ihn, andere weniger, aber niemanden lässt er gleichgültig. Das Volk liebt das großväterlich Kubanische und mag nicht so das Ideologische an ihm, das er aus Europa importiert hat. Dabei weiß man im Grunde so wenig über ihn. Jeder glaubt ihn zu kennen, doch schaut man genau hin, verschwimmen seine Konturen. Zum Beispiel, was sind die „Ideen des Fidel“; eine Summe aus Marx, Engels, Lenin – Martí nicht zu vergessen – das ihm die Strenge und das Oberlehrerhafte gibt? Oder der romantische Anspruch eines lateinamerikanischen Revolutionsdramatikers, der gegen die Verarmung der Dritten Welt kämpft und den Shareholder-Value-Kapitalismus in einer globalisierten Welt als Verursacher des Elends in der Welt ausgemacht hat? Auf jeden Fall ist er ein genialer Promotor für ein kleines Elf-Millionen-Volk, der sogar aus seiner Krankheit Schlagzeilen holt. Kuba ist in aller Munde. Staaten gleicher Größe wie Nepal, Mali, Ungarn oder Tschechien führen ein kümmerliches Leben in den Nischen der Weltgeschichte. Kuba macht Weltgeschichte. Kuba ist das einzige Land in der Welt, das ernsthaft – und nicht nur rhetorisch wie China – sozialistische Theorie und Praxis verbinden will.

Rollenspiele liebe ich über alles, die Fiktion und Realität aufheben.

Zwar bringe ich es nicht so weit, wie eine junge Studentin aus Erlangen, die die Rolle einer Katze spielte, sich eine selbstgestrickte Wollmütze mit Katzenohren über den Kopf stülpte, an ihren Fingernägeln Krallen anklebte und sich beim Schminken schmale Katzenaugenschlitze ins Gesicht malte, um als Menschenkatze an dem Proseminar der Anorganischen Chemie in der Uni Erlangen teilzunehmen. In der Verinnerlichung ihrer Rolle ging sie so weit, dass im Liebespiel sie mir miauend meine nackte Brust mit ihren Krallen aufriss. Bei meinem Rollenspiel mache ich es eine Nummer kleiner. Ich begnüge mich mit der Funktion eines Computerfreaks, der sich ein simples Entré zu ihm programmiert, dank der Hilfe des Sohnes von Alicia, einer Kollegin unseres archäologischen Teams, der mein Laptop ans kubanische Telefonnetz anschloss und den Zugang zum Internet erschloss. Ich tat es nicht ganz freiwillig, sondern auf Anordnung unseres Ausgräbers, der auf diese Weise per E-Mail mit seiner Frau in Deutschland kommunizieren wollte und sich das sündhaft teure Telefon ersparte. Dennoch wundere ich mich über meine Exklusivität. In Ergänzung zum Computer-Chatroom musste ich nur ein erstes Mal eine Connection-Line mit Waypoints – Wegpunkten – und Tracks – Pfaden – mit meinem GPS-Navigator eTrex Legend anlegen, verbunden mit sieben Satelliten. Der einmal gelegten Spur der Route von mir zu ihm unterlegte ich das vorzügliche Kartenmaterial von Google Earth, das jedes Haus und jeden Weg in Kuba – wie auch anderswo in der Welt – mit einer Genauigkeit von drei Metern wiedergibt. An dem einen Ende der Wegbeschreibung notierte ich in der Software von Google Earth die Koordinaten von La Roca. Als Zielpunkt trug ich die Koordinaten des Krankenhauses von Fidel ein. Ein Klick mit der rechten Maustaste verband die Route zwischen Start und Ziel, an der ich mich wie ein Avatar aus der virtuellen Welt entlang hangle, real und virtuell, visuell und auditiv. In corpore materialisiert und deshalb eine langsamere Route bietet die innerkubanische Fluglinie von dem kleinen Flugplatz von Sagua aus, von dem die alte behäbige und etwas brüchige russische Tupolev über Santa Clara 300 Kilometer westwärts entlang der Autobahn nach Havanna fliegt, Flugzeit eine Stunde, Kosten einhundert Dollar. Vom Havanna-Flughafen per Taxi durch den „Tunnel“ zum Platz der Revolution, durch den Eingang die Treppe hinauf zum zweiten Flur. Es geht an der Wache im Vorzimmer vorbei, einem pensionierten Hubschrauberpiloten im Rang eines Obersten und Ex-Ehemann einer gemeinsamen Freundin von mir und meiner alten Geliebten Vi in Holguin, die sich nach Kanada abgeseilt hat, und der Besucher steht im Zimmer des Staatschefs. Setzt man in seinem Zimmer einen letzten Waypoint kann man einen Kommunikationstunnel, einen virtuellen Track zwischen seinem Zimmer und dem eigenen Standpunkt herstellen. Zwischen der virtuellen Geographie und der Realität liegen drei Meter Abweichungen vor. Das ist im Rahmen des Zumutbaren, auch wenn man bedenkt, dass der Kosmologe Brian Greene neben unserem, dem „Elegantem Universum“, ein weniger elegantes nur einen Millimeter entferntes komplettes anderes Universum zuordnet.

Hallo, sagte ich das erste Mal unseres Treffs, was sollte ich auch anderes sagen. Er hebt müde die Hand, was sollte er auch anderes tun. Und so begann unser erster Treff, dem noch andere folgen sollten.

Während ich, gefangen in der weltlich-spirituellen kubanischen Präsenz, im Schrittempo über die Gleise der stillgelegten Rohrzucker-Eisenbahn am Eingang von Sagua holpere, flüstere ich ihm über meine direkte Linie wie einem guten alten Bekannten zu:

Fidel, sei wachsam, cuidatete!

Man muss sich Sorgen machen um dich! Trau nicht den Ärzten! Trau nicht der modernen Medizin, sie wollen dir deine Würde nehmen!

Niemand kann diesem Mann seine Würde nehmen. Und was ist mit compasion?

Er will kein Mitleid. Außerdem: Mitleid ist ein Luxus, den sich die Reichen der I. Welt leisten können. Wer im täglichen Kampf ums Überleben steht, kann kein Mitleid aufbringen. Die Frauen stehen Schlange vor den Geschäften, die Rentner lungern untätig auf den Parkbänken, der stadtbekannte deutsch-sprechende Spitzel radelt durch die Straßen, die rastenden Kutscher, die auf Kunden warten, lassen ihren Pferden die Köpfe hängen. Wer Siesta macht, bekommt entweder seine monatliche Überweisung aus Florida oder hat resigniert in dem allgegenwärtigen Kampf ums Überleben

La lucha cotidiana para sobrevivir.

Ich schaue in die verstaubten leeren Schaufenster der Peso-Nacional-Geschäfte an der Calle Maceo, durch die ich mit der gebotenen passiven Vorsicht fahre. Heroismus als Brot, Patriotismus als Medizin. Während ich in die Straße von Yamara einbiege, denke ich etwas Hässliches. Wo ist seine Pistole geblieben, an einem breiten Gürtel um die kakifarbene Uniform geschnallt, eine halbautomatische 17schüssige Glock aus Austria? Mir fällt ein Son im Reggaeton ein:

Suelte cinta. Öffne deinen Gürtel, so lange es nicht zu spät ist.

Krankheit hat auch etwas Gutes. Ikone werden zu Menschen, sage ich auf Deutsch.

Sprich spanisch, ermahnt mich Yamara neben mir im Auto in einem strengen Ton.

Nur auf Deutsch kann ich mich selber verstehen, antworte ich auf Spanisch.

In Sagua, einer Stadt von fünfzig Tausend Menschen, genießt Yamara es, mit dem weißen Ford langsam durch die Innenstadt zu rollen und die Blicke auf sich zu ziehen, als wäre es ihre Fiesta zum 15. Geburtstag. Als stadtbekannte Chica Mala steht sie an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide. Sie hat Geld, sie kann für ihre Familie sorgen, zwar nicht üppig nach europäischen Maßstäben, aber sie kann es sich schon mal leisten in einer Pferdedroschke, die das Hauptverkehrsmittel ist, für eine Fahrt 20 Pesos National auszugeben, bei einem offiziellen Tarif von 1 Peso. Hat sie bedacht, dass diese Show auch Neider schafft? An der Hauptkreuzung der Stadt lässt sie ihren Chauffeur anhalten. Sofort wird der Wagen von jungen Leuten - ihren Zuarbeitern - umringt. Durch das offene Fenster dirigiert sie die Zukäufe für das Frühstück: Butter, Honig, frisches Weißbrot, all das, was ein Ausländer als kontinentales Frühstück gewohnt ist. An der Ecke zu ihrem Haus, der Mordstätte, parken wir den Wagen und betreten das Haus ihrer Mutter, das wie viele Häuser der Altstadt im spanischen Kolonialstil erbaut ist: eine bis zum Dach reichende 6 Meter hohe Decke, damit der Wind eine breite Gasse für den Durchzug hat, gekachelte spanische Fliesen. Yas Zimmer im 1. Stock, durch eine enge schneckenförmige Eisentreppe erreichbar, wird durch rostige eiserne Eisenbahnschienen getragen, die in die Holzkonstruktion eingezogen worden sind.

Seit dem Triumph der Revolution 1959

vergammelt die Bausubstanz. Die pittoresk schiefen, mit Balken notdürftig abgestützten Holzhäuser dürften in 10 Jahren zu Trümmerhaufen zusammen gefallen sein. Ein gigantischer milliardenträchtiger Renovationsaufwand allein in dieser kleinen Stadt. Woher sollen die Dollars für die nötigen Reparaturen kommen? In meinem Kopf trage ich ein Wunderrezept mit mir herum, die Lösung aus der Misere, aber mir fehlt der Ansprechpartner: Durch Kapitalisierung des zu Null-Dollar bewerteten staatseigene Grund und Boden ließen sich die nötigen Finanzierungsmittel aufbringen. Weil es an eigenen Finanz-Quellen fehlt, können sie nur aus dem Ausland kommen. Aber machen wir uns nichts vor. Eine solche Privatisierung wäre Konterrevolution. Denn wer könnte das nötige Kapital aufbringen außer dem Imperium im Norden? Im kleinen Hof gackern vier

gekaufte Hühner für die Zeremonie des nächsten Tages und ein Schwein. Über den Dächern thront Yas Jungmädchenbude mit weitem Blick zu den kolonialen Nachbarhäusern. Auf die Spur führte mich meine erste Freundin. Uganda gab mir den entscheidenden Tipp, als sie voller Neid von ihrer Konkurrentin sprach und mich neugierig auf das Zimmer machte. Uganda, von Yamara nur durch die Straße getrennt, muss sich mit einem engen langen Schlauch als Quartier begnügen, für Männerbesuche ungeeignet. Was sie aber nicht hindert, einige Monate später sich einen reichen Scheich zu angeln. Ich lege mich auf ihr breites Bett in dem weiten Zimmer und einem kleinen abgegrenzten Bano.

Weißt Du noch damals, sagt er, im Oktober. Sie lächelt.

Damals war er von Uganda, abgestoßen von ihrem morgendlich noch von den nächtlichen Alkoholexessen aufgeschwemmten Gesicht, die wenigen Schritte über die Straße hinüber gegangen. Damals hatte die Mutter den fremden Gast wie selbstverständlich zur Treppe gewiesen, er war die eiserne Wendeltreppe hinaufgeklettert und hatte ihr Zimmer betreten. Sie schlief, natürlich schlief sie noch um elf Uhr morgens, ermüdet von dem „Trabajo“, der nächtlichen Arbeit in der Bar Reyes am Hauptplatz gegenüber dem Casino Espanol. Er hatte sich an die Bettkante gesetzt und ihre Hand erfasst. Die Innenfläche war feucht, eine Erbschaft ihre Vaters, der sich schon vor Jahren davon gemacht hatte, wie ihre Schwester zu berichten wusste. Langsam hatte sie ihre Augen geöffnet und gelächelt. Sie wusste, es war soweit, der estranjero hatte sich für sie entschieden, sie konnte im Dienst ihres Volkes an ihre Arbeit gehen.

Ich trinke nicht, ich rauche nicht.

Mit einer etwas heiseren, hastigen Stimme hat sie damals ihre Vorzüge geschildert. Es hätte nicht der Anpreisung ihrer Vorteile gebraucht. Uganda, ihre Konkurrentin, soff und qualmte sich dem Ende zu. Wir wissen ihre Eigenschaften zu schätzen, ihr Auftraggeber und ich. Yamara - eine „militante de amor“ - eine Funktionärin der Liebe, bis sie mich zu lieben begann. Sie dachte, gegen die schöne, hellhäutige Mulattin und deren fraulichen Figur mit den langen Haaren, die Uganda beim dirty dancing in der Disco mir mit Schwung von hinten ins Gesicht warf, könnte sie mit ihrem mageren Körper und der rabenschwarzen Haut nicht bestehen. Sie bedachte nicht, dass ich an den Haaren ihrer Rivalin zwischen den Zähnen zu kauen hatte und einen Würgeanfall erlitt, wenn sie bis in den Schlund gelangten. Für einen männlichen Agenten der Liebe gibt eine einfache Grundregel, um wichtige Informationen über eine Frau einzusammeln. Ein Rundblick in ihrem cabinet de amour kann die Verhältnisse erfassen. Steht ein Fernseher in der Ecke, den ein Freier ihr finanziert hat? Ja, aber er ist kaputt. Was hat es mit der Waschmaschine auf sich? Das uralte Exemplar braucht einen Ersatz. Im Bad ist das Wasser ausgefallen. Und die Garderobe beschränkt sich auf das, was ich in verschiedenen Besuchen aus Deutschland mitgebracht habe. Beschämend für einen Lover, den Beweis ihrer mangelnden Attraktivität bei anderen Männern auf diese Weise dokumentiert zu bekommen. Von dem Armutsschema weichen 18 Paar modische Schuhe ab, sorgsam an der Wand vor dem Bett aufgereiht.

Alles Geschenke von Freundinnen, sagt Yamara.

Reiche Freundinnen hast du, antworte ich. Aus Europa und Kanada.

Ich versuche ihre Sammelwut psychologisch zu erklären. Es kommt nicht darauf an, was man sammelt, ob Briefmarken, Schmetterlinge, Bilder oder Schuhe, doziere ich. Ihre Motivationen entspringen einer Verdrängung. Wer Sachen sammelt, hat ein Liebesdefizit. Weil du mich hast, brauchst du keine Schuhe mehr zu sammeln.

Der argentinische Marxist Katz, mein Freund, spricht in diesem Zusammenhang von Fetischismus der Warenwelt im Kapitalismus. Aber gehen wir etwas Grundsätzlicher die Sache an: Das zukünftige Welt-System der multiplen Domination, in der wir leben werden, wurzelt in der Überwindung des Neoliberalismus und führt konsequenterweise zu dem Verständnis, dass die Kämpfe gegen die politische Macht des Kapitals aufs Engste mit der Schaffung einer nicht nur neuen institutionellen Ordnung als Alternative zum Kapitalismus verbunden ist, sondern auch mit der historischen Überwindung seiner Zivilisation und hegemonialen Kultur. Die alte Ordnung ist eine Zivilisation der Ausgrenzung, patriarchal, diskriminierend und ungerecht, die eine Kultur der Gewalt vorantreibt und auf diese Weise ein humanes Leben unmöglich macht. Die in ihr hausenden Privilegierten erhalten die Absolution im Zugang zur Macht und zum Wissen. Sie zählen zum Archetypus des Virilen und Erfolgreichen, ein Menschenmodell des Rationalen, des Erwachsenen weißer Hautfarbe, aus der westlichen Welt, gebildet, heterosexuell, bourgeois, kurzum der geborene Dominator, der aber in der Praxis des alltäglichen Lebens seine Herrschaft im Okkulten betreibt.

Was der Kubaner Gutiérrez in seinem Buch

über den Postliberalismus und seine Vertreter beschreibt, trifft auf mich zu. Ich erfülle alle Kriterien, als Individuum könnte ich glücklich sein über die schicksalshafte Fügung, in der richtigen geographischen Gegend geboren zu sein, wenn ich nicht als Typus zu einer aussterbenden Gattung zählen würde, bei dessen Aussterben auch das Individuum verloren wäre. Wenn ich mich auf die andere Seite schlage, zu den demographisch Diskriminierten, zu der sozialen Kategorie der Minderheiten, der Schwarzen, der Armen der III. Welt, tu ich dies nicht aus moralisch-edlen Gründen, sondern um zu überleben und um mich von mir selbst zu befreien, von den impertinenten, permanenten Praktiken der Patrone, der rassistischen, sexistischen und patriarchalischen Autoritäten, die in die sozialen Gewebe eindringen, auch unter dem Deckmantel angeblicher demokratischer Diskurse.

Wenn diese Selbstbefreiung vom Neoliberalismus und Postmoderne so einfach wäre.

Denn wir sind von dem alten System infiziert, wir tragen dessen Art des neutralen oder indifferenten und zugleich hieratischen Wesens in uns, wir geraten – sagt Díaz Polanco – in eine Sicht des „Fluiden“, des Ambivalenten, des Hybriden, die das Relative in sich tragen. Ein Entweder – Oder existiert nicht im Leben, es gibt Übergänge. Auch Hierarchien sind dynamische Systeme, sie tragen in sich ein Gefälle von oben nach unten und ein Streben nach oben.

Nancy Fraser hat die zwei Grundtypen der Ungerechtigkeit in der Sozioökonomie und der Kultur des alten Systems identifiziert: Ausbeutung, marginale Existenzwirtschaft, Beraubung des Existenzminimums. An vorderer Stelle stehen die sexuelle Ausbeutung der Frauen, ihre Deprivation, ihre Diskrimination gegenüber den Männern. Ihre Gleichheit setzt Anerkennung voraus. Ein Aspekt der Gleichheit, wenn nicht der wichtigste, ist die Erkenntnis, dass es sich bei den Frauen nicht um eine abstrakte sondern um eine mit ihrem Wesen identische Gleichheit in ihrer Individualität handelt, vermittelt durch die Liebe und das Versprechen auf Familie. In diesem Bereich ist die Anerkennung der Frau als Frau am besten auf dem Feld der Liebe, der Erotik, der Sexualität gegeben. Zwar können die sozioökonomischen Kräfte auch in einer Beziehung weiter wirken wie im Fall der sexuellen Ausbeutung, aber der Kampf dagegen muss auf dem Feld der politischen und sozialen Autonomie, ihrer sozialen und kulturellen Selbstbestimmung ausgefochten werden, in der Selbstproduktion der effektiven femininen Identität. Gegenseitige Achtung durch Mann und Frau ist die Voraussetzung für Gleichheit in der Liebe. Sie setzt Selbstachtung voraus, eine eigene Selbstwertschätzung, die nicht im Machismo enden darf, weil dieser der Gleichheit widerspricht. Der Macho stellt einen Pseudokonsens dar, der die Widersprüche verbirgt, und die unterschiedlichen Visionen der Geschlechter dem maskulinen unterwirft. Wenn in dieser Weise die Rahmenbedingungen für das Zwischengeschlechtliche gegeben sind, steht der Weg zu sexuellen Obsessionen offen, in deren inneren Reich sich nur die zwei Beteiligten auskennen.

Und wo sind die Botines, die du aus Deutschland mir mitbringen wolltest? Ich erinnere mich an ihre telefonisch übermittelten Aufträge vor meiner Abreise: Weißlederne Stiefel mit 10 Zentimeter langen Bleistiftabsätzen, spitz wie Dolche.

Die sind mir in Baracoa aus dem Koffer gestohlen worden, erwidere ich. Ein geringer Verlust. In Europa tragen die Huren solche Stiefel.

Das war einmal, erwidert sie. Heute tragen es auch die normalen Frauen. Ich wundere mich über ihre Fachkenntnisse über Europa.

Während wir am Frühstückstisch essen, kommt die Familie zusammen, la santera, die hagere knöchrige Mutter, die ältere Schwester mit dem Baby, und die 7jährige Göre Que, die Tochter von Yamara, in deren abstehenden Zöpfen ich mich verliebt habe. In Gedanken habe ich sie als meine fünfte Tochter adoptiert. Der Vater lebe irgendwo fern, unerreichbar in den USA, hat man mir gesagt. Was soll man von den Erzählungen halten? Der Vater haust keine zwei Straßen entfernt. Lateinamerika ist das Land der märchenhaften Erzählungen. Cuento heisst Märchen und kommt von contar, erzählen. Vielleicht ist der Vater auch der junge hübsche illegale Taxifahrer, der während der Ausgrabung für die Verbindung zwischen Sagua und La Roca sorgte und somit das Geld in der Familie hielt. Und sicherlich hat ihre Kusine Diana Recht, die nach Hausham in den Hof eines biedereren Bayern einheiratete, dass ihre Nichte es faustdick hinter den Ohren habe.

Eine Bruja, eine Hexe ist sie, eine Diavola, eine Teufelin,

hatte Diana in einer Oktobernacht erklärt, als sie mit ihrer Freundin meine Bude auf La Roca erstürmte. Diana trat dezent zur Seite, um ihrer Freundin freie Bahn zu schaffen. Diese warf mich aufs Bett und fuhr ihre riesige Zunge aus dem Rachen, um mir ihr feuchtes Organ über das Gesicht zu ziehen. Es stank fürchterlich nach

Alkohol. Daraus konnte ich schließen, dass Dianas Urteil nicht frei von Subjektivität war, als sie ihre betrunkene Freundin auf eine ungeschickte Weise an mich verkuppeln wollte. Der Freund der Mutter kommt, ein schmaler aufgeschossener junger Mann, den ich schon als Beschwörer, Babalawo, des Schöpfergottes Obatalá am Vorabend in einem großen öffentlichen Gottesdienst mit drei Trommlern in einem Tempel in einer Nebenstraße der Stadt kennen gelernt hatte. Eine fette Schwarze war in Trance verfallen, ihr Körper zuckte wie rasend, sie musste von den anderen Teilnehmern vor sich selber geschützt werden. Yamara war inmitten der anderen ganz Feuer und Flamme. Sie tanzte zum Gesang der anderen in ihrer unnachahmlichen Art, ich versuchte neben ihr mit ihren Schrittkombinationen mitzuhalten. Zusammen bildeten wir ein eingespieltes Paar, das die Blicke neugierig und bewundert auf sich zog. Solche öffentliche Prostitution liebten wir, ob in einer Disko oder in einer Kirche der Santeria. Ab und zu zog sie einen 20 Pesoschein aus meiner Tasche – sie hatte schon seit längerem meine Barkasse übernommen – und spendete vor einem Altar im Nebenraum den Heiligen und Göttern. Zum Schluss trat ein zotteliges Medium auf, das sein Gesicht unter einem mächtigen Filzhut verbarg und meiner Familie mit heiserer krächzenden Stimme eines Orishas, der Besitz von dem Medium ergriffen hatte, auf der dunklen Straße die Leviten las.

El Creolo dice, después el Creolo dice...

Yamara bekam geweissagt, ich hätte eine andere Freundin in Kuba. Ich krame das weiße Shirt, die weiße Tennishose aus dem Koffer und ziehe die weißen Tennisschuhe an. Die Notwendigkeit einer Beschwörung der Geister sehe ich in unserer Bedrängnis selber ein. Ich habe keine Probleme mit dem Geschehen. Ein Agnostiker, Un-ateo, ein Ungläubiger, kann keinen Unterschied zwischen Karfreitag oder einer Geistesbeschwörung sehen. Rituale sind das Essentielle jeder Religion. Rituale erfassen das Unfassbare; erst durch ihre Theatralik und Poesie sprechen religiöse Aussagen Menschen an, ihre Wiederholungen sind eine praktische Sache, weil sie nicht an jedem Tag neu erfunden werden müssen. Außerdem ist mein berufliches Interesse geweckt. Die afrokubanische Staatsreligion wurzelt mit ihrer Naturverbundenheit im Schamanismus der Urmenschen, dem Objekt meiner wissenschaftlichen Begierden in Kuba. Man muss die Menschen in ihrer Religiosität ernst nehmen. Wenn kubanische Funktionäre die Zeremonie als touristisches Ereignis in den Urlaubsparadiesen vermarkten, verkaufen sie einen Teil der Volksseele an den Globalismus. Sie handeln zynisch. Die häusliche Zeremonie dient dazu, die weiße Kette, die ich um den Hals trage, mit neuer Magie aufzuladen. Ein großer Teil der alten Magie war verloren gegangen, als ich im November um Mitternacht betrunken in die große Piscina von La Roca gesprungen war. Eine verzweifelte Yamara war am Rande des Swimmingpools zeternd entlang gelaufen und hatte auf mich eingeschrien. Bis ich begriff, worum es ihr ging und die Kette über den Kopf zog, um sie ihr zu geben, war im Wasser der größte Teil des Zaubers abgewaschen.

Vor dem kleinen Hausaltar,

vor dem verschiedene Schüsselchen mit Opfern für Odudúa, Obatalás Weib, Göttin der Unterwelt, Eleggua, Changón, den Gott des Feuers, Babalú Ayé, dem Gott der Krankheit, Yemayá, der Göttin des Ozeans und Mutter aller Orishas nehmen wir nacheinander Platz, die ganze Familie ist eingeladen. Zuvor hat der Babalawo, auch er im weißen Gewand mit gelbem Cape eine Grube im kleinen Garten ausgegraben, dessen Sinn mir vorerst verschlossen bleibt. Den gottlosen Ausländer überkommt eine gewisse Beklemmung wie einem Bräutigam, der zum ersten Mal in einer Kirche vor dem Altar steht, aber alles ist ganz einfach, er braucht nur das nachahmen, was die Familienmitglieder ihm vormachen. Mit Ausnahme der Kleinen. Die kräht ganz fürchterlich, als der Babalawo ein Huhn aus dem Käfig nimmt, und mit dem gestäubten Gefieder ihr ins Gesicht fährt. Das liebe Federvieh. Es muss dran glauben. Vor dem Tötungsakt habe ich Europäer am meisten Angst. Es ist die gleiche Scheu Zeuge des Tötens zu werden wie zu meinem Geburtstag, den ich im Kreise des Barceñas-Clans in Mayari erlebte, als ein Schaf geschlachtet wurde oder beim Neujahrsfest in Baracoa, als zwei Schweine daran glauben mussten. Sie hatten herzzerbrechend geschrien, als ihre Intelligenz ihnen das Ende ihres Daseins offenbarte. Dann war es aber doch nicht so schlimm. Der Babalawo dreht in diskreter Weise einem Huhn nach dem anderen den Kopf ab, nachdem uns - einem nach dem anderen - mit den Federn der Körper, der Kopf und die Fußsohlen bestrichen worden sind unter dem ständigen Gemurmel des Priesters in einem unverständlichen Gemisch aus Spanisch und dem afrikanischen Idiom der Yoruba und lässt ihr Blut in die verschiedenen Opfergefäße tropfen. Er nimmt tiefe Schlucke aus der Flasche mit dem trockenen Wein und sprüht mit seiner Puste über die Schalen. Dann muss ich Federn aus dem getöteten Huhn rupfen und als Opfer in die verschiedenen Schalen legen. Als zuletzt ein Täubchen dran ist, könnte das Schlimmste hinter mir liegen. Aber am Ende läuft alles schief. Die kopflose Taube flattert unkontrolliert vor dem Altar hin und her und besudelt mein schneeweißes Gewand mit ihrer Blutflüssigkeit.

Auch beim Täubchen

muss ich mit hohler Hand das Blut und die Federn auflösen und am Rand der Schalen für Chagón, Obatalá und den anderen Gottheiten als Opfern legen. Dann wird eine weiße Masse aus geweihten Kokos auf meinen Kopf gepresst und mit einem Tuch fest auf die Haare gebunden. Zuletzt wird aus einer Schale die weiße Kette genommen und mir um den Hals gelegt. Sie ist mit dem Zauber des Babalú Ayé aufgeladen. Yamara ist rührend

um meine Gesundheit besorgt. Sie will, dass Babalú Ayé mich gegen weitere Krankheiten schützt, nachdem ich bei der letzten Grabungskampagne das Opfer von vier Verletzungen wurde und ein häufiger Gast der Krankenhäuser in Sagua und Santa Clara war. Die Regeln schreiben vor, dass ich noch Stunden mit dem blutbespritzten Gewandt und dem weißen Cape leben muss, es gibt mir ein Gefühl von Bedeutung, wenn wir auf eine erneute Besorgungstour durch die Stadt fahren und die interessierten Mienen der Menschen wahrnehmen.

Abends ist Tanz in der Disko Reyes am Hauptplatz angesagt.

Ich bin gespannt, die alte Arbeitsstätte von Yamara kennen zu lernen. Sie gibt sich ganz unbefangen, begrüßt ihre alten Freundinnen, die mit ihren Boys an Tischen vor der langen Bar herum lungern. Keine nimmt es mit der langbeinigen kapriziösen Yamara auf. Ich bin stolz auf meine schwarze Schönheit mit ihrer natürlichen Körper- Ästhetik. In einer Schauspielschule hat sie auf Staatskosten den eleganten Schritt gelernt, gekonnt wackelt sie mit dem schmalen Po. Wären wir in einer Bar in Mailand, und käme Giorgio Armani vorbei, er könnte sie sofort als Model für den Laufsteg seiner Haute Couture engagieren, und Victoria Beckham und Cate Blanchett würden zu ihr aus der ersten Reihe aufschauen. Kein Tanz mit einer Band, es gibt nur Musik aus der Konserve. Es spricht für die Abstinenz von ihrem alten Leben, dass meine Geliebte nicht mehr auf dem Laufenden ist. Eine französische Gruppe kommt herein und nimmt an einem langen Tisch an der Seite des großen Raumes Platz. Das ist das Signal, auf das wir gewartet haben. Wir haben Zuschauer bekommen für unsere Performance zu den letzten Hits des Reggaeton. Sie führt ihre disziplinierten Schrittpassagen zu den lateinamerikanischen Takten in einem hohen Tempo vor, während ich mehr das „wild –dancing“, die gesetzlose Geste bevorzuge, ohne ihren Körper aus der Reichweite meiner Arme zu lassen, und dabei nicht vergesse, in affektierte Posen mit Pausen zu verfallen, als wäre es ein Tango. Das ist unsere Spezialität: Aus der Diskordanz der Bewegungen im Individuellen ein harmonisches Ganzes zu bilden. Wir sind ein füreinander bestimmtes Tanzpaar, zum Klang erzeugen wir bewegte Bilder, die für ihre Zuschauer alles Sagbare aus ihren Körpern darstellen. Würde man uns zur Musik filmen, böten wir einen überzeugenden und zugleich billigen Videoclip.

Aber es geht auch disziplinierter zu,

fast wie bei einem auf ein Duett reduziertes Ballett. In den vielen Tanznächten in La Roca habe ich von ihr die komplizierten Armverschränkungen und Körperdrehungen gelernt, damit wir beide dem Ideal eines eingespielten karibischen Tanzpaares entsprechen. Das ging nicht ohne Verletzungen ab. Eine Armdrehung zu heftig und ihr schlecht verheilte Bruch, den sie sich bei einem Sturz von ihrer Wendeltreppe zugezogen hatte, peinigte sie. Das Dirty Dancing, die spielerisch tänzerische Nachahmung der Kopulation, gelingt nur bei einem aufeinander abgestimmten Verhalten beider Becken und Beine. Das ist Yas Spezialität. Mit hochgereckten Armen, die ich von hinten erfasse, meinen Körper an den ihren gepresst, vibriert ihr Körper, als stünde er unter Strom. Ihre Energie geht auf meinen Körper über, wir stehen unter Strom, eine halbe Stunde, eine Stunde und mehr, bis ich atemlos in eine erholsame Kuschelrunde überleite. Inzwischen haben sich drei ihrer Freundinnen an unserem Tisch breit gemacht und bechern auf meine Rechnung. Sollen sie, denn zum Schluss, wenn Yamara ermattet sich zu ihnen gesetzt hat, kommt mein Solo, das große Trancesolo ohne Woodoo-Zauber. Es ist der Moment des Free Dancing: durch schnelle Schritte, Sprünge, Floor Touching und Pirouetten den Sauerstoff aus dem Gehirn zu pressen, zugleich die glücklich machenden Botenstoffe aus den Drüsen des Mittelgehirns freizusetzen, bis die Augenblicke der rauschhaften Ekstase eintritt und die Welt um mich versinkt. Als ich aus der Raserei erwache, klatscht man am Franzosentisch immer noch.

Am Mittwoch ist die gesamte Belegschaft von La Roca,

die Köche, die Serviererinnen, die Stubenmädchen und der junge DG hocken mit düsteren Gesichtern in der recepción als erwarteten sie den finalen Abschied. Welcher Kontrast bietet ihre Düsterei zu dem fröhlichen Diskotreiben der Vergangenheit, bevor der Professor die Polizei mobilisierte. Unser Prof – besser bekannt als ZK - ist ein anerkannter Archäologe aber kein Experte für das Allzu-Menschliche. Mit seiner Besessenheit, moralische Sauberkeit in La Roca herzustellen, wurde das mühsam gestrickte Netz der „Horch und Guck“ - Orga zerrissen, das man über die Verdächtigen geworfen hatte. Die flachen Barracken ähnlichen Quartiere für die Nacht, das Restaurant, die Diskothek sind Einrichtungen, die zwei Aufgaben zu erfüllen haben: Die Kubano-Amerikaner, die aus Florida ihre Familien in der Stadt besuchen, durch ausgewählte chica malas in La Roca zu betreuen und ausländischen Gästen die weltberühmten Kubanerinnen zu zuführen, damit sie ihren Spaß haben. Ich weiß nur zu gut, wovon ich rede. Vergangenheit, Vergangenheit. Ich entschuldige mich hastig beim DJ, dass ich keinen alten PC aus Deutschland mitgeschleppt habe. Ich murmle etwas von schlechtem Wetter. Starke Winde machten den Aufenthalt auf dem exponierten Fels vor der Küste unbequem, aber sie wissen, dass es eine Lüge ist, sie wissen, wir sind auf der Flucht, denunziert von Uganda. Yamara schlägt mir ein Ersatzquartier vor: Das Motel sei etwas weiter weg von Sagua, aber privado. Was sie meint, kann ich nur erahnen: kein Amtsposten wie La Roca. Wir fahren über eine staubige Piste. Man erwartet uns schon, der Parkwächter, der seine Hand aufhält, endlich kommt ein wenig Geld vorbei. Yamara ist begeistert vom Interieur des Motels: großer Swimming-Pool vor der Anlage, im Bungalow Möbel, ein sauberes Bano. Die Empfangsdame

erhält 5 Dollar, um dem Ausländer eine Bleibe zu geben in einem Terrain, das den Einheimischen vorbehalten ist. Zurück in der Wohnung gibt mir ihre Mutter eine Einladung: Am Freitag für Yamara und einen Wolfgang Vorladung zur Oficina de Extranjeria. Mein richtig geschriebener Name ist auf dem recycelten Papier dick mit rotem Farbstift unterstrichen. Das verheißt nichts Gutes. Etwas sagt mir: Wir können in dem für Ausländer verbotenen Motel nicht bleiben. Aber wohin? Für Ausländer bleiben nur die Casas Particulares in Santa Clara oder das Ellegua Hotel, beides 50 km entfernt, das Hotel ist einfacher zu finden, keine nervige Suche in der dunklen Nacht in einer großen Stadt. Wir machen uns erneut auf dem Weg, Flüchtlinge in einem Ferienparadies, ohne den Mietwagen könnten wir uns nicht bewegen. Mein Wegweiser durch ein rätselhaftes Land, das Lonely Planet Book verspricht

139 rooms with numerous spa treatments like mud therapy, hydrotherapy and massages available at the nearby thermal pools,

Ich werde freudig empfangen. Endlich ein Gast. Aber Yamara darf nicht bleiben. Im Motel war ich unerwünscht, im Hotel sie. So ist das manchmal in diesem Land. Aus dem Stegreif eine theatralische Rede im Hotelempfang. Unsinnige Auflagen, widersprüchliche Regeln von Leuten, die Devisen kassieren wollen, aber sich selber im Wege stehen. Ich müsste doch wissen, dass Chicas in staatseigenen Hotels nicht erwünscht sind, kontert kühl der Empfangschef. Es sind über 100 km Entfernung bis Santa Clara, aber was bleibt mir anders übrig, zurück den langen Weg in der dunklen Nacht, die grellen nicht abgeblendeten Scheinwerfer der Entgegenkommenden werden mir den Weg zur Hölle machen. Drei Hotelbedienstete versperrern mir den Weg. Ich denke an einen Überfall, doch sie sagen:

Sir, bleiben Sie hier, wir wissen eine Lösung.

Yamara verdeutlicht mir, was sie wollen. Einer der Bediensteten setzt sich ins Auto und dirigiert den Wagen hinter eine Baumgruppe. Hier sind wir vor den Blicken des Empfangs geschützt. Wir hocken im Auto bis elf Uhr nachts, um dem Hotelchef eine Fahrt zur nächsten Kleinstadt Corarillo vorzugaukeln. Dort würde ich Yamara abladen und alleine zurückkehren. Vor Mitternacht ist die Warterei zu Ende. Ohne Yamara fahre ich den Wagen vor die Hoteltür und bitte geläutert um ein Zimmer für 45 Dollar. Der Chef entschuldigt sich wegen der Unannehmlichkeiten, so seien mal die Gesetze, für die er nichts könne. Oder ist er ebenfalls eingeweiht, und spielt dem Ausländer nur etwas vor, weil er das meiste kassiert? Nichts ist gewiss, nichts ist sicher, nichts ist unmöglich. Mein Zimmer liegt parterre, ich öffne die Balkontür und über die niedrige Balustrade klettert Yamara ins Zimmer, geleitet von den zwei anderen Bediensteten. Jeder bekommt 5 Dollar in die Hand gedrückt. Ich mache den Fernseher an. Mit großen Augen schaut Yamara sich einen spanischen Musiksender an, keine kubanische Hausmannskost mehr. Wir sind hier exterritorial, eine große Empfangsschüssel verbindet uns mit der Welt, die normalerweise den Kubanern verschlossen ist. Nachts schleichen die Ängste heran. An Liebe und Umarmungen ist nicht zu denken. Der Name des Hotels Ellegua ist nach dem Gott des Schicksals benannt. Was wird aus uns? Warum sind wir wie Kriminelle auf der Flucht? Was haben wir verbrochen, und wer ist der Richter? An diesem Mittwoch ist in der Parteizeitung zu lesen, wie Raul, der jüngere Bruder, der immer einen Schritt hinter seinem Bruder stand seit seiner Jugend auf der feudalen Elternranch, seine ersten Akzente in der Politik setzt. Der neue Präsident, stellvertretender Parteichef und Armeegeneral, kritisiert die mangelnde Disziplin in den vollziehenden Organen, er will das erfolgreiche Rezept einer Umorganisation des Heeres der gesamten Gesellschaft überstülpen. Preußische Tugenden wie Fleiß, Pünktlichkeit, Verantwortlichkeit und Zuverlässigkeit sollen in Zukunft gelten. Lautes Klopfen an der Tür weckt uns aus dem Schlaf. Donnerstag ist unsere letzte gemeinsame Nacht, sin amor.

Die Ereignisse drücken auf den Testosteronspiegel.

Es ist 6 Uhr morgens. Vor der Tür steht ein Bediensteter. Wir müssen uns rasch anziehen, um noch vor dem Eintreffen des Empfangschefs das Hotel zu verlassen. Ich gehe davon aus, dass Yamara wieder über den Balkon klettern muss, aber die Bestechlichen geleiten uns beide an dem Empfang vorbei hinaus zum Auto. Wir schreiten durch die große noch leere Empfangshalle, es ist ein erhebendes und zugleich erniedrigendes Gefühl. Seite an Seite zelebrieren wir das Selbstverständlichste der Welt. Die Liebenden haben das Zimmer eines Vier-Sterne-Hotels gemietet, sie müssen aber wie Diebe durch die Hallen flüchten. An der Zuckerrübenfabrik vor Quemada biegen wir links in einen Nebenweg ein. Wie gut kenne ich diesen holprigen Weg über blanke Kalkbänke, die sich quer über den Weg legen. Am letzten Haus einer Familie, die Bibelstunden nach den Regeln der Zeugen Jehovas bei unseren Ausgrabungen zelebriert haben, lassen wir den Wagen stehen und treten über einen schmalen Pfad in den Dschungel. Sicher finde ich den Weg zwischen dichtem Gestrüpp, seltenen Orchideen und den hohen Königspalmen. El Charcon. Ein schauriger Name, der Erinnerung an den Oktober, November, Dezember letzten Jahres angemessen, als unsere Archäologengruppe sich mit den kubanischen Kollegen den Weg zur Ausgrabungsstätte unter einem hohen Felsen bahnte, von Mücken schon auf dem Hinweg zerstoßen. Der Graben der Ausgrabung ist intakt, wie wir ihn vor Wochen verließen. Yamara ängstigt

sich in diesem Dschungel in der Dämmerung eines neuen Tages. Ich mache ein paar Aufnahmen mit ihr. Fast zwei Monate brauchten wir, um den sechs Meter langen und ein Meter breiten Graben auszuschanzen. Zu Beginn der Grabung mussten wir jeden Tag zuerst ein Feuer anzünden, um die Myriaden von Mücken auf Distanz zu halten. Zehn Zentimeter pro Quadratmeter gingen wir vorsichtig in die Tiefe, siebten den Aushub aus und verpackten die eintausend sechshundert Artefakte - durch unsere Laserkanone eingemessen - in Tüten. Meine Aufgabe war die Dokumentation: Artefakte einsackeln, die Plastiktüten mit schwarzer Tinte beschriften,

...Ekze - mil - uno - quatro - cinco....mil - uno - quatro - seis..

rief ich Pepito, dem Einmesser, laut zu. Jede Zahl musste er mir bestätigen. Nach zehn Zentimeter Aushub nahm ich meine Kamera, steckte den weißen Pfeil in Nordrichtung in den Boden, dazu unser Schild mit der näheren Bezeichnung des Fundes und fotografierte das Ganze - hunderte Mal. Auf La Roca kam dann die Nacharbeit - die Daten in meinem Laptop digitalisieren, es war eine Schweinearbeit manchmal bis spät in die Nacht hinein, bis die weibliche Welt, von Sagua kommend, an meiner Tür klopfte, um mich von meiner Arbeit abzulenken und zu trösten. Wir halten uns nur für das Frühstück in Yamaras Haus aus, dann fahren wir nach Santa Clara mit dem Großteil der Familie, der älteren Schwester, Cuqui, ihrem Baby und Kel, die den Schulunterricht schwänzt um dabei zu sein. Santa Clara, die Heldenstadt. Von weitem kann man die halb gebückte Riesengestalt von Che auf seiner Grabstätte sehen, die Knarre in der Hand, unserem Vermesser aus Ingolstadt vor zwei Jahren, einem Achtundsechziger, war bei dem Besuch des kellerartigen Grabes schlecht geworden im Angesicht der vielen Handfeuerwaffen, die El Che in seinem Revolutionsleben in den Händen gehabt hat.

Unser Che, unser Che hat viele Menschen erschossen, hatte er aufgeregt seiner Frau über Handy aus dem fernen Kuba berichtet.

Stark übertrieben sein Urteil. In der Französischen Revolution ging es blutiger zu. Außerdem gilt es folgendes zu bedenken. Bei der liebevoll zusammengetragenen Waffensammlung handelt es sich nicht um einen Waffennarr, marxistisch betrachtet der Gipfel des Fetischismus. Die Waffen standen im Dienste der lateinamerikanischen Befreiungsphilosophie - la filosofia de la libertad de Nuestra América. Für mich war der Besuch weniger aufregend. Das Museum durcheilte ich im Lauf, um mir nicht in der künstlichen Kälte eine Lungenentzündung zu holen. Yamara und ich waren schon vor ein paar Tagen in der Stadt gewesen, als die Welt noch in Ordnung schien. Sie schleppte mich zur Consultoria Jurídica, um vor der Anwältin einige Wahrheiten von sich zu geben, die sie monatelang gelehnet hatte: Ja, sie war mit einem Spanier verheiratet, ja, dieser Spanier hat sich von ihr scheiden lassen, nein, ein Scheidungsurteil auf kubanisch hat sie noch nicht in der Hand. Im Klartext hieß das, sie war momentan nicht heiratsfähig, weil sie ihren zivilen Status nicht korrekt belegen konnte. Zwei oder drei Monate würde es dauern, bis die Unterlagen aus Spanien in Kuba seien, beschied die Anwältin.

Hier haben wir damals geheiratet, sagt sie und weist auf einen langen engen Gang.

Wir fahren zur Oficina de inmigración, quer durch die Stadt, bis wir auf die Carrera Central stoßen, von dort geht ein kleinerer Seitenweg links weg. Es ist ein bescheidenes einstöckiges Haus, es sieht undramatisch aus, keine Bühne für ein großes Drama, eher für eine Dramazotte. Wir belegen mit der Familie die vordersten Sitze in dem halboffenen Warteraum. Ein paar Kubaner stehen vor der Eingangstür und wollen ihre Pässe abholen. Unmerklich beginnt für Yamara und mich der erste Schritt eines Prozesses, der rasch einem ersten Höhepunkt zusteuert: das Warten in Ungewissheit. Es stehen ungelöste Fragen im Raum: Warum sind wir hier? Was hat man mit uns vor? Man - das sind die Mitarbeiter des Amtes, eine Brigade in hellgelb-brauner Kakiuniform, 1960 nach KGB-Vorbild im Geiste von Derschinsk mit klar umrissenen Aufgaben gegründet: den inneren und äußeren Feind zu bekämpfen, parteilich, unerbittlich, mit aller Härte und Entschiedenheit. Yamara ist der Meinung, es ginge um sie. Doch ich weiß es besser. Sie ist in dem Spiel nur eine Nebenfigur, es geht um den Fremden, und diese Überzeugung verfestigt sich immer mehr, je später es wird. Bei Büroschluss, nachdem die übliche kubanische Laufkundschaft bedient worden ist, öffnet sich wieder die Tür und ein hagerer bräunlicher Offizier weist auf mich. Er geleitet mich über den Hof in ein kleines Zimmer, in dem ein Schreibtisch gerade Platz hat. Ich muss einem mittelalterlichen Schwarzen, der hinter dem Tisch hockt, meinen Pass abgeben. Es liegt in der Logik, dass man seine Habe abgenommen bekommt, nicht sofort, sondern Schritt für Schritt: den Pass, das Auto, die Kleidung, das Geld, die Halsketten, den Ring am Finger, bis man völlig entblößt vor den Anklägern da steht, ein Häuflein Elend, dem seine Schuld den Angstschweiß aus den Poren treibt. Ich hege den

Verdacht: Diesen Psychotrip hat die Internationale der Staatssicherheit voneinander abgeschaut, die Deutschen von den Amerikanern, die Franzosen von den Italienern, die Kubaner von den Russen. Es ist das übliche Procedere weltweit, wenn der Staat zupackt, um den Schuldigen seine verdiente Strafe zu zu führen. Ich kenne mich in dergleichen nicht aus, ich habe ähnliches noch nicht am eigenen Leibe kennen gelernt. Was mir aber bewusst wird: Was einem einmal lieb und teuer war - vorbei, an nichts kann man sich mehr klammern. Aber noch stehen wir am Anfang des langen Weges, vorerst vermisse ich nur den Pass.

Von hinten füllt sich der Raum mit vier – fünf Soldaten. Das Innenministerium ist eine Untergliederung der Armee. Und dann stimmen sie den Chor an, nach einem Notenblatt, das ich nicht kenne. Volksfeind, negatives Element der Gesellschaft. Sie wissen aus den per Fax ihnen zugeschickten Akten, mit wem sie es zu tun haben: Damals, im März, mein verächtliches Kritisieren des weißrussischen Präsidenten Lukaschenkow als letzten Diktator Europas. Ob ich nicht wüsste, dass er ein Freund Fidels sei?

Nein, antworte ich erstaunt.

Ein weiteres Dossier: Nahe der Büste von Marceo eine schmähende Äußerung über den Freiheitskämpfer bei dem Bankett der Archäologengruppe. Und dann die Seite Granma mit dem Agrarbericht, die ich nach Hause mitnehmen wollte, ich wüsste schon, worum es geht.

Aber das sind Sachen, die schon längst abgeklärt worden sind, versuche ich mich zu wehren. Ich habe seitdem bei meinen Einreisen nach Kuba nie Probleme gehabt. Und gegen die vielen Stimmen schreie ich an:

Mentiras, ofendas, Lügen, Beleidigungen.

Es ist das erste Mal, dass ich aus meiner Erstarrung erwache und mich wehre, aus Angst. Max Weber kommt mir in den Sinn. Die Tugend der Administration sei Zuverlässigkeit, Ordnung, Kompetenz, Effizienz, Rationalität und Vernunft. Langsam verstehe ich, worum es geht. Es wird mir, dem Deutschen, unterstellt, ein Lakai des imperialistischen Imperiums zu sein, weil ich mich auffällig in Kuba verhalten hätte, nach Aktenlage. Wenn ich an den deutschen Militäreinsatz in Afghanistan denke, kein so falscher Gedanke.

Werde ich eingesperrt? frage ich auf Deutsch und blicke in die Runde. Falls einer meine Sprache versteht, müsste er sich jetzt verraten.

Die Ängste schnüren mir den Hals zu. Mein gestammeltes Spanisch wird unverständlich, man beschließt, einen Dolmetscher zu holen, der englisch spricht, einen Oberleutnant, dem ein halbgeschlossenes Auge hinter einer starken Brille einen beruhigenden Ausdruck verleiht. Er hat seine Probleme, ich habe meine. Die Pausen, die die Übersetzung benötigt, beruhigen die Beteiligten. Aber noch hat der Schwarze nicht seinen Trumpf heraus gezogen, warum ich überhaupt hierher beordert worden bin.

Wo warst du letzte Nacht? Aus zuverlässigen Quellen wissen wir, dass du im Haus deiner Braut, deiner Novia, übernachtet hast.

Ein schreckliches Verbrechen, bei der Familie seiner Verlobten zu übernachten ohne das staatliche Permit. Aber sein Ass sticht nicht. Ich ziehe die Hotelrechnung aus der Seitentasche und lege sie auf den Tisch. Er schaut auf die Rechnung. Die Denunziation einer auf Yamara eifersüchtigen Uganda zerplatzt. Aber das steigert nur seine Energie. Er knallt seinen zweiten Trumpf auf den Tisch, den Carné von Yamara:

Deine Novia hat im Swimmingpool von La Roca nackt gebadet!

Eine neue Dimension des Schreckens tut sich auf. Nacktbaden in Kuba und Yamara in Gefahr. Nackt öffentlich aufzutreten, erfüllt in Kuba den Tatbestand der gelebten Pornographie und kann böse enden.

Nein, erwidere ich. Das war nicht Yamara, das war ich. Ich hatte einen über den Durst getrunken und war nächstens nackt in den Pool gesprungen. Ihre Informanten sind nicht korrekt. Yamara war laut kreischend am Beckenrand auf und ab gelaufen, weil das Wasser den schützenden Zauber der Götter von meinen Halsketten gewaschen hatte. Hätte ich dies gewusst, hätte ich die Ketten vorher abgelegt, die Götter hätten mich beschützt und ich säße nicht vor Ihnen.

Das wär's wohl, sagt er, steht hinter dem Schreibtisch auf und verschwindet aus der Tür.

Wir wollen nur, dass Sie unsere Gesetze respektieren, sagt der Oberleutnant fast versöhnlich, der das Verhör weiter fort führt, nachdem auch die meisten anderen gegangen sind. Es ist nicht gut, einen über den Durst zu trinken, meint er milde. Wir geben Ihnen ein Ersatzpapier für Ihren Pass, Sie bleiben nachts vorerst in Santa Clara, dürfen aber mit Ihrer Familie tagsüber nach Sagua fahren.

„Mit Ihrer Familie“, ...man muss fair sein und die positiven Seiten würdigen. Der Offizier will mir ein Angebot machen. Und ich bin so weit ein Kubaner geworden, dass ich seine indirekte Sprache verstehe. Yamara ist bisher nur eine in meinem Notizbuch der Conocidas, der Amigas, der Promotidas, der Novias, der Chicas gewesen, mit denen ich mich seit 7 Jahren in Kuba umgebe auf meinen archäologischen Forschungsreisen und Arbeiten. Dieses bunte Bild aufzuklären, überfordert jeden Dienst. Frust ist die Folge. Nicht dass Promiskuität für einen Ausländer in Kuba strafbar wäre, aber die Vielweiberei verwirrt die Behörde in ihren Recherchen. Das Feuerwerk an Liebschaften blendet sie für das, was dahinter stehen könnte. Yamara war bisher nur eine der kubanischen Bräute einschließlich der anhängenden Familie, aber mit ihrem Verfolgungseifer werten die Kundschafter sie zur wichtigsten auf. Mit ihren Recherchen in der zentralen Computerdatei können sich die Herren keinen totalen Überblick über mein Netz von Familien machen, mit dem ich Kuba überspanne. Ich verstehe. Wenn mir noch eine Chance eingeräumt wird, hier heraus zu kommen, muss ich Ordnung in meinem femininen Hinterhof schaffen. Ich muss übersichtliche Familienverhältnisse schaffen für die Zukunft, falls mir noch eine gegeben wird. Keine Uganda, Norbe, keine Rosalia, Vi und Maria mehr. Nur Yamara bleibt. Das erleichtert der anderen Seite den Überblick und macht sie zufriedener. Draußen im Hof gehe ich auf meine Familie zu, Yamaras Schwester mit ihrem Baby, die reizende Kel, Yas Tochter. Ich schaffe es bis knapp vor Yamara, dann zieht ein Heulkampf mir die Beine weg. Ich stütze mich auf ihre schmalen Schultern. Kel schaut verwundert auf den Freund ihrer Mutter. So kannte sie ihn gar nicht. Geli, wie sie mich nennen, ist nicht mehr der geldtrotzende Heilsbringer, die Lichtgestalt, die in ihrer Familie Platz nahm. Er ist das heulende Elend, herunter gebrochen auf ihren Status, er ist fast einer wie sie, ein Kubaner.

Warum reagiert dieser Ausländer mit einem Kollaps?

Fröstelt ihm unter einem papierdünnen Nervenköstüm? Er leidet an einem. Es ist ein riesiges Missverständnis, was sich aufgetan hat. Als Mitglied des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, als Mitbegründer der Partei des Demokratischen Sozialismus in Westdeutschland hatte er sich für die Belange Kubas eingesetzt und dann dieses... Es gab Zeiten, da war er bereit gewesen, die deutsche Staatsbürgerschaft abzulegen und dafür die kubanische anzunehmen. Er wollte Kubaner werden! Das einseitige Gefälle der Immigrationswege umkehren. Wenn alle von Kuba nach Deutschland wollen, sollte ein Aufrechter den umgekehrten Weg gehen wie er 1990 von München in die Kleine Alexanderstraße nach Ostberlin überwechselte. Der erste Westdeutsche als hauptamtlicher Funktionär der SED/PDS. Es war alles Farce. Denn jetzt, wo er faktisch auf die Stufe eines Kubaners gestellt ist, fühlt er sich zu tief getroffen und ist beleidigt. Daraus kann es nur eine Schlussfolgerung geben. Das Tribunal hat ihn als einen bourgeoisen Heuchler entlarvt. Jetzt, wo er seinem Wunsch nahe ist, endlich wie ein Kubaner behandelt zu werden, fühlt er sich missverstanden. Mit der Hilfe von Yamara rappelt er sich wieder auf und nimmt dankend ein Glas Wasser entgegen, dass ihm der Oberleutnant reicht. Das Glas trinkt er halb auf und wäscht sich mit dem Rest die verheulten Augen. Es ist spät geworden. Er verabschiedet sich von der Familie, die nach Hause muss. In einem Zimmer legt ein Mitarbeiter seine abgewetzte Pistole auf den Tisch, um die Uniform in Zivilkleider zu tauschen. Er bereitet sich auf eine verdeckte Ermittlung in der Stadt für die Nacht vor.

In der Casa Particular, die man dem Festgehaltenen vermittelt hat, eine geräumige Villa, gemanagt von einer älteren Frau, legt er sich auf das Bett und lässt sich zu dem alten Mann ins Krankenhaus tragen. Fidel, viele sind nervös geworden, seitdem es dir nicht gut geht. Du bist ein alter, weiser Führer, Staatsmann und Sprecher des Volkes. Wenn die Geschichte dich freisprechen wird, kannst du mich auch freisprechen.

La Historia te absolverá!

Später wird ihm bewusst, wieweit er sich, zerfressen von seinen Selbstzweifeln, zu einer kläglichen, lächerlichen Figur herabgewürdigt hat, ein Trittbrettfahrer der großen Geschichte, der sich an den Rockzipfeln eines großen Mannes klammer will. Er könnte wie jener trotzig sagen: Verurteilt mich, das ist nicht wichtig.

Condenadme, no importa!

Aber es gilt das Eine zu bedenken. Lassen wir die Kirche im Dorf. Von Selbstzweifeln war selbst Mao besessen, dem die Gewissheit eines sicheren Sieges des Sozialismus abhandengekommen war und deshalb zum reinigenden Mittel der Kulturrevolution griff - was ihn zu einem wahren großen Führer gemacht hat, verkannt von der ganzen Welt. Kumpelhaft mit Fidel umzugehen, hebt die Stimmung im Land. Jeden Abend setzt er sich an die Esstische der kubanischen Familien. Ein erbetener Gast, mit dem man in seinen eigenen vier Wänden plaudern kann. Stressfrei. Nach den eigenen Gesetzen. Ein Büchlein von Alarcon fällt mir aus der Bibliothek des Hauses in die Hand, eine Gutenachtgeschichte. Alarcon. Was für ein poetischer Name der Sprecher des

Parlaments besitzt. Das Politbüromitglied mit dem asketischen Gesicht füllt in letzter Zeit im Fernsehen die Lücken aus, die Fidel krankheitsbedingt offen lässt. Keine Kampferfahrung im Busch, aber mit der Rhetorik wie ein anderer Advokat, Robespierre, ausgestattet. Pointiert setzt er auf dem Podium seine Arme ein als wolle er sein Auditorium umfassen, und seine freie Rede beruht nicht auf statistische Vorlagen wie manchmal bei Fidel. Mit seinem Referat „Das Werk von Karl Marx und die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts“ demonstriert er in besonderer Weise seine Hoheit in der marxistischen Theorie neben den anderen Politbüromitgliedern, Raúl, Lage, Roche, dem Comandante Altamira.... Er zitiert Rosa Luxemburg, die Protagonistin eines demokratischen Sozialismus, die die despotische Seite Lenins kritisiert hat. Er nimmt den Bürgerlichen Joseph A. Schumpeter als Vorbild. Schumpeter? Ist dieser nicht ein reformistisches Weichei der Bourgeoisie? Den Dossiers ist zu entnehmen, dass er über Sympathien beim Volk besitzen soll. Aber das kann auch eines der Missverständnisse sein.

HAHNENKAMPF: ROSALIA, MARIA, VI

Wieder in einem komfortablen Bett schlafen. Was für eine Erleichterung gegenüber der kargen Pritsche in La Roca. Ein großes Bad zur Verfügung zu haben und keine tröpfelnde Dusche, die nachts abgeschaltet wurde, um Wasser zu sparen. Dazu ein treusorgendes Mütterchen, das das opulente Frühstück bereitet. Der Komfort kann nicht die Geliebte ersetzen. Alles erscheint normal, nichts verweist auf etwas Ungewöhnliches im Haus, das ihm zugewiesen wurde. Er hätte sich auf die Suche eines anderen Quartiers machen können. Eine erneute Demonstration seines Eigensinns wäre nicht gut angekommen. Klüger war es, auf das Angebot des Amtes einzugehen und sich kooperativ zu zeigen. In der Lounge das Foto eines jüngeren Fidel, der väterlich seinen Arm über die Schulter einer Pionierin legt. Hat das junge Mädchen nicht das Gesicht der Frau, die ihm gestern Nacht Gesellschaft leistete, einen Rum nach dem anderen ihm ins Glas schüttete und sich nicht genug an der Geschichte berauschen konnte, dass der ältere Mann das Opfer der Eifersucht einer jungen Frau wurde, deren Mutter ihr den Namen eines afrikanischen Staates gab, Uganda? Sie war eine tröstende Aufmerksame, wie bestellt; den Depressiven mit Alkohol abzufüllen zählt zu den Tricks jeder intelligenten Organisation. Seelische Notlagen mit Freundlichkeiten begegnen, sich bei einer netten Person auszuheulen. Es spricht für seinen Widerstandsgeist, selbst in einer verzweifelter Situation den Spieß umdrehen zu wollen, sie für seine Zwecke zu benutzen. Sie macht einen klugen Eindruck. Sie zählt zu den höheren und klügeren Rängen, mit ihr könnte er seinen Fall aus der Provinz zu der Stelle hieven, wo eine strategische Abwägung zwischen dem großen nationalen Interesse an einer Fortsetzung des archäologischen Projekts und den kleinlichen Vorwürfen über unbedachte politische Äußerungen am Lagerfeuer mit Kollegen stattfindet. Dass das Projekt im höchsten Grade gefährdet sei, wenn der Initiator als Feind Kubas bezichtigt werde, dürfte wohl klar sein, sagte er ihr nach 10 Schnäpsen.

Den Alkohol der Nacht hat er am Morgen gut vertragen.

Er hätte rumfeste Generäle unter den Tisch trinken können. Er zieht den Schaukelstuhl auf die große Veranda und betrachtet das morgendliche beschauliche Leben auf der Straße. Obwohl jedermann in der Umgebung weiß, dass es sich um eine vorübergehende Absteige für Menschen handelt, die die besten Voraussetzungen besitzen, um von hier ins Gefängnis zu gehen, lässt sich niemand etwas anmerken. Der Brotverkäufer lockt mit seiner Glocke die Hausfrauen auf die Straße, vor dem Haus fummelt der Nachbar im Motor seines Ladas herum, um die alte Kiste zum Laufen zu bringen.

Den gleichen Sechzehnhunderter hatte ich vor 25 Jahren, sage ich. 8000 Deutsche Mark West musste ich für den Neuwagen hinblättern, inklusiv einer Rostgarantie, während unsere Brüder und Schwestern im Osten 10 Jahre auf die Zuteilung warten mussten.

Schon wieder verheddert er sich in ein politisches Gespräch, aus dem man ihm einen neuen Strick drehen könnte. Doch der Nachbar lacht nur. Endlich kommt Yamara aus Sagua mit einer illegalen Taxi, die dem jungen hübschen Mann gehört, der ab und zu in ihrer Nähe auftritt. Er verlangt 15 Dollar für die Fahrt.

Ich habe gute Nachricht, sagt sie. Die Polizei hat bei meiner Mutter vorgesprochen. Du bekommst am Montag deinen Pass. Man will sich für die falsche Denunziation entschuldigen.

Er wird noch einige Tage brauchen, um endlich seine Gutgläubigkeit mit der Erkenntnis einzutauschen, dass auf die Erlösung aus den Ängsten ein erneuter Absturz in tiefste Verzweiflung folgt. Sie fahren gemeinsam zum Amt. Wie alle Wochentage wartet eine Traube von Kubanern vor dem Eingang, um dann in den großen Wartesaal eingelassen zu werden, von dem sie – nachdem sie ihr Anliegen vorgetragen haben - zu dem

Eingangraum kommen, auf deren Sitze ich mit der geduldigen Yamara Platz genommen haben. Für Kubaner zählt das Warten zum gewöhnlichen Leben. Will ich ein echter Kubaner werden – einen Plan, den ich noch nicht aufgegeben habe - muss ich die Lektionen dieses Landes lernen. Dazu zählt die große Santeria-Zeremonie genauso wie beim Ämter-Warten die innere Ungeduld zu bezähmen und die schweigende Demut vor den Behörden einzuüben. Diesmal werde ich schneller vorgelassen. Der dolmetschende Offizier will mit mir alleine sprechen.

Wir haben hier eine Notiz von einer Rosalia, sagt er und blickt auf das dicke Packen Papier, das meine Akte darstellt, das fleißige Werk staatlicher Aufmerksamkeit. In der alten DDR soll es ähnliches gegeben haben. In der nostalgischen Rückbetrachtung vermissen einige Ossi dieses staatliche Interesse an ihr Leben. Der kapitalistische Weststaat, in dem sie angekommen sind, hat nur Gleichgültigkeit für sie übrig. Es fehlt die aufmerksame Fürsorge.

Sie kennen Sie doch, diese Rosalia? Er blickt über seine Brille, ich konzentriere mich auf sein kaputtes Auge, das Gütige, und nicke mit dem Kopf.

Nah schön, wir werden Sie später zu ihr befragen. Bleiben Sie in Rufweite des Hauses. Ich habe etwas anderes zu tun.

Ro, ja er kennt sie, aber nicht eine sondern zwei, una y dos, und welche ist gemeint? Er setzt sich zu Yamara, die aus der Umzäunung des Quartiers geflohen ist zu einem Rasenstück, legt sich auf den Rücken und starrt in den blauen warmen Januarhimmel. Er denkt an die Menschen hinter ihm. Sie wollen die totale Kontrolle über seine Bewegungen in den letzten sieben Jahren. Die strikte Registrierpflicht bei den Übernachtungen und ein zentralisierte komputerunterstützte Dateisammelstelle sollen es möglich machen. Aber den gläsernen Menschen gibt es nicht. Der Mann hat sich hinter zu vielen Frauen versteckt gehalten. Es wird sich um Ro I handeln. Rosalia II – auch Mercedes genannt - hat sich nicht mit ihm registrieren lassen. Sie waren unter konspirativen Regeln im Schutz der Dunkelheit in verschwiegenen Quartieren zusammen gekommen. Sie schickte vor jedem Treff ihre ältere Schwester vor, die in ihrer Herbeiter keine Ähnlichkeit mit der lieblichen Rosalia dos hat. Wenn eine Frau den Nachforschungen entkommen könnte, dann war sie es. Es geht also um Rosalia la una, die kleine Strandfreundin, La Italiana genannt, weil sie aus früheren Männerkontakten einige Brocken italienisch aufgeschnappt hatte. Die Ärmste aller Frauen, ohne eine eigene Wohnung, ständig auf der Flucht und mir besonders lieb, weil sie mich liebte, wie sie schrieb, der als Brief fünf Wochen nach Deutschland brauchte oder als E-Mail drei Sekunden.

Mi cielo, schreibt sie in ihren cartas auf Millimeterpapier, das sie an den Rändern mit schneckenhaften Kringeln, rot, blau und gelb verziert, ohne Punkt und Komma, querido y estimado Amor. Cuanto son mis mayores deseos de que al recibo de esta carta te encuentres bien...

Ich liebe den hellen Klang des Spanischen, das magische Potential der Wörter. Auf einen dunklen Konsonanten folgt ein Vokal. Rosalia la una. Ich mag es, ihre Liebesbriefe mir laut vorzulesen und während des Vorlesens meine Stimme der ihren anzupassen, als spräche sie zu mir. Mit Hilfe ihres verehrten Professors einer Computerschule im verrufenen Stadtteils Turai hat sie sich in die Perfektionierung der spanische Rechtschreibung und in die Bedienung des Mediums einweisen lassen, allein zu dem Zweck mit ihrem Geliebten zu kommunizieren. Wir kennen uns seit 2003 – oder ist es 2002? Es müsste in den Akten stehen. Vielleicht kann mein Offizier mir Hilfe geben, um meine Biographie aufzufrischen. Nach irgendeinem nächtlichen Ereignis wurde sie mit mir registriert, und seitdem geistern wir in den Unterlagen herum. Ist mir auch das Jahr nicht präsent, so doch der Anlass unseres ersten Treffs. Meine erste kubanische Freundin Jo, eine Ärztin, hatte ich eines Tages in flagranti mit ihrem Geliebten, einen stämmigen Schwarzen, erwischt, wie sie ihm beim Abschied aus ihrer Wohnung eine zärtliche Umarmung gönnte, während ich von ihr ständig nur mit flüchtigen Küsschen hin gehalten wurde. Diese Schwarze war die Retterin meines Lebens,

la salvadora de mi vida,

nachdem sie meine Verbrennungen 3. Grades als Ergebnis eines Motorradunfalls mit der antiseptischen Nickelerde von Moa erfolgreich behandelt hatte. Und sie war eine Betrügerin!

Erbost hatte ich mir mein Fahrrad geschnappt und war zum Strand gefahren, vorbei am kleinen Flughafen. Ich wollte mich in die Fluten stürzen, um meine Enttäuschungen von mir abzuwaschen. Auf dem Pfad in einem kleinen Wäldchen hinter den Dünen hörte ich ein Keuchen und als ich mich umdrehte, erblickte ich eine junge

kleine Frau ebenfalls auf einem Fahrrad, die verzweifelt versuchte, mit mir im Tempo mitzuhalten, was ihr als starke Raucherin hörbar schwer fiel. Am Strand sprang ich in die Fluten, sie hinter mir her, hin und her geworfen von den hohen Brandungswellen, die nur um Baracoa ungehindert vom Ozean heran rollten, ihr langes gelbes Haar breitete sich im Wasser aus. Zehn Minuten später lagen wir uns in den Armen in der Mulde einer Düne gegen die neugierigen Blicke der Fischer geschützt. Es war nicht schwer, ihre Arbeitsweise als *chica mala* zu entschlüsseln. Verfolgt von der Polizei, ohne eine eigene Wohnung passt sie die überwiegend jungen Fremden ab, die sich auf den Weg zum Strand machen und die Wohnung ihrer Mutter in Turai passieren. Die Dünen sind ein ideales Liebesnest, kein Polizist verirrt sich hier in die Wildnis, müssten sie doch zu Fuß ihre Polizeiaufgaben erledigen und nicht im schicken Moskowitz oder mit dem schnellen MZ. Ich will mich nicht vor mir entschuldigen: Nur weil meine Emotionen hoch kochten, aufs äußerste provoziert durch Jo und voller Rachegefühle, habe ich mich auf sie eingelassen und wurde sofort durch die frische Herzlichkeit der jungen Frau eingenommen. Eine gewisse Traurigkeit, die sie ständig begleitete, machte ihre Jugend in meinen Augen älter, bis ich auf den Grund ihrer Tristesse kam: es war ihre Armut und die ihres Umfeldes.

Ich hatte schon bei meinem zweiten Besuch in Kuba im Februar 2000 eine Begrifflichkeit für die Armut der Menschen entwickelt. Eine Verkäuferin von Getränken in ihrem Kiosk nahe dem Hotel Bucanero hielt mir ihre Abrechnung entgegen. Eine Cola ein Dollar, was für mich ein fairer Preis war, bedeutete für sie mehr als ihr Tagesverdienst. In statistischen Zahlen: durchschnittlicher Verdienst eines Kubaners 14 Euro monatlich, während ein hölzerner Cuba-made Tisch 100 Dollar, ein importierter Fernseher 500 Dollar, ein Radio 200 Dollar kostet. Ein amerikanisches Magazin hat in einer Aufstellung der reichsten Männer der Welt, Fidel Castro an siebenter Stelle setzte – als Herrscher über die Insel wurde er gleich dem Scheich von Brunei gleichgesetzt. Als Fidel Castro voller Empörung darauf hinwies, dass sich sein monatliches Einkommen auf rund sechshundert Pesos Nacional beläuft, gleich 25 Euro, stießen seine Einlassungen in der internationalen Presse ebenfalls auf Empörung, mit der Folge, dass gleich mehrere Missverständnisse auf dem Tisch lagen. Fidel ist kein Eigentümer der Insel, er lebt bescheiden mit seiner Familie. Ihm stehen wie jedem Staatsmann für die Ausübung seines Amtes alles Nötige zur Verfügung, Flugzeug, mehrere Dienstvillen... das private Gehalt ist nicht so wichtig, aber er bezieht tatsächlich sechshundert Pesos Nacional, das höchste Einkommen aller Staatsbediensteten in Kuba. Ehre wem Ehre gebührt.

An Ro und ihrer Familie lernte ich wieder, was Armut bedeuten kann. Ich sage wieder, weil ich als Kind jahrelang noch ärmer dran war, damals nach dem Krieg. Nach unserem Dünen-mitin waren wir wieder in die Fluten gesprungen, um den Schweiß des anderen vom Körper zu waschen, eine praktische Sache für die Armen in der Stadt am Meer, die keine eigene Dusche besitzen. Mit den Fahrrädern radeln wir zur Hütte ihres Onkels, diesmal ist sie vorneweg. Mit großer Erwartung wird der Fremde begrüßt. Ro kommt sogleich auf den Punkt, worum es geht. Sie weist auf ihre dreizehnjährige Schwester, die auf der Schwelle der Tür kauert. Sie ist aus ihren Kinderkleidern heraus gewachsen und besitzt außer ihrer obligatorischen Schuluniform kein Hemd und keinen Rock; ihr älterer Onkel läuft in erbärmlich zerlumpten Schuhen herum, er braucht dringend Tabletten gegen sein Asthma, um wieder Bicitaxi zu fahren. Die tuberkulosekranke Oma teilt sich die kleine Holzhütte am Rande von Turai auf dem Weg nach Moa mit acht Verwandten. Spontan beschließe ich, ein privates Hilfeprogramm für arme kubanische Familien zu gründen, das mit monatlich 35 Euro gleich 50 Dollar dotiert ist. Das Oberhaupt der Hütte ist ein junger schlanker Mann, Ros jüngerer Onkel. Er hat gerade einen Bittbrief an Fidel aufgesetzt, nachdem alle Schreiben an die örtlichen Behörden nichts gefrustet haben. Er lässt mir seinen Brief lesen, ich bin ein Doctor, ein Intellektueller, er sucht meinen Rat. Ein Elend ist das, schreibt er. Acht Menschen mit einer Tuberkulosekranken; adressiert hat er den Brief an den Comandante en Jefe. Prinzipiell halte ich sein Schreiben für berechtigt. Wenn alles Gutes für Kuba auf Fidels Konto geschrieben wird, ist er auch verantwortlich für den weniger guten Rest. Das erfordert die Logik. Ich halte in meinen Erinnerungen inne und umarme Yamara, die in dem wandelnden Schatten des Baumes auf der Flucht vor der heißen Sonne mir näher gerückt ist.

Ja, sage ich zu ihr. Das werde ich vortragen, wenn sie mich nach Ro fragen. Und ich werde hin zu fügen: Was hat Fidel mit dem Brief gemacht? Was hielt ihr Onkel als Reaktion in seinen Händen? Schau! Mira! schreie ich sie an. Es ist gar nicht so schwer. Jeder seines Volkes ist auf Du mit Fidel. Fidel, fiel, vertraulich. Dir geht es doch auch so. Nach deiner Mutter ist Fidel dir am nächsten, noch vor mir. Jeden Tag ist er in deinem Leben präsent, seit deiner Geburt. Wenn du mich umarmst, denkst du an ihn.

Wie ist die Geschichte ausgegangen, fragt Yamara?

Comandante en Jefe war die falsche Adresse. Comandante en Jefe ist ein militärischer Titel. In dieser Angelegenheit handelt es sich um eine zivile Angelegenheit. Auf den Brief hätte korrekt stehen müssen: Presidente de la Republica de Cuba.

Der Offizier steht an der Tür und winkt mir zu. Es ist so weit, das Verhör kann beginnen. Diesmal sind wir nur zu dritt, der Offizier, ein Protokollant und der Delinquent, die überschaubare kleine Gruppe entspannt die Atmosphäre, aber nur etwas.

Kommen wir zur Sache, sagt er. Leugnen Sie, dass Sie im August 2006 mit der Chica, wie heißt sie? Ro, erwidere ich. Ja, mit Ro in Siboney waren und dass Sie in diesem Zusammenhang unsere strategischen Abwehrstellungen gegen den Yanqui ausspioniert haben? Und auf meinen verständnislosen Blick fügt er erläuternd hinzu. Mit Abwehrstellungen meine ich die dortigen Höhlen im Karst.

Ich erinnere mich zu gut an diesen heißen Sommer 2006. Es war das Champion de fútbol en Alemania, jeden Tag gab es im kubanischen Fernsehen die Übertragungen aus München, Köln, Berlin zu sehen. Das traditionell baseballhungrige Kuba entdeckte die Faszination des Fußballs. Ro und ich waren dem Druck der Polizei in Baracoa nach Siboney, dem kleinen Hafen von Santiago de Cuba entwichen, eine andere Provinz mit einer anderen Polizei. Wir hatten eine schöne Casa Particular mit Terrasse zum Meer hin gemietet und die Tage an dem einsamen Strand nördlich des Hotels Bucanero verbracht, das wegen Renovierungsarbeiten geschlossen war. An diesem Strand siedelten vor 3000 Jahren die Canahayaibo, nach diesem Stamm hatte der große kubanische Archäologe Tabi eine ganze Kultur benannt.

Ich besuchte nur die Cueva de los Muertos, etwas oberhalb vom Ort, eine Höhle in der ersten Terrasse oberhalb vom Meer, sage ich.

Er gibt also zu, das Höhlensystem besucht zu haben, sagt der Offizier zum Soldaten. Protokollieren Sie das. Die Küste ist von strategischer Bedeutung. Vor über hundert Jahren haben die Yanquies dort ihr großes Landemanöver gestartet, um Kuba zu versklaven.

Die Höhle ist ein nationales Monument für zwei Flüchtlinge, die im Gefolge des missglückten Angriffs auf die Moncada Kaserne 1953 dort Zuflucht gesucht haben, versuche ich mich zu erklären. Einer ist dabei von den Batista-Schergen umgebracht worden.

Alle Höhlen sind militärisches Gebiet, sagt er. Sie müssten es als Archäologe wissen. Sie hätten eine Genehmigung für den Besuch beantragen müssen. Die Höhle ist nicht frei zugänglich, Sie waren der erste Tourist dort.

Das Buch über das Schicksal der Märtyrer der Revolution hat mich damals tief bewegt, antworte ich. Zehn Tage nach dem erfolglosen Angriff auf die Kaserne noch sterben zu müssen, das ist bitter.

Grundsätzlich ist seine Besorgnis nicht unbegründet, kommt mir in den Sinn. Daran habe ich noch nicht gedacht: Die vielen unübersichtlichen Höhlensysteme im Karst sind ideale Zufluchtsstätten für die Verteidigung, wie die Talibans in Afghanistan zeigen. *Kuba kann man nicht sein berechtigtes Sicherheitsinteresse gegen den bösen Nachbarn im Norden absprechen. Andererseits würde ich lieber im Geiste des Militärtheoretikers Friedrich Engels eine prinzipielle Debatte über den Sinn von militärischen Geheimnissen als solches anzetteln. Eine effektive Abwehrstrategie muss nach Engels von der Unterstellung ausgehen, der Gegner wüsste alles bis ins Detail über die Topographie des Feindes. Eine solche Unterstellung würde die Verteidigung nicht zu tödliche Illusionen verleiten. Eine Verteidigung, die sich auf Lokalitäten des Widerstands gründet, die angeblich dem Feind verborgen geblieben sind, wäre auf Sand gebaut. Statt einen kostspieligen Apparat zum Schutz angeblicher Heimlichkeiten aufzubauen, wäre es effizienter, Tage der offenen Tür einzuführen, in denen sich die Militärattachés ausländischer Botschaften freien Zugang zu allen Sicherheitszonen verschaffen könnten. Einen solchen akademischen Diskurs müsste der deutsche Diplompolitologe und Dozent an der Hochschule für Politik in München mit Staboffizieren der Strategischen Akademie Havannas führen. Es geht nicht um den Schutz von militärischen Geheimnissen. Wie Max Weber in seinem Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“ feststellt, ist „jede auf Kontinuirlichkeit eingerichtete Herrschaft an irgendeinem Punkt Geheimherrschaft“. Darum geht es den Apparaten hier oder in Deutschland. Von dem 100 Kilometer nördlich entfernten Imperium wollen wir gar nicht reden. Aber verwischen wir nicht die Unterschiede: In Deutschland gibt es einen ganzen Katalog abgestufter Heimlichkeiten: VS-NfD (Verschlussache – Nur für den Dienstgebrauch), über VS-Vertraulich (Verschlussache), bis Geheim – amtlich geheimzuhalten und Streng geheim. In Kuba gibt es – wie ein Blick über den Tisch des vernehmenden Offiziers zeigt - nur eine Stufe, die auf alle meine Dokumente gestempelt sind: Secreto.*

Er bezeichnet den Angriff auf die Moncada Kaserne als missglückt, unterbricht der Offizier meine weitschweifigen Gedankengänge, zum Protokollanten gewandt. Notieren Sie das. Was haben Sie eigentlich für ein Interesse an solchen alten Geschichten? Das ist doch etwas Merkwürdiges. Sie besuchen eine Höhle, die keiner kennt. Wir haben ein großes Problem mit Ihnen. Wir wissen nicht, was Sie hier in unserem Land wollen. Wir haben keine Vorstellung von Ihrer Persönlichkeit.

Er hat Recht. Ich muss diesen etwas kuzsichtigen Offizier hinter seiner dicken Brille ernst nehmen. Im Verständnis des Amtes muss sich jeder ihr gegenüber bei Bedarf offenbaren. Für die Logik jedes Sicherheitsapparates, sei es das kubanische Innenministerium oder der Bundesnachrichtendienst, gibt es keine Unschuldigen, sondern Verdächtige, die sich noch nicht exkulpiert haben und deshalb ihrer Schuld überführt werden können.

Es ist eine Anmaßung, was Sie wollen, sage ich in meiner Muttersprache. Ich weiß selber nicht, wer ich bin.

Ihnen fehlt es an Konzentration, wenn Sie weder spanisch noch englisch antworten wollen, sagt der Offizier. Erholen Sie sich etwas. Kommen Sie am Montag wieder hier her. Dann wollen wir uns über eine Maria unterhalten.

Unverhofft entlassen, geht eine Besorgnis in meinem Kopf herum. Habe ich etwas geäußert, was zum Schaden von Rosaria la una sein könnte? Sie hatte sich in Siboney registrieren lassen, also wussten die Suchenden von unserem Ausflug in die Provinz Santiago. Es waren glückliche Tage und Abende. Ich erinnere mich an das Halbfinale der Fußballweltmeisterschaft Deutschland – Italien. Wir hockten mit der Familie des Hauses vor dem Fernseher, als ich eine für mich befremdliche Erfahrung machte: die Sympathien aller lag bei Italien, schmerzlich war das Geschrei aller Kubaner für Italien beim ersten Tor. Ich zog mich beleidigt in unsere Kammer aufs Klo zurück, als sich unten im Fernsehzimmer erneut ein Geschrei erhob. Ausgleich? Ich zog mir hastig die Hose über und eilte hinunter, wo mich strahlende Gesichter anschauten. Das Entscheidungstor für Italien war gefallen, Deutschland war aus dem Wettbewerb. Heute, wenn ich diese Zeit in mein Gedächtnis zurückrufen will, spiele ich eine Videoclip ab, Volumen 83 Megabite, MVI 0350 AVI. Ro una sitzt vor dem Spiegel unseres Appartements, davor ist die in Santiago gekaufte Radiobox zu sehen – DVD tauglich, was in Kuba verboten ist. Der Kaufakt war ein hartes Stück Arbeit, befeuert von unserem Willen, es allen zu zeigen, wie man Verbote umgehen kann. Nach dem vergeblichen Anlauf in den offiziellen Läden fanden wir die Box in einem kleinen verschwiegenen Laden nicht weit vom Hauptplatz entfernt, es war eine südkoreanische Box, die DVD Disks lesen konnte, eine zwar von der DVD – Technologie kastrierte – aber von tüchtigen Technikern wieder rekonstruierbare Maschine – auf illegalen Wege. Die Verbote sind dazu da, phantasievoll umgangen zu werden.

Neuen Mut schöpfend nach einer durchschlafenden Nacht

fahre ich Samstags nach Sagua zur Familie. Den Wagen darf ich auf Yamaras Anweisung nicht direkt vor ihrem Haus abstellen, sondern in einer Nebenstraße verbergen. Mir passt dieses Versteckspiel überhaupt nicht. Wir müssen in die Offensive gehen, uns der Stadt zeigen. Schaut her, wir haben nichts zu verbergen, noch sind wir da! Wir setzen uns auf eine Bank auf dem großen Hauptplatz, vor uns mein alter Arbeitsplatz, das Casino Espanol, hinter uns die klassizistische Kirche und lassen die Neugierigen an uns vorbei defilieren. Ich halte ihre kalte Hand um sie zu wärmen, sie legt ihren nackten Fuß auf meine Schenkel. Ich soll sie massieren. Frauen lieben außer Geld zwei Dinge an mir: meinen Tanz und meine Fußreflexmassage. Über Eines muss ich mir bewusst sein. Ich hänge von dieser Frau ab. Das ist mir noch nie passiert. Bei Uganda habe ich erfahren, woran ich nie einen Gedanken verschwendet hatte: Frauen können grausam sein, Frauen können eifersüchtig sein, fühlen sie sich schlecht behandelt. Sagt Yamara schlecht über mich aus, lässt sie sich als Kronzeugin gegen mich aufstellen, verschwinde ich in Gefängnissen. Beschaulich das Leben in Sagua, abseits der Touristenwege. Früher, während der Kolonialzeit, war es mit seinem Hafen ein Zentrum des Sklavenhandels und der Zuckerproduktion. Noch heute zeugen die herunter gekommenen Stadtvillen der Hacienderos und die Brücke über den Sagua vom vergangenen Reichtum dieser Stadt. Eine kleine Gruppe von Fremden schlendert über den Platz, der Photograph in ihrer Mitte nimmt die Kirche mit einer teuren Kamera auf.

Es sind Dokumentaristen aus Havanna, sagt Yamara trocken. Sie nehmen die Gebäude auf, bevor diese zusammen fallen.

Zwei Rentner setzen sich auf die Nachbarbank. Sie hocken jeden Tag hier und schauen auf die Hunde, die zwischen ihren Beinen spielen. Ich plaudere Belangloses mit ihnen. Nur nichts Politisches! Mit 8 Dollar Rente im

Monat kommen sie nicht über die Runden, wenn sie keinen Sohn in Florida haben, der ihnen Geld zuschickt. Yamara ruft einen Jungen herbei, dem sie ein Dollar aus meiner Geldtasche gibt, die sie sich über die Schulter gehängt hat. Mit dem Geld soll er Pizzas besorgen. Ich habe ihr meine Geldtasche überantwortet. Was soll ich auch anders tun, nachdem in La Roca mein Bargeld nächtens einer ständigen „Verdunstung“ – evaporación – unterlag? Ich hätte das Geld in meinen Koffer einschließen können, deren vier Geheimnummern niemand kennt. Mir war es zu peinlich, mein Misstrauen zu offenbaren. Seitdem ich ihr so offen mein Vertrauen zeige, ist das Leck geschlossen, und es gibt keinen Schwund mehr. Wir lassen uns die heißen Pizzas schmecken, die mit Bauernkäse gefüllt sind. Die leckere Speise sind eine echte Errungenschaft der letzten Jahre und hebt die Stimmung im Volk. Der Teig wird von den privaten Pizzabäckern täglich den staatlichen Bäckereien unter dem Tisch abgekauft.

Wenn das Fidel wüsste, sage ich auf Deutsch und verstumme sofort wieder, bevor ich eine längere Kommunikation mit dem Lider Maximo zu führen beginne. Heute habe ich wirklich keine Lust dazu. Macht nichts!

Sprich spanisch, was dich bedrängt, herrscht Yamara mich an und streicht mir zugleich zärtlich über die silbergrauen Haare. Wie fein Deine Haare sind, und krault mir den Nacken.

Sie ist nicht die erste Kubanerin, die meine Haare bewundert. Was für Kubaner eine Rarität darstellt, ist mein europäisches Markenzeichen. Nicht nur die Schwarzen und Mulatten, auch die Blancos müssen sich mit strohigen Haaren begnügen. Yamara ist in ihrem Element, während wir auf der Bank sitzen. Auch wenn wir momentan am Boden sind, Verfernte sind wir noch lange nicht. Alle Augenblicke grüßt sie mit gefletschten Gebiss und lautem Gekreische von unserer Bank aus Bekannte, die auf der Straße entlang schlendern. Ich bin stolz auf meine Morena, meine schwarze Schöne. Sie hat Geld, sie ist geachtet in der Community, weil sie es geschafft hat, wovon viele nur träumen können, einen Ausländer an ihrer Seite zu haben. Und sie hat viele Bekannte, vor allem männliche. Mit wem sie wohl geschlafen hat? Vielleicht sogar mit den alten Männern auf der Bank neben uns? Mein hohes Gefühl verfliegt und Misstrauen macht sich breit. Ich beäuge meine Nachbarn. Der eine trägt eine massive goldene Uhr. Der hätte vielleicht das Geld für One-Night-Standings, aber ein Kubaner würde nie Geld für Liebesdienste einer Frau ausgeben. Lieber geht er mit seiner Alten ins Bett. Es ist wie mit dem Besäufnis auf kubanisch. Weil das Geld für das Bier fehlt, zieht man den billigen weißen Schnaps vor. Der ist trinkbar und für einen schnellen Rausch immer gut, nur vermittelt er nicht das Prestige-Gefühl, sich das Besondere leisten zu können. Die Straße entlang, schon von weitem sichtbar, kommt eine Aufgetakelte auf hohen Stöckelschuhen angetrabt, ihr Gesicht hinter einer riesigen Sonnenbrille verbergend, das ihr das Aussehen eines großen Insekts verleiht. Uganda kommt, die Intrigantin, die getrieben von Eifersucht uns bei der Polizei mit falschen Angaben denunziert hat, weil Yamara ihr den Europäer ausspannte.

Ihre Nacktfotos aus einer Disco-Nacht werde ich der Polizei übergeben, zischt Yamara.

Das wirst Du unterlassen, sage ich. Wir haben schon genug Probleme.

Ich denke an das kompromittierende Video, dass ich im Oktober in meinem Appartement in La Roca von Uganda machte, als sie auf dem Bett, bedeckt nur mit ihrer Haarmähne, auf mich zu kroch und den Mund aufriss, als wollte sie mich verspeisen. Versteckt in unserem archäologischen Arbeitsgepäck schmuggelte ich die Pornographie durch den Zoll. Uganda lässt sich nichts anmerken. Sie plaudert ein bisschen über dies und das. Selbst die riesige Sonnenbrille kann nicht ihr aufgedunsenes Gesicht verdecken. Meine Wut weicht dem Mitleid, hilflos mit ansehen zu müssen, wie eine Zweiunddreißigjährige sich ruiniert. Vier Tage und Nächte hintereinander hatte ich mit ihr geteilt. Was für mich die erste Orgie meines langen Lebens war, bedeutet für sie Alltag. Ihr Leben ist nach einem einfachen System gestrickt. Ihre jungen männlichen Zuträger führen ihr mit illegalen Taxis die Cubano-Americanos zu, die mit einem Spottgeld – verglichen mit Miami – sich vergnügen wollen. Sie habe sich schon wieder Ärger bei der Polizei eingehandelt, warnt Yamara ihre alte Freundin, als sie sich betrunken vor den Cubano-Americanos die Kleider vom Leib riss. Sie war die Nackte am Swimming-Pool in La Roca, kommt mir in den Sinn. Sie habe ich vor der Polizei gedeckt und nicht Yamara, wie ich fälschlicher Weise dachte. Aber wie jede Chica ist sie eine treusorgende Mutter für ihren zehnjährigen Sohn, die auch ein gewisses Risiko in Kauf nimmt. Unser erstes intimes Treff war mehr ein heftiger Zusammenstoß, nachdem ich dummerweise sie nach unserem Abtanzen in der Bar in mein Zimmer hinein gelassen hatte. Im Zimmer griff sie geübt nach dem Bündel Pesoscheinen, die ich nachlässig auf dem Külschrank hatte liegen lassen und steckte sie in eine geheime Tasche ihrer Jeans. Die gegraptschten Pesos konnte ich selbst dann nicht auffinden, als ich ihr gegen heftige Gegenwehr die Hose über die Beine gestreift hatte. Am nächsten Tag, als ich sie morgens in

ihrem schäbigen Schlauch von Wohnung besuchte, fischte sie das Geld aus dem Hoserversteck und steckte es ihrem Sohn zu, damit der Junge auf dem Weg zur Schule sich etwas zum Essen kaufen konnte. Als sich Yas Schwester mit der Kleinen nähert, macht Uganda sich aus dem Staub. Ihre ältere Schwester ist physiognomisch so ganz das Gegenteil von meiner Geliebten: Weiche frauliche Figur, gefälliges, ebenmäßiges Gesicht, kurzum mütterlicher Typ und nicht magersüchtiges Model, wie sie auf den Laufstegen der Pariser Haute Couture daher kommen. Angesichts der Kleinen in den Armen der Mutter fängt die Tante sofort mit ihrem Gekrächze an, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie nimmt die Kleine und stellt sie auf dem Boden. Ich habe das Geld für Baby-Schuhe gegeben, damit sie das Laufen lernen kann. Dieser Einkauf in die Familienidylle verleiht mir das Recht, zärtlich mit meinem Finger an der Stupsnase von Cuqui zu fahren.

Schaut, schaut, schreit Yamara. Sie fängt zu laufen an.

Nein, dazu ist es noch etwas zu früh, bemerke ich fachmännisch zu dem Getapse in Windelhosen in Erinnerung an meine vier Töchter, als diese im gleichen Alter waren. Lasst ihr noch etwas Zeit.

Zur Abwechslung verlassen wir unsere Bank für eine kurze Zeit und gehen die wenigen Schritte zu meiner alten archäologischen Arbeitsstätte des Wissenschaftsministeriums, das sich im Casino Espanol befindet. Der große Innenhof mit den dorischen Säulen ähnelt der Villa dei Papiri in Herculaneum, mit dem verwüsteten Peristyl. Was wäre, wenn nicht el trionfo de la revolución die USA-hörige Alta Burguesa, das Großbürgertum, aus seinen Villen und diesem Palast vertrieben hätte, ein Rückblick in eine andere Zukunft? Würde die alte Pracht noch weiter bestehen – dem Nachbau der Getty-Villa in Malibu ebenbürtig – der Traditionspflege eines raffinierten spanischen Lebensstils dienend, das seine Wurzeln im römischen Imperium hat - oder hätte das Gebäude einem Großkaufhaus von Wall-Mart Platz machen müssen? Wie vor ein paar Tagen treffen wir an einer Ecke des großen Innenhofes Villa, den regionalen Leiter der Archäologiegruppe, für den die doppelte Mitgliedschaft als Freimauer und in der kommunistischen Partei kein Widerspruch bedeutet. Er sitzt wie fast jeden Tag an einem Tisch und sortiert Artefakte, in Vorbereitung auf seine Doktorarbeit. Kuba ist seit dem 4. Parteitag 1993, der im Zeichen des Untergangs des Ostblockkommunismus stand, eine Zivilgesellschaft der besonderen Art. Um bisherige verfolgte Gruppen der Gesellschaft zu integrieren und einer Entwurzelung der Partei in der Gesellschaft zu entgehen, wurde die Partei auch für Christen, den kubanoafrikanischen Kult und Freimauern geöffnet. Besonders letztere spielen eine bedeutende Rolle im Leben der Stadt. Der Bund der „Brüder“ besteht aus ehrenwerten Bürgern, die sich in Notfällen gegenseitig unterstützen und kommunale Charity-Aktionen organisieren. Einer dieser Brüder steht mit bespritzter Schürze in einer anderen Ecke des Innenhofes und modelliert aus Lehm eine große Büste von Maceo, einem Befreiungskrieger. Mit der rechten Hand klatscht er breite Fladen von Lehm gegen ein Eisengestell, das die Figur tragen soll.

Ich kenne Jesús seit fünf Jahren,

seitdem ich zum ersten Mal die ausgedehnten Schlagplätze der alten Menschen um seine Heimatstadt besichtigt und das verlassene Nest Sagua mit seinen verlorenen Archäologen ans Tageslicht der Weltöffentlichkeit zog. Er ist ein guter Mann, vor allem ein treuer Patriot.

Ich stecke bis zum Hals in Scheiße, sage ich. Hoffentlich stellt sich alles noch als Irrtum heraus.

Yamara und ich gehen wieder zu unserer Bank. Was ist die Quelle des Argwohns? *Mein alter Bekannter Gysi, der Linkenführer, hatte eine Antwort, als er bei seinem Besuch bei Fidel dem die Ursachen für den Untergang der DDR erläuterte: Auf den generellen Nenner gebracht ist es die Lücke zwischen dem ideologischen Anspruch und dem Elend des Alltags. Diese Lücke stellt die Legitimität des Herrschaftssystems in einem wachsenden Teil der Bevölkerung in Frage. Als die DDR in einem ständigen Akt der Gewalt und Angsterzeugung repressiv antwortete, vermehrte sich die Zahl der seelisch Verletzten. Der Unmut wuchs weiter an. Ein stärkerer Einsatz von Gewalt war die Folge – die Zahl der Stasimitarbeiter verdoppelte sich in den letzten Jahren der DDR. Es kam zu einer Gewaltspirale, bis die Herrschenden keinen Ausweg mehr sahen. Aber Achtung! Kuba kann man nicht mit der DDR, Polen oder Tschechien gleichsetzen: Wir sind in einem Dritte-Welt-Land. Hier ticken die Uhren anders. Hier gilt der Takt des Salsa-Tanzes und die Lebensfreude, die aus den etwas schräg gestellten Mandel-Augen der schönen Schwarzen an meiner Seite spricht.* Kelin kommt von der Schule. Sie setzt sich auf den Schoß ihrer Mutter und zupft an ihrem roten Kopfband, das Yamara, mit ihrem langen schwarzen Haarschopf auf dem schmalen Kopf Augen das verwegene Aussehen einer Piratin der Karibik gibt. Yamara zieht einen Kamm hervor und löst ihrer Tochter vorsichtig die kleinen Zöpfe auf. Diese schaut mich stumm mit den großen Augen ihrer Mutter an und lächelt. Zuerst kämmt Yamara die sperrigen Haare von Kel in die linke Richtung, so dass die Haare starr vom Kopf weg stehen, um dann zwei - drei kleine Zöpfe mit den Fingern in das Haar einzudrillen. Die gleiche Prozedur beginnt sie mit der anderen Seite. Auch ich bin verstummt. Ich strecke die

Beine vor mir auf den Boden und blinzele in die Sonne. Es könnten die letzten Tage in Freiheit sein, die es zu genießen gilt. Die Schatten der Bäume haben sich über den ganzen Platz gelegt. Es ist ein herrlicher Januar mit angenehmen Temperaturen. Die Rentner füllen sich mit dem billigen weißen Rum ab, der Schlucker schnorrt sich von der Rentnerrunde etwas Fusel aus der Pulle. Es muss unbemerkt geschehen, damit Yamara nicht wieder schreit:

No aalcool, no aalcool!

Für den Abend ist der Besuch einer Band aus Havanna angesagt. Die Mutter von Yamara vermag die Begeisterung ihrer Tochter nicht zu teilen. Aber sie kann sich beruhigen, ihre Tochter wird nicht in meiner Anwesenheit alten Freiern um den Hals fallen und ihre alten libertinen Unarten wieder aufnehmen. Vor dem Eingang der Disco, den ein Hüne von Türsteher bewacht, hat sich die übliche coda, die Warteschlange von Geduldigen gebildet. Für den Eintrittspreis eines halben Monatsgehaltens von acht Dollar gibt es die Drinks umsonst. Im Lokal gebärdet sich Yamara fahrig. Statt sich auf mich zu konzentrieren, gibt es ein Küsschen hier und einen Schwatz dort mit den alten Freundinnen, die mir schon von der anderen Disco bekannt sind. In Verletzung des Alkoholverbots, den sie mir auferlegt hat, schiebt sie mir einen Cuba libre, Shake oder Ron nach dem anderen hin. Es dauert, bis die Band von sieben Jungs endlich mit gehörigem Lärm und Tempo los legt. Uns hält es nicht mehr auf den Stühlen. Die meisten kennen die Songs und singen mit, während ich mit Tanzschiraden im schmalen Gang zwischen den Stuhlreihen seitwärts ausbreche. Die Jungs sind wirklich gut. Auf Geheiß von Yamara muss ich den mit der Hemdaufschrift „Panama“ fotografieren, den sie von den MP-3 Raubkopien her kennt. Nach der dritten Dreingabe zieht es uns zur Bühne, um die Boys von der Nähe zu genießen. Bevor wir die Spielflächen nach ihrem Abgang zum Abtanzen belegen, zieht Yamara mich zur Toilette, dem abenteuerlichsten Kick eines jeden Mitteleuropäers. Während sie sich auf die überfüllte Schüssel setzt, muss ich unmittelbar vor ihr mich als Wächter gegen ungebetene Eindringlinge positionieren. So will es die kubanische Sicherheitsetiquette unter Paaren. Zurück auf der von den Musikern geräumten Bühne ziehen wir unsere Tanz-Show ab. Im Scheinwerferlicht spüren wir prickelnd die Blicke der Zuschauer auf unseren brennenden Körpern. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Von Natur aus sind wir nicht das ideal aufeinander abgestimmte Paar. Der etwas mollige Europäer wälzt sich mit unangepassten Spagatschritten dicht über den Boden, gestützt auf seinen Unterarmen, während die schlanke Morena über ihn auf ihren langen Beinen lasziv ihren schmalen Hintern wiegt. Aber irgendwie schaffen wir es für unsere Bewunderer, die motorische Obszönität von zwei Ungleichen zu einem Gesamtkunstwerk zu vereinen.

Die nächtliche Fahrt nach Santa Clara hätte meine letzte sein können.

Und wenn schon? Würde nicht ein schnelles Ende mir auch das geben, was ich am meisten brauche, ein Ende der Ängste? Mehrmals fallen mir die Augen im Sekundenschlaf zu. Im allerletzten Augenblick schrecke ich hoch, wenn der Wagen sich schon gefährlich nahe dem Straßengraben genähert hat. Der Montag mit den bedrückenden Verhören rückt näher, also gilt es jeden noch freien Tag zu genießen, als wäre es der letzte. Am nächsten Tag ist Sonntag. Yamara ist unermüdlich, mich auf andere Gedanken zu bringen. Für diesen Tag ist Hahnenkampf angesagt, eine heruntergekommene Form des spanischen Stierkampfes für die ärmlichen lateinamerikanischen Völker. Mir ist dieser „Sport“ nicht ganz unbekannt. Vor einem halben Jahr bei den Ausgrabungen in dem nationalen Monument Seboruco, 500 km weiter östlich in Mayari, war nahe dem Flüsschen eine Arena mit einem Durchmesser von 20 Metern mit vier Meter hohen Stangen abgesteckt worden. Nachdem aber nach dem Ende der Fiesta frustrierte Spieler auf dem Nachhauseweg Schweine und Hühner von den benachbarten Kleinbauern geklaut hatten, sorgte der mächtige Barc-Clan, dass die Bäume abgehackt und die Zugänge zur Arena unzugänglich gemacht wurden.

Mich erstaunt es, dass Yamara noch nie beim Hahnenkampf war.

Die Örtlichkeit liegt weit vor den Toren der Stadt, und sie fand keinen, der sie mitnahm. Wir machen uns auf den Weg, zuerst Richtung Santa Clara, dann geht es in die Pampa, der Weg wird schmaler und feuchter, ich fluche ungehalten und male das Schreckgespenst an die Wand, dass wir mit dem schweren Wagen bald stecken bleiben werden und nicht mehr aus dem Sumpf heraus kommen. Vor und hinter uns streben Fußgänger und Radfahrer der gleichen Richtung zu und schieben den Wagen aus einem Sumpfloch, als wir stecken geblieben sind. Unter schattigen Bäumen stehen hundert Kutschen, die Pferde sind ausgespannt, mit den Reitern haben sich zweihundert Pferde eingefunden, hundert Fahrräder sind mit dicken Ketten miteinander verbunden, um sie sorgsam gegen Diebstahl zu sichern, ich schätze die Menschenmasse auf Fünfhundert und mehr, die sich um die Arena eingefunden hat, oder Trauben um die Spieltische bilden. Es geht den Männern nicht nur um den Kampf der Hähne sondern um verbotenes Glückspiel. Etwa zwanzig Frauen haben es gewagt, dem maskulinen Spektakel Gesellschaft zu leisten. Zwei Autos zähle ich, meins und eine alte vorrevolutionäre Amirostkutsche.

Die Polizei hat in einem weiten Rund um Sagua anreisende Spieler in ihren Autos abgefangen, klärt ein Bekannter von Yamara mich auf. Keiner von Santa Clara, von Cienfuego, von Mantanzas hat den Polizeiring durchbrochen.

Bis das Hahnenspektakel beginnt, haben wir noch Zeit. Ich lege mich ins Gras zwischen den Kutschen und den abgespannten Pferden, die mit ihren Schweifen die Fliegen vertreiben. Ich schließe die Augen und versetze mich in träumerische Gedanken. Was geschieht um mich? *Eine kubanische Aktion von politischer Symbolik: Glücksspiel ist verboten, prinzipiell und generell. Aber gegen die Spieler, die es zu Fuß, auf dem Fahrrad, zu Pferde und in Kutschen bis hierher geschafft haben, geht die Polizei nicht vor. Ich atme tief durch. Eine mächtige emotionale Regung überfällt mich, die mich von meinen Gedanken wieder zurück auf die Wiese bringt. Mir wird meine Lage bewusst, eine exzeptionell Existenzielle: Ich bin in einem rechtsfreien Raum, zugegeben von nur wenigen hundert Quadratmetern, wo kein Polizist sich hinein wagt, um eine klare gesetzliche Vorgabe zur Wirkung zu bringen und Rechtsbrecher zu belangen. In Deutschland war es der Anarcho-Traum der 68er, inselartige Freiräume zu schaffen, mit Hausbesetzungen. Gescheitert. In Kuba arbeiten Zocker und Abzocker erfolgreicher. Es sind Brüder im Geiste von jungen Aficionados aus Rio de Janero, die von den Favelas der Höhen herabsteigen in die Viertel der Reichen.* Befreit von dem globalen Druck der Mächte dieser Welt umarme ich Yamara.

Wir sind frei, schluchze ich. Wir sind Schiffsbrüchige, die sich auf eine kleine Insel retten konnten. Du und ich.

Offiziell bezeichne ich mich als einen existentiellen Marxisten. In Marx, Camus, Sartre bin ich diplomiert. Insgeheim bin ich ein Anarcho-Syndikalist. Rudolf Rocker, Pierre-Joseph Proudhon und Gustav Landauer sind meine wahren Helden, in deren Welt es weder Chefs noch Hierarchien gibt. Praktisch halte ich es mehr mit den kätchenhaften Frauen in Schnitzlers „Liebele“, an deren Entlarvung in morbiden Atmosphären und flatterhaften Begehrlichkeiten das Amt gerade arbeitet – besser gesagt der Autor des Ich-Erzählers arbeiten lässt, auf seinem Selbstfindungstrip. Der Lärm am Ring steigert sich. Das Spektakel nimmt seinen Lauf. Verbannt von meiner Insel sind Erinnerungen und Fotos das einzige, was verblieben ist. Eines der Fotos, auf DIN-A4 vergrößert und an die Wand meiner Küche gepinnt, zeigt Yamara, wie sie zum Ring geht. Es ist ein Schnappschuss. Rein zufällig dominiert ihre schmale Gestalt mit gelben Hemd und Jeans die rechte Seite des Bildes; bekleidet ist sie mit den Accessoires einer erfolgreichen Frau, acht Ringe an ihren Fingern aus Goldblech, die Goldkette mit meinem und ihren von meinem türkischen Juwelier eingravierten Namen an der rechten Hand, das schwarze Amulett gegen böse Geister an einer Goldkette um ihren Hals, dazu baumeln je drei goldene Criollas an den Ohren. Sie hält eine rote Kuba-Kola-Dose in der linken Hand, meine schwarze Geldtasche hat sie um ihren Hals gehängt und die große Sonnenbrille keck in die braun gefärbten Haare gesteckt. Was das Foto aber zu einem besonderen macht, ist der strenge Ausdruck ihres länglichen schmalen Gesichts im Profil, die hohen Wangenknochen, die ihr etwas Hungriges verleihen, die mit einem dünnen Pinsel nachgezogenen Striche an der Stelle der wegrasierten Augenbrauen sowie ihr etwas angestrengt wirkender Geradeausblick, als wolle sie den verschreckten bis lüsternen Blickkontakt mit drei jungen Männern vermeiden, die sie anstarren, als wäre sie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Ich habe mir vorgenommen, käme ich hier heraus,

werde ich als ihr Agent ihr zu einem neuen Leben in der Alten Welt zu verhelfen, das sie in Zukunft von meinem Geld unabhängig macht. Die vierundzwanzigjährige strenge Schönheit ist das geborene Model mit ihren perfekten Körpermaßen 173 cm Körperlänge – zwei Zentimeter mehr hätten es schon sein können - Taille 36, Schuhe 41. Abgewöhnen werde ich ihr die große dunkle Sonnenbrille, die sie zu einem ätherischen Insekt macht. Ein Zahnarztbesuch in Europa soll ihre beiden goldenen Eckzähne weißeln. Ansonsten soll sie sich angewöhnen, ihre Klappe zu halten und ihr Gebiss nur zaghaft hinter ihren roten Lippen zu fletschen, um nicht ihre Lücken zu entblößen. Ein heller Lippenstift statt dem dunkelroten Chanel, den ich ihr von meinen angesparten Miles-and-More-Boni im Frankfurter Flughafen mitgebracht habe, sollte ihren Lippen die Schwere nehmen. Ein professioneller Gesichtszuschneider sollte klären, ob eine Audrey Hepburn-Kurzfrisur ihren Giraffenhals freilegen sollte. Schafft sie es bis aufs Cover der Vogue, sind wir gemachte Leute, vorausgesetzt ich bekomme nicht vorher zehn Jahre Zuchthaus aufgebrummt. Ich werde sie heiraten. Ja, ich werde sie zu meiner Frau machen, mit allen erforderlichen Papieren. Nur mit den Hochzeitspapieren kann sie mich im Gefängnis besuchen, um einmal im Monat mit ihr Sex zu haben.

Ein Gemetzel ist angesagt.

Ein auf Neutralität verpflichteter Experte befestigt den Hähnen scharfe Messerchen mit blauem Klebeband an ihren Zehen, mit denen sie sich gegenseitig ihre rasierte nackte Brust zerfleischen, unter den wachsamen Augen von Zuschauern, die an einem fairen Kampf interessiert sind. Ein kampferprobter Hahn kann bis zu dreißig Dollar kosten. Entscheidender sind aber die Wetten, die Ausschreier in der Arena vor dem Kampf mit den Zuschauern abschließen wollen. Es geht zu wie auf der New Yorker Börse Nesdec vor der Computerisierung der Buchungen oder wie beim Kampfhundewetten in Mexico City. Die Kursrelationen eins zu zwei oder zu drei geben die Einschätzungen des fachmännischen Publikums über die Geschicklichkeit, die Kampfkraft des jeweiligen Hahnes wieder. Mir ist klar, es wird ein Abschlachten geben, entsetzlich, auch wenn es sich nur um

Federvieh für den Suppentopf handelt. Und genau dies zieht manche kubanischen Männer an: ein brutaler Kampf auf McDonald-Ebene, Blut und Tod. Nachdem der Ring frei gegeben ist, fallen die Hähne übereinander her, sie flattern hoch, um ihre Messerchen in die Brust des Gegners zu stoßen, wieder und wieder, erstaunlich unermüdlich hacken sie mit den Schnäbeln aufeinander los, ihrem Instinkt folgend. Ich bin hin und her gerissen zwischen der Lächerlichkeit, den die triebgeladenen Suppenhähne gegenüber ihren vermeintlichen Rivalen bieten, wegen einer virtuellen Hühnerschar, und dem Ernst von erwachsenen Männern, die mit Geschrei ihre Favoriten anfeuern. Mit der Zeit ermüdet einer und flüchtet sich wie ein getroffener Boxer in die Seilen, bis unter den Anfeuerungsrufen der Zuschauer er den entscheidenden Stich empfängt, der ihn torkelend hoch flattern lässt, bis sein Besitzer ihn aus dem Ring nimmt und dem tödlich Getroffenen den Hals umdreht. Mir ist übel.

Nach zwei Runden habe ich genug und bitte Yamara mit mir den Ring zu verlassen. Tröstlich zu sehen, dass die Karten- und Würfelzocker an den Tischen ebenfalls kein Interesse an den Chickengladiatoren zeigen. Wir setzen uns auf den Grasboden, umringt von den Pferden und Kutschen, zwei Freundinnen von Yamara gesellen sich zu uns und Yamara plaudert mit ihnen, während eine große schwarze Mollige, die ihr Fleisch in einen weißen Bikini eingezwängt hat, es vorzieht, den Zockern zuzuschauen. Auch wenn der Einsatz mit 20-Peso-Scheinen für mich Europäer gering erscheint – es sind rund 70 Cent – auf Dauer geht viel Geld der Spieler über die Tische und zur Spielbank. Vor allem den Bauern, die sich durch weiße Strohhüte ausweisen, liegt das Geld locker in den Taschen. Sie sind flüssig, weil sie Bares über den Verkauf ihrer Waren auf dem freien Markt einnehmen. Ein Cowboy reitet an mir vorbei und bleibt vor mir stehen. Welch ein prachtvoller Anblick wie aus einem Film von John Waynes. Mit straffen Trensen hält der Reiter das Pferd unter Kontrolle, das unter dem Zug der Trense den Kopf gesenkt hält und die Beine versteift, als wären es Stelzen, während der Cavallero auf mich herab schaut, weißer Strohhut, nackter Oberkörper, das Lasso am Sattel aufgerollt. Das ist keine Staffage aus einem Hollywood-Studio, das ist kubanische Realität. Weil die Kühe, die er zu bewachen hat, staatlich sind, ist auch der Cowboy ein staatlicher. Ich lege mich auf den Rasen, starre in den Himmel und erfasse die Hand meiner Geliebten.

Jeder Tag dieser Woche hat sich in mein Gehirn eingebrannt.

Die Diagnose ist eindeutig: PTBS - Posttraumatisches Belastungssyndrom. Mein Rezept dagegen: Schreiben, schreiben, schreiben. Ein Autor, der sich mit seiner literarischen Architektur die Zukunft offen halten will. Er will nicht bis zum Ende seines Lebens in dem düsteren Gefängnis hausen, das ihm die Erinnerung aufdrängt. Er will an einer Parallelwelt bauen, die hauchdünn – nur um ein Bücherblatt von der realen Welt getrennt – ihm ein schöneres alternatives Universum bietet. Etwas mürrisch setzt sich der Offizier mit dem kaputten Auge und den Spiegelklappen auf seinen Schultern mir gegenüber, während der Soldat, vielleicht ein Student in Uniform, sich mit seinem Protokollbuch hinter mir setzt. Ich schaue meinen Vernehmungsoffizier gespannt an. Was für ein Blatt aus dem Buch meiner letzten zehn Jahre wird er heute öffnen?

Maria, sagt der Offizier und schaut mich über den Rand der Brille an. Wie haben Sie diese Frau kennen gelernt?

Unsere archäologische Gruppe mit ihrem Projekt: „Der älteste Mensch in Kuba“ hat für zwei Monate in Ostkuba gegraben, im nationalen Monument Seboruco, erwidere ich, natürlich mit Genehmigung.

Ich will fortfahren, aber ein anderer Offizier steckt seinen Kopf in die Tür und holt mit einem knappen Kopfnicken meinen Vernehmer aus dem Raum. Der Protokollant und ich sind uns allein überlassen. Maria, allein beim Klang ihres Namens – und komme sie aus dem Mund eines Halbblinden – wie sehne ich mich nach ihrer hellen jungmädchenhaften Stimme, nach ihren braunen Augen, ihren unschuldigen Gesten, auch wenn sie mich zugleich unter der Missbilligung ihrer besten Freundin, der Vorsitzenden der kommunistischen Parteibasis CDR, beschimpft:

Cojones! cojones!

Duden: „Hodentiere!“, im übertragenen Sinne: „Verdammt noch mal!“

C'est un amour fatal, es un amor imposible, antwortete ich dann stereotyp und zitierte Nabokow:

Lolita, Licht meines Lebens, Feuer meiner Lenden. Meine Sünde, meine Seele. Lo-li-ta, luz de mi vida, fuego de mis entranas. Pecado mío, alma mía.

und – füge ich für mich zugleich hinzu, deshalb die stärkste Form der Liebe, eine perverse Obsession. Auf meinem Totenbett im Gefangenenkrankenhaus werde ich ihren Namen auf meinen Lippen haben... Maria. Dem steht nicht entgegen, dass unsere Unterhaltung ziemlich einsilbig sein konnte:

Cojones!

Monstruosa!

Ansioso!

Sie hatte Recht. Ich musste gierig sein auf diese verführerische Elfe.

Nínfula seductora!

Sie lachte, weil sie dies als Kompliment nahm.

Maria...ich schwelge in alte Erinnerungen, um die triste Gegenwart in diesem Vernehmungszimmer zu vergessen. Wie habe ich sie kennen gelernt? Pepito, alter Angolakämpfer, Spezialist für die Unterwasser-Archäologie, abkommandiert vom Wissenschaftsministerium in der Provinzhauptstadt Holguin, hatte mein Tribleben auf ihre Spur geführt. Eingesperrt in unserem idyllischen aber öden Quartier in der meteorologischen Station von Pinaris, ehemals ein Refugium für MiG-Düsenjäger-Flieger in Sowjetzeiten, war er auf die Idee gekommen, sich um die Weiblichkeit nahe unserer Ausgrabungsstätte zu kümmern und dabei auf Lorena gestoßen. Lorena, eine neunzehnjährige Mulattin des Barc Clans, war selbst für die gehobenen kubanischen Ansprüche eine Schönheit mit ihren großen Augen, Schmolmmund und makelloser Figur. In einer der Blockhütten teilte ich die Räume mit zwei Tübinger Studenten, die nicht gerade vor Leutseligkeit brillierten. Die drei Männer gingen sich gehörig auf den Keks. Zwischen den Holzbohlen verrottete unerreichbar eine Ratte und verbreitete einen Pestilenz artigen Gestank. Zur größeren Heiterkeit trugen auch nicht unsere Nachbarn in der nächsten Blockhüte bei, der Prof und sein Adlatus, unser technischer Leiter bei, der den Spitznamen „Peter, der Schreckliche“ bekam. Als die Kola im großen amerikanischen Eisschrank, neben dem Schmauch einer Zigarre auf der Terrasse am Abend das einzige Vergnügen, mal wieder vereist war, schrie ich in den kühlen sternklaren Märzhimmel hinaus:

Pepito, was du kannst, kann ich allemal.

Die emotionale Erregung hatte auch ihren Grund darin, weil am frühen Morgen, als wir auf Kurs mit dem Bus die gefährliche Passage herunter nach Mayari waren, mich Pepito darum bat, ihm 75 Pesos Nacional in drei Pesos Convertibles umzutauschen. Ich dachte, es ging um den Kauf von Devisenzigaretten, aber er kaufte mit den Convertibles beim Chauffeur eine Packung Preservative. Meine Gelegenheit bot sich schon am nächsten Tag. Während einer Pause unserer Grabung auf der Terrasse, der Prof hatte wie gewohnt seinen Schemel unter den einzigen Baum auf der Terrasse gestellt, um sein Tagebuch zu schreiben, war ich zu dem Seboruco-Bach herab gestiegen und hatte in einen Gumpen nackig meinen heißen Körper gekühlt, als drei Frauen kichernd an mir vorbei durch das Wasser wateten. Die linke war Lorena, die rechte war eine andere dunkle Schönheit und in der Mitte, kleiner als die anderen war sie, Maria. Es kam alles zusammen: die tropische Flusslandschaft mit dem glasklaren Seboruco, der sich sein Bett durch eine urwaldartige Szenerie erarbeitet mit den weißen Kalkfelsen, den lautlosen Kolibris und die drei jungen Arbeiterinnen, die nur Fetzen von Tuch anhaben, den freien Bauchnabel zwischen den knappen eingerissenen Jeanshöschen und Hemden. Was sind schon die raffiniert minimalistisch geschnittenen Tops und Flatterröckchen, die Mini-Jupe und Drei-Achtel-Höschen der neuesten französischen Mode gegen das Kokette, das diesen Frauen Natur ist? Das Armsein vermittelt ihnen in den Augen des reichen Europäers das erotisch Besondere. Ihre Ein-Dollar-Plastik-Sandalen trugen sie in den Händen, während sie mit nackten Füßen durch das Wasser plätscherten.

Wir waren alle nicht auf das Zusammentreffen vorbereitet.

Am Boden kauernd verbarg ich mit den abgelegten Kleidern hastig meine Blößen und schaute zu der Mittleren. Sie wandte den Kopf mit der verwegenen roten Piratenbinde zu mir. Mein Blick traf sich mit dem ihren, sie warf mir ein spöttisches Lächeln zu: Den Kopf halb erhoben, traf mich ihr Blick von halb oben, unvermutet, so dass ich in meinem Inneren ohne die Chance einer Abwehr tief getroffen wurde. Es löste das brennende Gefühl aus, das man konventionell als Liebe auf den ersten Blick bezeichnet. Heute, wo eine unüberwindbare Mauer zwischen uns errichtet wurde, verbindet sich ein unstillbares Verlangen mit einer bitteren Süße. Das Bittere steht für die körperliche Distanz, aber die Süße ist in mir, wo sie mir keiner nehmen kann. Der Offizier kommt wieder ins Zimmer und setzt sich hinter den Tisch. Ich muss sie schützen, sie darf nicht in den Strudel der

unkalkulierbaren Ereignisse mit hinein gerissen werden! Ich werde sie verleugnen, wo es was zu leugnen gibt und ansonsten werde ich schweigen. No blablabla, wie Yamara immer sagt. Doch der Offizier will etwas anderes wissen.

Dieser Zwischenfall zum Abschluss der Kampagne Seboruco, beim Abflug im Zoll.

Ich zuckte die Achseln, ich weiß nicht, worauf der Offizier hinaus will.

Nah damals, als der Prof, liebevoll MZ genannt, beim Durchschecken von der Duana in Holguin mit Seboruco-Erde gefasst worden ist, setzt er nach.

Ich war nicht dabei, erwidere ich, und was ist schon dabei, wenn ein Archäologe etwas Erde mitnimmt. Er braucht es als Probe für seine archäologischen Untersuchungen zu Hause, erwidere ich.

Oder er braucht es, um den Nickelgehalt zu bestimmen, sagt er und beobachtet meine Reaktion.

Würde man mich jetzt einem Lügendetektor aussetzen, ich würde diese Probe nicht bestehen.

Ich verstehe nicht, sage ich.

Spielen Sie nicht den Harmlosen, er trommelt mit seinem Kugelschreiber auf den Tisch und blickt bedeutungsvoll an mir vorbei zu seinem Protokollanten hinter meinem Rücken.

Wie hätten Sie es denn gerne, sage ich auf Deutsch. Wenn der Druck zu stark wird, flüchte ich in die Muttersprache. Also gut, legen wir die Hintergründe offen, aber diese Nummer wäre etwas zu groß für Sie, für Kuba, weil es um die Global Player geht.

Auch wenn ich Sie nicht verstehe, sprechen Sie weiter, sagt er und schaut mich mit seinem kaputten gütigen Auge an. Aber auf Englisch.

Wie Sie wissen ist die Siemens-Stiftung unser Sponsor und sie besitzt ein erhebliches Aktienpaket an Thyssen-Krupp, nach deren Fusion. Das sind für alle zugängliche Fakten, ich verrate keine Firmengeheimnisse. Thyssen-Krupp hat unter der Leitung vom Vorstandsvorsitzenden Cromme schon längst seine Produktpalette von dem traditionellen Eisen-Stahlgeschäft zu Buntmetallen und Verarbeitungen erweitert und will weltweit expandieren. Seit einem Jahr wird an einem großen Rad gedreht, der die alte Ordnung im Metallsektor umwirft. Auslöser ist der Inder Midal, der weltweit größte Stahlkocher, der die Steelcorporation Sitz Luxemburg aufkaufen will. Die Europäischen Wettbewerbswächter erlauben ihm den Deal aber nur, wenn er Arcelor, eine Tochter von Steelcorporation, verkauft. Thyssen-Krupp zeigte Interesse, aber auch der kanadische Dofasco Konzern. Leider zog Thyssen-Krupp im Bieterverfahren den Kürzeren. Aber Dofasco hat sich dabei finanziell so verausgabt, dass es an den Verkauf seiner Tochter Sharraton Corporation Kanada denkt. Und wer denken Sie hat ein Interesse am Ankauf von Sharraton? frage ich - ins Spanische überwechselnd - den Mann vor mir. Sharraton besitzt in einem Joint Venture Vertrag mit der Republik Kuba fast die Hälfte der reichen Nickelminen in Moa. Oben auf den Höhen von Seboruco ist auf einer großen Fläche der Boden abgezogen worden, um das Abbauvolumen zu verdoppeln, angeheizt durch den Preisboom bei Nickel. So, Herr Offizier, schließe ich, vielleicht hat das alles damit zu tun, warum Bodenproben genommen worden sind.

Der Offizier unterhält sich eine Weile mit dem Protokollanten hinter mir, um durch zu checken, ob er alles richtig verstanden habe, dann steht er auf und verlässt wieder den Raum, was mir die Gelegenheit gibt, meinen bittersüßen Gedanken nach zu hängen. Unsere Ausgrabung folgte einem strickten Plan unserer technischen Leitung. Anfahrt von den Höhen mit dem ständigen Blick rechts zu dem Nickelabbaugebiet. Nach eineinhalb Stunden halbsbrecherischer Fahrt mit dem Bus und 700 Höhenmeter tiefer die Ausgrabung, die uns am Vormittag bis zur einstündigen Mittagspause beschäftigte, während die Sonne immer brennender vom Himmel schien. Gut, dass wir alle hitzeresistent waren. Nestor, unser Jüngster, der sich in das Foto meiner dritten Tochter Katja verliebt hatte, stellte auch in der sich vertiefenden Grube, die er wochenlang aus hub, eine elegante Erscheinung dar. Groß gewachsen, weißhäutig, bildhübsch war er unermüdlich bei der Arbeit, seinen Schlapphut ins Gesicht geschoben, nie war ihm die Arbeit zu viel, ich wünschte mir einen solchen Mann als Schwiegersohn. Daneben der etwas stämmige Ramón, dunkler Teint, aber ebenso arbeitsbesessen, es war schleierhaft, woher unsere kubanischen Kollegen ihre Energie nahmen. Diese Energie brauchten wir alle. Da

unser Gepäck für eine Woche auf Einspruch des Amtes im Flughafen Holguin hängen geblieben war, holte unsere Grabungsleitung die verlorene Zeit dadurch wieder ein, dass die Mittagspausen immer mehr gekürzt wurden, bis Pepito und ich protestierten. Nachmittags Fortsetzung der knochenharten Arbeit - auf den Boden liegend oder kniend in der Hitze über dreißig Grad - bis der Bus kam und uns wieder nach Hause chauffierte. Am Abend bis 22 Uhr Nacharbeit, d.h. ich trug meine Werte in mein Laptop ein. Wie konnte ich in dieser knapp bemessenen Zeit meinem Herzen folgen? Dass es nicht ganz unmöglich war, hatte Pepito mit seiner Lorena vorgemacht.

Ich folge den drei Grazien in der Entfernung

bis sie in ihrer Arbeitsstätte, einer großen Scheune, verschwunden sind. Direkt vor dieser Scheune, der Vega, parkt unser Bus. Ich trete durch die Holztür ins Dunkle und brauche etwas Zeit, bis sich aus dem Dunkel entlang dem schmalen Gang die Gesichter von Frauen abzeichnen, die frisch angekarnte Tabak-Blätter mit Nadel und Zwirn aufspießen und sie an lange Hölzer aufhängen. Ist ein Holz mit Blättern voll gehängt, wird der Balken in das hohe Dach hoch gezogen, um zu trocknen. Was ich später noch lernen werde: Diese Tätigkeit muss vor der Regenzeit im April beendet sein. Dann kommt der Tropenregen, der die Luft so feucht schwängert, dass die Blätter in der Vega im verzögerten Trocknungsprozess länger geschmeidig bleiben, um zu den langen, dicken Coronas oder Churchills in speziellen Manufakturen gedreht zu werden. Wo ist sie? Ich schaue jede Frau prüfend an, die Gesichter werden nur von der Tür her beleuchtet. In der hintersten, dunklen Ecke, als wolle sie sich verstecken, schimmert ihr Gesicht mit den braunen noch kindlichen Augen aus der Dunkelheit auf. Ich will mit ihr einige Wörter wechseln, aber da höre ich schon das Kommando des Schrecklichen, der mich zur Arbeit antreibt.

Ich mache an den drei Ausgrabungsstellen alle 10 cm Fotos,

schaufle in den Foto-Pausen mit den anderen behutsam die Erde weg oder siebe die kleineren Artefakte aus, immer mit fiebrigen Gedanken an ihr, das Ende der Arbeit herbei sehnd. Denn von Pepito weiß ich, am Ende öffnet sich noch ein kleines Zeitfenster, wenn die anderen Ausgräber etwas trödelnd ihre Arbeitsgeräte aufsammeln. Ich verdrücke mich 10 Minuten zuvor, die Deckung der Terrasse zum Fluss ausnutzend, wate durch die Furt des Flusses und eile in die Scheune. Die Frauen erkennen sofort meine Absicht und ihr Lächeln steigert sich zu einem fröhlichen Lachen. Der Ausländer hat angebissen, er zieht, auch wenn sie sich sträubt, weil für sie die Arbeit noch nicht beendet ist, sie aus dem Dunkel der Scheune hervor ins Licht, nachdem ihre beste Freundin für sie in der Arbeit einspringt. Mit festem Griff zwingt ich die Widerstrebende, sich zu mir auf einem Baumstamm zu setzen. Gehetzt von der knappen Zeit, die uns zur Verfügung steht, schon höre ich die Stimme unsere Chefs sich nähern, mache ich mit ihr den morgigen Mittag aus. Sie zeigt auf eine durch Bananenstauden und Kokospalmen verdeckte Hütte auf der Anhöhe, dort wollen wir uns am nächsten Tag um zwölf Uhr mittags ungestört treffen. Ich umfasse ihre Schulter und streichle sie. Sie schämt sich des Schmutzes der Tabakblätter, der fest an ihren Händen klebt. Wir starren auf unsere Füße, sie auf ihre 1-Dollar-Sandalen, ich auf meine Sandalen, die ich im Seboruco gereinigt habe. Siebzig Cent verdient sie umgerechnet für acht Stunden Arbeit in der Dunkelheit, ich stecke ihr 5 Dollar zu, ein Monatsgehalt. Natürlich will sie das Geld nicht annehmen, ich muss es ihr aufzwingen. Unsere Gruppe sind die ersten Ausländer, mit denen sie in ihrem Leben spricht. Wir kommen von einem anderen Stern, wären wir mit einem Raumfahrzeug gelandet, das Erstaunen wäre nicht minder groß.

Maria,

ich habe meine Wohnung im fernen Deutschland, das du nie kennen lernen wirst, mit deinen Fotos vollgestellt. Überall bist du präsent, dein spöttisches Lächeln, eine Vergrößerung deines lieblichen Gesichts mit den feuchten Lippen, am Badestrand mit einem knappen Bikini, den ich dir aus Deutschland mitgebracht habe, der deine frauliche Figur ziert. Die Erinnerung überwältigt mich. Ich liebe dich.

Yo te quiero.

Ich weiß, wir sind ein amour fatal, un amor imposible, mein Alter trennt mich von deiner Jugend und zieht mich zugleich an. Die zwei Jahre unserer Liebe bis zu meiner Festnahme lebten wir in diesem Zwiespalt. Du warst mir so nah, und doch so fern. Jetzt bist du unerreichbar weit entrückt. Entschieden und entschlossen ist die Liebe erst, wenn sie keine Chance mehr hat. So erging es auch uns. Nein, genauer, so ging es dir. Wenn ich anwesend war, und dich nach Deutschland einlud, antwortetest du:

Nein, nein, vielleicht!

Das Schwierige in der Liebe ist, dass man nie weiß, was man will. Deine Regierung hat mich von dir weg getragen - es sind kosmologische Entfernungen, in Lichtjahren gemessen. Langsam müssen wir der Wahrheit

ins Auge schauen, dass unsere Trennung nicht vorübergehend ist. Ich werde dich nicht wieder sehen. Kein Trost ist die Gewissheit, dass du mich mehr liebst denn je, den ersten Mann in deinem Leben. Aber auch das erklärt es nicht. Auch dass ich dir ein Haus für 200 Euro gekauft habe, in dem du mit meinen Fotos und den Fotos meiner Kinder als Erinnerung lebst, erklärt nichts. Ich habe dir geraten, einen Kubaner zu nehmen und viele kleine Kinder zu zeugen, die du so liebst, aber bockig wie ein Kind willst du nicht. Ich habe dir versprochen, dich in mein Familienprogramm für arme kubanische Familien aufzunehmen, damit du eine solche Familie gründen kannst – ohne mich – aber bockig wie du bist, willst du nicht. Es gab ein Fenster von wenigen Monaten, da hätten wir alles regeln können. Eine Einladungskarte nach Deutschland, ein Probebesuch im fremden Alemania, aber Du wolltest nicht nach Deutschland, du wolltest hier leben, inmitten der Palmengärten, geborgen als Teil deines vielköpfigen Clans und als Kommunistin und Patriotin.

Du bist eine Kommunistin.

Erst in Deutschland nach Monaten kann ich das Ganze fassen. Ich war mit einer Kommunistin verbunden. Keiner Ikone wie die Deutsch-Argentinierin Bunke, die an der Seite von El Che starb. Keine Heroinnen wie Clara Zetkin oder Rosa Luxemburg. Du bist eine stille, ruhige Kommunistin, auf der Kuba ruht und aus der Kuba seine Kraft schöpft. Du pirschst nicht durch den Dschungel, eine Knarre in der Hand, auf der Jagd nach Konterrevolutionären. Du holst das Wasser aus dem tiefergelegenen Brunnen, wenn die Leitung zur Hütte trocken gelegt ist, fütterst die Hühner und die Hunde, gibst das übriggebliebene Essen an Papa, deinen Bruder, für dessen Schwein. Du feilst die Fingernägel deiner Kundinnen, illegal, bemalst sie mit knalligen Acryl-Farben, kämmt ihre strähnigen Haare, um sie in einer stinkenden Brühe zu färben. Du kochst das Essen für deinen kranken Vater und sorgst dich um deine hochschwängere Schwägerin. Was dich aber zu einer wahren Kommunistin macht, ist deine Arbeit in der Tabakscheune. Deine Arbeit – mit Millionen anderer Frauen – hält das kommunistische Kuba am Leben. Loyal stehst du trotz aller Entbehrungen zum Kommunismus, nicht mit Phrasen sondern mit dem Ethos einer Ökobäuerin. Ich möchte die Geschichte einer Kommunistin erzählen, nicht als Biographie sondern als eine breit angelegte Latino-Novela. Ich empfinde dies als Gnade, die mir als Literaten zuteilwerden könnte. Oder der Autor, der hinter mir steht. Bisher, so behauptet es der spanische Essayist Belén Gopegui, habe es keinen einzigen Roman über eine Kommunistin gegeben, der den großen bürgerlichen Romanen eines Balzac oder Flaubert gleichkäme. Versuchen wir, diese große Lücke in der Literatur zu schließen. Nicht jetzt, dazu fehlt die Zeit, aber vielleicht in drei Jahren und 300 Seiten später. Das ferne kalte kapitalistische Deutschland konnte keine Alternative sein.

Ich habe verstanden. Es war ein attraktives Angebot, nicht nur für dich, sondern auch für den Boss des Clans. Mit der Einheirat wäre ich Co-Clan-Chef geworden, hätte in Übereinstimmung mit Carlito, dem kleinen Carl, viele Brüder, Schwester, Kinder, Enkelkinder gehabt, die Heiraten geregelt, gerecht die bescheidenen Einnahmen verteilt, wertvolle Rohrleitungen für die Bewässerung der kleinen Tabakpflanzen verlegt und gemeinsam hätten wir auf unserem Territorium von 20 Hütten und zwei Quadratkilometern eine Form der Selbstverwaltung realisiert, was die Verfassung für Kleinbauern garantiert. Autodeterminación.

Meine Klagen werde ich nicht mehr vortragen können. Vor wem auch? Fidel hat etwas anderes zu tun. *Ein Journalist, Ignacio Ramonet von Le Monde Diplomatique, ist zu Krankenbesuch und redigiert dessen Buch „100 Stunden mit Fidel“, das für 15 Peso Nacional auf der nächsten Buchmesse Kubas zu kaufen ist. Hoffen wir nicht, dass es das Schicksal anderer Bücher haben wird, auf dem Ramschtisch des Antiquariats unter den Kolonnaden am Parque Céspedes in Holguin zu landen. Aber auch wenn Sonderbroschüren, herausgegeben von der Edition „rebeliones“ der ciencias sociales aus Havanna nicht mehr zwei Tagesgehälter sondern nur noch eine Stunde Arbeit kosten, wird Maria sie nicht lesen wollen, denn sie weiß ohne Lektüre, was sie ist, und wohin der Weg geht. Ich mache mir so meine Gedanken: Schon der Titel besagt alles: „100 Stunden mit Fidel“. Es dürften Fragmente sein, die ein Writer, verkleidet als Interviewer, in ein Konstrukt zu gießen versucht, um so etwas wie System, Grundideale, Theoriekonzepte in das Vermächtnis eines Unsystematischen einzubringen. Er macht sich Gedanken, wie er sein Bild, in das große Historienbuch einschreiben kann. Ihm würde es reichen, wenn in den Schulbüchern Kubas in den nächsten fünfzig Jahren man ihm gerecht werden würde. Seine Insel ist klein.*

Allein mich selbst überlassen, nur den Studenten im Rücken, kommt mir mit dem Ansteigen der Sonne und dem Eindringen der Hitze in unseren Raum ein Verdacht: ich befinde mich in einem virtuellen Raum, und es ist nur ein Avatar, der die Maske in der Figur eines Offiziers über sich gestülpt hat. Aber auch diese Vorstellung verwerfe ich sofort. Ist die Idee schon abenteuerlich genug, dass sich in meinem Inneren Phantasmagorien einer protegierten Welt auf tun, die mir irgendwelche Frauen vospiegeln, so wäre die Vorstellung noch abwegiger, dass sich im Zentrum meiner Seele ein computerisierter virtueller Raum breitgemacht habe. Was haben wir noch im Angebot, um menschliche Rätsel und Abgründe zu lösen? Setzen wir den gesunden Menschenverstand ein. Was sind die normalen Katastrophen? Drogen und Spielsucht, Autounfälle,

Krebserkrankung, Infarkt, Sterben und Tod, Scheidung und Missbrauch. Einige dieser Katastrophen häufen sich mit dem Alter. Liegt das in meinem Fall vor? Nein, mein Elend ist die Politik. Ich habe mich politisch versündigt nach den kubanischen Gesetzen und deshalb leide ich. Ist das so negativ? Als Diplompolitologe müsste ich darin den Triumph meiner Disziplin sehen. Warum also den Kopf hängen lassen? Der Offizier kommt wieder in den Raum, ungehalten bafft er mich an:

Sie erzählen Unsinn! Das mit dem Prof als Sammler von seltenen Erden aus den Opholithenschichten kann nicht stimmen. Sie wollen uns auf eine falsche Fährte leiten. Sie wollen sich wichtigmachen. Wir sollen Sie wegen höherer Interessen verschonen. Aber wir fallen nicht auf Ihresgleichen herein.

Warum soll das nicht stimmen? frage ich zurück.

Weil bei der Exploration der neuen Miene im Opholith-Gürtel deutsche Geologen und Ingenieure arbeiten, die in dem Motel Pinares in Ihrer Nähe übernachtet haben, klärt er mich auf. Warum sollte der Prof Erdmaterialien mitnehmen? Er schaut mich triumphierend an.

Na dann, erwidere ich und gebe mir Mühe erleichtert zu klingen, ist unser MZ ja exkulpiert. Er hat tatsächlich sich auf seine Archäologie beschränkt. Da fällt mir ein Artefakt vom Herzen.

Ironie ist zwar nicht Sache eines Militärs, aber irgendwie hat er dieses Ergebnis eines platonischen Dialogs in Santa Clara begriffen.

Sie haben eine Pause verdient, sagt er fast versöhnlich. Gehen Sie zu Ihrer Verlobten und spannen Sie sich etwas aus. In einer Stunde geht es weiter.

Ich marschiere vor das Haus der Oficina de Inmigración, aber keine Yamara ist inmitten des üblichen Publikums zu sehen. Sie wird Essen organisieren. Ein Deutscher in meinem Alter lungert schon den zweiten Tag vor dem Eingang. Er will seinen Pass um ein Monat verlängern lassen. Seine Sorgen möchte ich haben. Er hat andere. Mit angewidertem Gesicht betrachtet er die Gruppe Kubaner, die wie er auf die Erledigung ihrer Anliegen warten.

Sehen Sie, sagt er eindringlich, die Frau, die dritte in der Reihe. Sie kaut ihre Fingernägel. Fast alle kauen auf ihren Fingernägeln.

Für mich ist das eine überraschende Erkenntnis. Kuba, ein Volk von Fingernägelkauerinnen?

Da kaut schon wieder eine, schreit er.

Es ist der Frust mit den Behörden, versuche ich eine Erklärung.

Vielleicht haben die Kubanerinnen auch keine Nagelschere und kürzen ihre Nägel auf natürliche Weise. Diese Alternative verwerfe ich aber sofort. Das feuchte Gesabberte würde ihren mit krassen Farben aufgetragenen Nagellack verwischen. Ich lege mich ins Gras, starre in den späten Nachmittagshimmel und meine Gedanken gehen fort von den fingernagelkauenden Frauen zu Maria, zu dem nächsten Tag unserer Bekanntschaft. Diesmal hatte ich während meiner Arbeit als Dokumentarist ein präzises Ziel und einen Plan, der mir lohnend erschien: mittags mit Maria alleine in einer Hütte zu sein, fern vom Getriebe der Welt. Wenn mir nicht der Prof dazwischen gekommen wäre. Der Archäologe der Uni Gießen saß gewöhnlich unter dem großen schattigen Baum auf der Terrasse, um seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Tagebuchschriften, zu frönen. Doch dieses Mal hat er es sich anders entschieden. Er hat sich in den Kopf gesetzt, mir und Pepito die Kiesaufschüttungen des Seboruco zu erläutern. Vorsichtig setzt er Fuß auf Fuß, als wir von der Terrasse hinab ins Flussbett steigen. Es ist wie in seinen üblichen an der Uni laufenden Demonstrationen in der Feldforschung. Der Prof doziert, und die Studenten folgen geduldig seinen Ausführungen. Wir aber haben, bis über die Ohren verliebt, nicht viel Geduld. Während Pepito und ich verzweifelte Augensignale hin und her senden, weil unsere Gedanken zu Lo und Maria wandern, erläutert er uns die Lage der Kiesel im Bachbett. Die Kiesel richten sich mit dem dickeren Teil längs der Strömung des Seboruco aus, wenn der Fluss nach heftigen Regenfällen angeschwollen ist. Mit seinem Stock markiert er besonders markante Kiesel, die ich auf seine Anweisungen hin fotografiere. Doch was als Handicap beginnt, endet als Segen. Die Exkursion ins Bachbett dauert nur eine Stunde, dann bewegt sich unser Prof zu seinem Klappstisch unter dem schattigen Baum. Weil sich auch der Schreckliche nicht sehen lässt,

sondern irgendwo beim Vermessen mit Alicia im Gestrüpp sich verharkt hat, kommt langsam in uns der Gedanke auf, wir sind frei, momentan wenigstens. Und wie Schuljungen in einem Landjugendheim büxen wir aus, jeder zu seiner Liebsten, Pepito ins Haus der Mutter von Lo, ich klettere den Hang hinauf zur Hütte der meinen. Als ich die hölzerne Gartentür öffne und durch den Bananenhain gehe, steht sie schon vor der Tür und hantiert mit einem Schlüssel made in Cuba, um ins Innere zu kommen. Es ist ein abgesägtes Eisenrohr, das im Innern eine Schraubwindung mit einem die Tür arretierenden Zapfen besitzt. Mit einem passenden Vierkantschlüssel muss der Zapfen gelöst werden, um die Sperre der Tür zu öffnen. Mit dem spitzbübischen Lächeln, das ich von unserer ersten Begegnung im Bach kenne, versucht sie sich an der Sperre – ich schwöre mir, das erste was ich ihr schenke, wird ein Schloss sein - bis der Zapfen sich aus der Verriegelung lösen lässt. Wir treten ein und hurtig öffnet sie die hölzernen Fensterläden, um Licht ins Innere fluten zu lassen. Durch die Tür kommt eine Glucke mit ihren Küken und ein Pinscher von Hund, der sich schwanzwedelnd mir anzubiedern versucht.

Es ist die Hütte meiner Tia alcoolica, meiner Tante, sagt sie.

Schließen wir doch die Tür, schlage ich vor.

Dann können wir sie nicht kommen sehen, wendet sie ein.

Später werde ich begreifen, dass 5 Schwestern ihrer Mutter das Regiment im Clan haben, zusammen mit dem Patron und seinem Sohn. Ich setze mich auf das kurze Sofa und bitte sie sich zu mir zu setzen. Ich bin ein Gehetzter. Durch das unerbittliche mittägliche Pausendiktat verrinnen kostbare Minuten. Ich gebe ihr einen Kuss, was sie gewähren lässt, es hätte mich auch gewundert, hätte sie Widerstand geleistet. Doch als ich den großen kubanischen Kuss einfordere,

el beso largo,

dessen Signale das Zwischengehirn zu Schwingungen bringt, stößt sie mich weg. Mir wird bewusst: heute, das wird nichts. Doch es wird auch morgen nichts werden und übermorgen. Und als sie endlich nach wochenlangen Bemühungen bereit sein wird für den finalen Kuss, ist es zu spät.

Ich fühle nichts, wenn Du mich berührst, sagt sie.

Tatsächlich? frage ich ungläubig. Eine Kubanerin, die nichts fühlt.

Und wie ist es damit? Mit der Hand streichle ich ihren Nacken.

Auch nichts. Sie schaut mich mit ihren großen Augen an.

Soy timida.

Ich bin nicht die Monroe in „Some like it hot“, die den Widerstand auf der anderen Seite mit natürlichen Methoden hätte brechen können. Der Charmeur Sean Connery, mit dem ich mich in keiner Weise vergleichen kann, ist an der spröden Marnie in dem Hitchcock Thriller gescheitert, für lange Zeit zumindest, bis er ihr Geheimnis aus der Jugend entschlüsseln konnte. Frederic Foster erging es ähnlich mit dem Sex Appeal der Kindfrau Natascha Kinski, die weniger dem Typus einer Lolita als einer Elfe entsprach, was auch auf Maria letztlich zuträfe, wenn ich es richtig bedenke. Es wäre auch zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu spät gewesen, die andere Option zu wählen, die Hände von der schlanken, schmalen Elfe zu lassen, auch wenn ich schon bis über die Ohren in diese Frau verliebt bin. Ich hätte aufstehen und sagen sollen: „Good bye, Baby.“ Doch ich bleibe sitzen und schaue durch das Fenster auf den kleinen Palmenhain. Unterhalb des Hügels kann man ihren Arbeitsplatz, das Dach der Vega sehen. Ein paar Monate später – nach 3 weiteren Flügen - wird sie eine schönere Holzhütte als die ihrer Tante kaufen, 500 Meter weiter oben auf dem Hügel, wo der Wind durch die Fenster weht, der Blick über die Stadt bis zum Meer geht, aus dem Pinienholz der Berge erstellt mit einem aus Palmwedeln geflochtenen Dach, mit einer luftigen Küche und Dusche mit dem kristallklaren Wasser vom Berg, mit einer Veranda und 2000 Quadratmeter Grund, un terreno für 220 Dollar.

Einschließlich rot lackierter lokal kolorierter und mit barocken Schnörkeln geschnitzten Möbel – die Sitze mit Ziegenleder gebeizt - und eines breiten Bettes für Liebende - para amantes - ausgestattet, das Paradies als ein Schnäppchen. Una timida. Langsam wird er verstehen, was das heißt, der erste Mann in ihrem Leben zu sein,

der ihr die Grundlagen der Liebe erst lehren muss, der zehn Extra-Flugreisen zwischen Europa und Kuba buchen muss, weitere 200 000 Kilometer, die halbe Strecke zum Mond, um Schritt für Schritt die Distanz zwischen ihr und sich zu verringern. Nicht, dass es nicht Liebe ist. Es ist viel schlimmer, durch ihre Sprödeheit wird es zu einer pasión. Keine körperliche Liebe, kein Geld, meint sie. Sie will noch nicht einmal Pesos nacionales. Und nach Deutschland will sie immer noch nicht. Sein Weltbild über kubanische Frauen ist am Zusammenbrechen. Doch für ihren Geburtstag greift sie nach seinen 50 Dollar und geht mit ihrer Tante Shopping, was in dem armseligen Nest ein Abenteuer ist. Als sie zurückkommen, wandelt sich ihre Tante zu einem Modell für Reizwäsche. Sie führt in ihrer Hütte vor meinen Augen das vor, was sie eingekauft haben: doch wenn sie geglaubt hat, den Ausländer zu erotisieren, tritt das Gegenteil ein: eine nüchterne Grundausstattung von farbloser Unterwäsche, wie es sie auf Wühltischen in den türkischen Läden seiner Heimatstadt gibt - die schlichten Höschen hält die Alte anzüglich grinsend vor ihren Hüften, als präsentiere sie einen Striptease - im Einkaufskorb für 50 Dollar liegen zwei Blusas, Frauen-Hemden, ein Paar einfache Turnschuhe, die beim ersten Regen aus dem Leim gehen werden, Shampoo, ein Flacon Parfüm und ein kleiner Handspiegel. Das ist der luxuriöse Höhepunkt der Einkaufstour: Maria starrt in den Spiegel, wendet den Kopf hin und her und prüft die Haare, als sähe sie sich zum ersten Mal. Sie setzt sich auf dem Sofa neben ihren Bewunderer und ist so glücklich, dass sie ihm den ersten flüchtigen Kuss ohne Aufforderung gibt. Zum ersten Mal in ihrem Leben hat sie eine zweite Ausstattung von Kleidung. Der Ausländer löst mit wenig Geld viele Glücksgefühle aus. Das erste Gossensche Gesetz, das in der Münchener Uni Professor der Betriebswirtschaftslehre Heinen lehrte, hier hat es seine Gültigkeit. Als er sich nach Europa verabschiedet, muss er notieren, was er für das nächste Mal an Geschenken mitbringen werde ohne den Arbeitszwang und den Chefs.

Yo te extraño,

flüstert sie am Telefon, als ich sie von Deutschland anrufe. Ich vermisse dich, und ich glaube ihr, weil ich sie auch mit einem tiefen Gefühl liebe wie ich bisher nur einmal in meinem Leben geliebt habe.

Aber kann es Liebe geben ohne körperliche Vereinigung? Sie ist keine Lolita, sie ist nicht das raffinierte Biest, das die Gefühle des Älteren eiskalt ausnutzt und keine sexuellen Hemmungen kennt. Sie ist das Gegenteil, sie ist das, was sie sagt. Umso schlimmer für mich. Es ist eine neue, besonders Erfahrung, dass gerade ihre Verweigerung mich in eine heftige Zuneigung versetzt, die zur Besessenheit wird. Was ich für Liebe halte, ist pervers. Bei jeder Ankunft nehme ich mir vor, mich von ihr zu trennen. Doch wenn ich in den Hof mit meinem Leihwagen einfahre und sie mit ihrem strahlenden Lächeln an der Tür stehen sehe, schmelzen alle meine Vorsätze dahin. Bis sie sich die eigene Hütte eingerichtet hat, übernachten wir bei ihrer Ziehmutter, der Presidenta de CDR del distrito, die ihr Schlafzimmer bereitwillig zur Verfügung stellt. CDR steht für die kommunistische Basisorganisation „Comité zur Verteidigung der demokratischen Revolution“. Auf dieser übersichtlichen Basisebene funktioniert die Demokratie. Die Nachbarn wählen die PräsidentInnen, die ihr Vertrauen besitzen. Im Schutz der Vorsitzenden der kommunistischen Partei fühle ich mich geborgen. Meinem Leihwagen kommt eine wichtige Rolle zu. Mit ihm besuchen wir Verwandte in der Umgebung der Stadt, die Kernfamilie macht Einkäufe.

Ein großer Tag ist die Hütteneinweihung.

Dreißig Leute sind gekommen, um sich über den ein Meter langen Weißfisch her zu machen, der aus dem nahen Stausee gefischt worden ist. Dazu gibt es fünfzig Dosen - latas - Cristal-Bier, das edle für einen Normalkubaner unerschwingliche Gesöff, synonym für eine Spätlese Nacktarsch 1966. Weil das für einen saftigen Rausch nicht reicht, müssen zehn Flaschen billigen weißen Fusel aus den geheimen Kaschemmen der Stadt zusätzlich organisiert werden, abgefüllt aus mannshohen Tanks in dunklen Hinterhöfen. Tanzen ist nicht so die Sache von Maria. Sie duldet es, dass ihre Freundin Kat, mit der sie das breite Bett in der Hütte teilt, wenn ich in Deutschland weile, mit mir zum Reggaeton auf der Veranda tanzt, während die Sonne kitschig rötlich glühend über Miami untergeht.

Bailando, bailando, bailando,

tanzen bis zum Umfallen, bis die Luft knapp wird und wir der Ohnmacht nahe sind. Ermattet falle ich aufs Bett und starre ins Dunkle der Nacht. Schemenhaft erscheinen Köpfe durch das offene Fenster ins Schlafzimmer, zwei Brüder von Maria, ihre kleine Schwester, die mich immer mit einem schelmischen Lächeln anhimmelt. An dieser Öffentlichkeit kann ich mich schwer gewöhnen. Wenig ist hier privat, vieles ist gemeinschaftlich. Die Zimmereingänge sind nur mit einem Vorhang verhängt, durch die dünnen Holzwände wehen der Monsun und die Stimmen der anderen. Allein sein mit Maria ist mein sehnlichster Wunsch, aber die Umstände sind dagegen. Mein Blick geht vom Bett aus in den vom milchigen schattenlosen Neonlicht erhellten Raum. Maria

hat sich hier ihr Reich geschaffen. Entlang der einen Zimmerwand auf einer angenagelten hölzernen Konsole hat sie ihre Trophäen aufgereiht, eine lange Batterie von Schönheitscremen, Shampoo, Parfüms. An Pinwänden hängt ein großes Foto einer grellen Reklameschönheit mit Schmollmund, dazu die Fotos meiner Töchter, wohl gedacht als Huldigung an den Vater. Sollte sich meine Kommunistin für Deutschland entscheiden, weiß sie, dass ihre familiäre Akzeptanz von diesen fremden Frauen in einer fernen Welt abhängt. Immer neue Köpfe drängen sich ins Fenster, bis es mir zu bunt wird. Fluchend vertreibe ich um zwei Uhr nachts die Gäste aus dem Haus, vom Garten, von unserem Grundstück.

Es folgen Tage des Glücks.

Maria und ich in unserem Haus. Unser Glück teilen ungefragt weitere Lebewesen, die von der Behausung Besitz ergreifen: eine Ratte, die sich ungeniert fotografieren lässt, der kleine Hund, der ansmeichelnd um meine Beine streicht, ein Ferkel, das seiner Mutter vom benachbarten Hof der Sippe Barc entlaufen ist, eine riesige Teufelsspinne, die regungslos an der Wand des Schlafzimmers auf Beute lauert. Maria streckt ungeniert ihren Kopf neben der Spinne ins Fokus der Kamera, sie will mit der Spinne ins Bild, ihr spöttisches Lächeln kommentiert ihre Kumpanei mit dem schwarzen haarigen Viech als wäre sie verwandt mit ihr, als wäre sie eine Hexe. Nachts ertönt in der Ferne das melodische Pfeifen der schweren amerikanischen Diesellok, die ein gehöriges Gewicht auf die Schienen bringen muss, um in 20 Waggons das Mineralerz von der Mine zum Hafen zu transportieren. Manchmal rauscht der Zug quer durch meine Träume und ich weiß: Ich bin in Amerika, nur 100 Meilen von Florida und 100 von den Bahamas entfernt, einer britischen Kolonie, auf der der Euro gilt und doch entfernter als der Mond. Weil unsere Hütte – für Kubaner eine anständige casa, ein Haus also – einsam am Berghang liegt, nur über Pfade erreichbar und die Überfälle auf Häuser selbst in dem abgelegenen Ort zunehmen, heure ich ihre zwei Brüder für ein Dollar die Nacht an, die ihre Pritsche im Garten aufstellen und Wache schieben. Ich will sie auf Distanz halten, ich will Maria mit keinem teilen, wenn ich sie schon nicht ganz haben kann, soll sie wenigstens ständig sichtbar sein. Ich bin mit meinen Ansprüchen bescheiden geworden und tröste mich mit den Versprechungen der Zukunft. Ansonsten führen wir das Leben eines Ehepaares. Morgens gehe ich unter die Dusche. Für sie ist es ein heldenhaftes Verhalten, das aus den Bergen hergeleitete kalte Wasser über den Körper sprudeln zu lassen. Im Clan geht das Gerücht um, kaltes Wasser schade der Gesundheit. In dem Küchenteil kocht sie im kubanischen Schnellkopftopf eine Hühnersuppe. Von der Zivilisation entfernt, haben wir keine Möglichkeit morgens an frisches Brot heran zu kommen. Dazu holt sie aus dem Garten die gängigen Früchte, Kokosmilch, Kochbananen. Das Geschirr spült sie mit dem Wasser aus den Bergen ab, das Spülwasser versickert gleich hinter dem Haus.

Wir bräuchten einen Eisschrank, sagt sie.

Und einen Fernseher, einen MP3-Spieler, eine Musikbox, füge ich hinzu, es soll ironisch klingen, ich weiß aber nicht, ob es so bei ihr ankommt. Zuerst einen großen Spiegel, stellt sie entschieden fest. Heute kaufen wir einen großen Spiegel.

Vor der Alternative gestellt einen Fernseher zu kaufen, willige ich sofort ein. Das Warenkaufhaus führt tatsächlich einen Spiegel. Ihre Brüder tragen ihn unter großem Interesse der anderen Familien, die links und rechts des Pfades ihre Hütten haben, den Berg hoch zur Hütte und hängen ihn im Wohnzimmer auf. Langsam verstehe ich sie, was sie mit dem Spiegel bezweckt. Sie fragt sich, was dieser Ausländer an ihr, der bisher Unscheinbaren, eigentlich hat? Es kann doch nicht nur ihre Jugend sein? Maria schaut in den Spiegel, dann schaut sie auf mich, mit einem fragenden Ausdruck in ihren großen braunen Augen. Ich lese ihre Gedanken. Wie siehst du mich, du Fabelwesen aus dem fernen Alemánia, von dem sie bisher nicht wusste, dass dieses Land einen 6stündigen Zeitunterschied aufweist, obwohl der gleiche Mond über Kuba und Deutschland scheint? Ist es wahr, dass sich an ihr, die von ihrem Vater geschlagen, von ihrer Mutter wegen der Lebensmittelzuteilung über die Libreta geduldet ist, sich ein Märchen ereignet hat? Der Ausländer hat das von der Arbeit bräunlich tabakfarben gefärbte Aschenputtel aus dem hintersten dunklen Winkel der Scheune gezogen. Er hat sie mit Kopffärbungsmittel, Shampoo, Parfüm, Nagellack überschüttet, ihr eine Goldkette um den Hals gelegt. Es ist kein Märchen. Es ist nur so, dass er mit wenigen Mitteln aus der unansehnlichen Frau eine aufreizende Schönheit geschaffen hat. Er hat nur das Seine getan, ihre bisher verschüttete Schönheit freizulegen. Verborgene Schichten aufzudecken ist sein Job als Archäologe. Sie kann sich gar nicht genug satt sehen in dem großen Spiegel, der ihre Figur eins zu eins umsetzt. Sie übt verschiedene Posen, legt sich lasziv auf den Tisch, stellt sich mit dem Bauch zur Wand, streckt die Hände hoch, grätscht die Beine breit und wendet den Kopf zurück zum Spiegel, um ihren wohlproportionierten Körper zum ersten Mal von hinten zu begutachten. In dieser Haltung habe ich sie fotografisch festgehalten, für meine einsamen Nächte in Deutschland.

Hans Baldung Grien hat vor fünfhundert Jahren das Bild „Die zwei Hexen“ gemalt.

Die eine der beiden Frauen, jugendlich schlank, steht mit dem Rücken zum Zuschauer und dreht den Kopf und den Körper über die Schulter nach hinten, um mit dem imaginären Betrachter Kontakt aufzunehmen und ihren Po zu zeigen. Baldungs Hexenbild ist eine lustvoll zelebrierte Feier leiblicher Sinnlichkeit. Maria hat nie etwas von dem spätmittelalterlichen Maler gehört, der schon zur ersten Moderne zählt. Sie tut etwas Archaisches, was nicht in unsere Zeit passt: Mit einer Verspätung von zehn Jahren entdeckt sie, dass sie eine weibliche Schönheit ist. Als mir diese Gedanken in den Kopf schießen, bin ich verwirrt und ratlos: Wie ist dieses Unpassende im sozialistischen Kuba möglich, das die prickelnde Erotik zum touristischen Werbeträger erhoben hat und dessen Musik der Liebe huldigt? Eine mögliche Antwort: Das Dritte-Welt-Land ist – entgegen der langläufigen Meinung - im Kern puritanisch, die Kids werden nicht durch eine profitorientierte Erotik- und Sexaufklärungsindustrie einer Beate Use oder von einem Aufklärer wie Bravo durchgestylt. Eher ist Kuba vergleichbar mit Italien vor der Einführung des Striptease durchgeknallter Hausfrauen im Privatfernsehen nach Mitternacht. Die Entdeckung der eigenen Schönheit könnte Maria mutiger machen.

Ya no timida, sage ich, sei nicht mehr schüchtern, du kannst den Männern nach Belieben den Kopf verdrehen, wenn du willst.

Ich will nur dich, sagt sie. Du bist der erste und einzige Mann in meinem Leben, ich werde keine anderen Männer haben. Ich werde dich immer lieben.

Damals habe ich ihre Worte als eine leichtfertige Äußerung einer Frau ohne Erfahrungen gehalten, ohne Bedeutung für die Zukunft. Heute weiß ich, dass sie die Wahrheit sagte. Zu prägend war das Auftauchen des Fremden für sie, wie das Küken sich beim Schlüpfen aus dem Ei an das Wesen hält, das es zuerst zu sehen bekommt. Sie wird mich bis ans Ende ihres Lebens lieben, sie wird meine Fotos neben den Altar der Heiligen Jungfrau in Ehren halten und nicht nur, weil sie meint, durch mich sich gleichsam neu erfunden zu haben. Fatal diese Konstellation. Beide sind untrennbar miteinander verbunden ohne Aussicht auf Erlösung durch Erfüllung. Doch eine Sache trübt ihre Suche nach Schönheit: Sie kommt mit ihren Haaren nicht zurecht. Nachdem sie die alte Farbe heraus gewaschen hat, und eine neue Applikation mit Lila probiert, kräuseln sich die Haare. Der Supergau jeder kubanischen Frau. Sie zupft und zerrt an den kleinen Löckchen. Ich finde sie reizend, sie aber sieht sich zu einer hässlichen Schwarzen degradiert.

Was macht es aus, dass eine schwarze Urgroßmutter zu deinen Ahnen zählt, versuche ich sie zu trösten. Schau meine Kartoffelnase an und die breiten Backenknochen, mein slawisches Erbe.

Sie wehrt meinen Trost ungehalten ab. Sie, die Hellhäutige, will glatte lange Haare haben, das verlangen die informellen Vorschriften der kubanischen Rassenhygiene, die den egalisierenden Anspruch des Triumphes der Revolution überlebt haben. Idylle sind dazu da, zerstört zu werden. Es sind zwei Vorgänge, die einen Vorgesmack der kommenden Katastrophen abgeben, zum einen die Natur zum anderen das System. Eines Nachts weckt mich Maria. In der Dunkelheit des Raumes flackern Blitze der installierten Neonröhren wie gewöhnlich. Was aber von der Norm abweicht, ist ein gewaltiges Rauschen über unseren Köpfen.

Der Monsun, sagt sie.

Ich blicke zum Strohdach aus Kokosblättern, das sich in fünf Meter Höhe über uns wölbt. Kein Tropfen kommt von oben. Ich mag den Regen. Das Geräusch erinnert mich an die Holzbaracke auf den Dünen der Nordseeinsel Juist, in der meine Mutter und ich wie Insulaner vier Jahre nach dem Krieg lebten. Schlafen wir weiter, sage ich.

Sie kriecht zu mir und umklammert mich mit ihren Armen. Ihr Leib zittert. Habe keine Angst, sage ich zu ihr und streichle sie, es wird nichts passieren, deine Hütte hält das aus. Doch sie lässt sich nicht beruhigen. Es ist der Augenblick, wo sie mir den ersten großen Kuba-Kuss gibt und sich von ihrer Jungfräulichkeit verabschiedet. Am Morgen regnet es immer noch. Ich will wie gewöhnlich unter die Dusche. In der Vorerwartung des kühlen Nass, mit dem ich mir die Feuchtigkeit der Nacht abwaschen will, singe ich:

Oh this night you cared me with your smile, so beautiful and wild.

Doch sie hält mich zurück. Sie dreht den Hahn auf und eine braun-rötliche Brühe kommt heraus. Die Farbe kenne ich von unseren Ausgrabungen. Es ist die Seboruco-Erde, die der Haut meiner Beine einen bronzenen nicht abwaschbaren Firn gab. Maria braucht mir nichts zu erklären. Die Mine über uns quillt über, und das erdige Wasser vermengt sich mit dem sauberen Seboruco-Wasser. Jetzt verstehe ich, warum in dem Stauraum

der Hütte mannshohe Ölfässer mit sauberem Wasser aufgestellt worden sind. Solange die dichte Vegetation über uns den Drecksschlamm der neuen Mine abhält, wird diese nicht wie eine Erdlawine über uns hinwegrollen. Mit den weiteren Aufschlüssen könnte es soweit kommen, dann ist dieser Siedlungsboden nicht mehr zu halten. Auch der kurze Weg zum Plums klo wird durch den aufgeweichten Boden ein mühsames Unterfangen. Wir haben hier zwar nicht wie in der Mine den mineralhaltigen Nickel-Kobalt-Boden der Orpholite, sondern die fruchtbaren Kalkformationen des Eolithikums, die die Pflanzen einschließlich die Tabakkultur prächtig gedeihen lassen, aber der feinporige Kalklehm saugt das Wasser wie einen Schwamm auf, so dass jeder Schritt zu einem mühseligen Unterfangen wird und nur barfuß zu bewältigen ist. Ich laufe zum Chef des Clans. Den Sandalen macht der schmierige Boden nicht viel aus. In jeder Pfütze kann ich sie vom Lehm reinigen. Der Chef sitzt mit Carl auf der Veranda und schaut in den Regen. Carl ist gerade von einer Versammlung – reunion - aller Tabakproduzenten von Havanna gekommen und stinksauer.

Es ist aus, sagt er. Wir können den Tabakbau nicht mehr halten.

Erst langsam bekomme ich heraus, was ihn bedrängt. Die Regierung kauft den Tabakbauern für einen Apfel und ein Ei den Tabak ab, so dass für sie selber kaum etwas übrig bleibt. Ich schaue auf die bescheidene Hütte, die dringend repariert werden müsste. Er rechnet vor, dass zwischen ihrem Erlös hochqualitativen Tabak und dem Erlös der Regierung für den Verkauf von Kuba-Zigarren ans Ausland eine Spanne von eins zu tausend liegt.

Eins zu tausend! Wo gibt es das in der Welt?

Kuba ist das einzige Land, das die Arbeitswertlehre von Karl Marx nicht anwendet, kommentiere ich. Ich kann das bewerten, ich habe ein Oberseminar bei Preiser in München über Marx Wertlehre gehalten. Meine altkluge Bemerkung kann Carl nicht trösten.

Ich erhalte einen Stoß in die Nierengegend.

Ein Soldat steht riesengroß über mich und signalisiert, dass die Mittagspause beendet und das Verhör wieder beginne. Ich gehe zurück, Yamara hockt vor dem Haus im Straßengraben und schaut mich traurig an. Sie hat keine Pizza gefunden. Wo ist ihre Lebendigkeit geblieben, die sprühende Lebensfreude einer jungen Frau? Falls ich hier heraus komme, schwöre ich, heirate ich sie und adoptiere ihre Tochter Kel. Der Wiedergänger macht Schluss mit seinem libertären Lebensstil und begibt sich in die ruhigen Fahrwasser einer Ehe. Aber wird eine Ehe mit einer Frau wie Yamara ruhiger? Ich schaue auf den Riesenstapel von Akten, die in den letzten Jahren über mich angelegt worden sind. Wie gerne würde ich Einsicht nehmen, um mehr über mich zu erfahren. Was könnte in ihnen vermerkt sein? Ich schließe die Augen und lese die Zeichen im Dunkel meiner Augenhöhlen. Unter Nombre secreto könnte mein Deckname stehen: Schliemann. Ziemlich originelle Bezeichnung für einen deutschen Archäologen. COP – Controllo operativo personal por IM ... – zielgerichtete operative Personenkontrolle durch IM ... Sein Name ist so geheim, dass ich ihn aus meinem Gedächtnis gelöscht habe. Wenn man sich noch nicht einmal die Mühe macht, den nombre autentico, den Echtnamen des Hauptzutragers zu verbergen, dann tue ich es. Numero recojido Erfassungsnummer, medidas de trabajo, Bearbeitungsmaßnahmen – hier taucht es wieder auf - Trabajo, ein Lieblingswort, das ich schon von Yamara kenne, tiempo de eventos - Ereigniszeiten. Otras descriptores: ofensas FC –Herabwürdigungen F C, mentiras RC – Verleumdung der Republik Kuba. Mir läuft es kalt über den Rücken herunter. Und neben der Verzweiflung macht sich ein anderes Gefühl breit, ich bin fassungslos, was mit mir hier geschieht und kann es immer noch nicht glauben. Während im fernen Deutschland nostalgische Erinnerungen über eine untergegangene Welt gepflegt werden, stecke ich hier bis zum Hals in Schwierigkeiten und kann mich noch nicht einmal beschweren. Der Offizier hat wieder Platz genommen, es ist schon so etwas wie Routine. Ich habe ein flaes Gefühl im Magen, was er jetzt ansprechen wird.

Tabak, sagt er. Das Stichwort unserer nächsten Unterhaltung ist Tabaco. Aber kommen Sie auf das Wesentliche. Wir haben heute nicht mehr viel Zeit.

Er hält inne und schaut mich erwartungsvoll an. Was interessiert meine Meinung zum kubanischen Tabak? Aber irgendwie bin ich erleichtert, dass der Name von Maria nicht fällt.

Ich will Ihnen auf die Sprünge helfen, sagt er. Wir haben Aufzeichnungen in Ihren Unterlagen gefunden über Tabak. Sagen Sie etwas dazu, was Ihnen so einfällt.

Ich rauche nicht, erwidere ich. Ich rauche nicht mehr, seitdem ich mir im Autoqualm von Nanjing eine chronische Bronchitis geholt habe. Der Offizier macht ein ausdrucksloses Gesicht und schweigt. Sein Schweigen dröhnt in meinen Ohren und zwingt mich fort zu fahren.

Ich wollte beim Tabakproduzenten in Seboruco, nahe unserer Ausgrabung, mit einem Joint venture einsteigen, sage ich. Was ich verschweige: Ich hielt es für eine ausgezeichnete Idee, wenn ich längere Zeit im Haus von Maria leben würde und mich mit 5 000 Dollar an die Tabakproduktion einbringe, um von den zusätzlichen Erträgen auf Pesobasis ein bescheidenes aber auskömmliches Leben zu finanzieren. Eine verrückte Idee in einem Land wie Kuba.

Joint venture? Der Offizier lacht. Einen Joint wollten Sie sich herein ziehen.

Dann fällt mein Gegenüber wieder in sein bedrohliches Schweigen und starrt mich atemlos an, als würde ich in den nächsten Minuten ein Staatsgeheimnis verraten. Ich fahre fort, dass ich in die Bewässerungsanlagen investieren wollte, Plastikröhre kaufen, weil die alten porös geworden sind. Das hätte den Ertrag der jungen Pflanzen im offenen Feld erheblich steigern können. Überdies täte es Kuba gut, den Mittelstand zu fördern. Leider stehen die Gesetze Kubas dagegen. Sie erlauben nur ausländischen Großunternehmen solche Beteiligungen, wie ich in einem Gespräch mit der Landwirtschaftsabteilung in der Provinzhauptstadt Holguin mit bekommen habe.

Soooo, sagt er, und steht auf: Für heute reicht es.

Er sagt sonst nichts, aber in meinem Gehirn arbeitet es. Wiederum eine Unverschämtheit des Staatsfeindes, sagt jemand in meinem Kopf. Die Gesetze Kubas kritisieren, die Bourgeoisie wieder hochpäppeln, ist Staatsverleumdung. Man arbeitet hier im Geiste von Felix Dserschinski, dem Organisator der Tscheke, bilde ich mir ein. Ich habe die Prinzipien auswendig gelernt und kann sie im Schlaf aufsagen: parteilich, unbarmherzig, gnadenlos und gerecht gegen negative Elemente. Ich blicke um mich. Irgendwo müsste er stehen der Ehrenwinkel für „höchste tschekistische Leistungen zum Wohle des Volkes und für den Frieden“. Ich sehe nichts, ich kann nichts sehen, weil sich alles in meinem Gehirn nur abspielt. Ich bin auf einer tropischen Insel der Karibik und nicht in der Zimmerstraße 90, der Berliner Bannmeile der Zeitgeschichte. Er verlässt den Raum, der Soldat gleitet mich hinaus, wo Yamara auf mich wartet. Doch angesichts der negativen Vorzeichen vermag ich sie nicht zu trösten. Nur nicht jetzt wieder kollabieren!

Heiratest Du mich auch, wenn ich im Gefängnis bin? frage ich sie. Es soll uns beide aufrichten.

Sie nickt und drückt meinen Arm stumm mit ihrer feuchten Handfläche. Die heiß ersehnte Ehe im Gefängnis ausleben. Ich fühle, wie die Nervenkrise in meinem Körper hochsteigt, mir die Füße weg zu ziehen droht und der totale Kollaps in einen Schreikrampf enden könnte. Ich lege mich schnell ins Gras und schließe die Augen, um mich zu beruhigen. Yamara hockt sich zu mir, fasst meine Finger und beschneidet sie sorgfältig mit der Nagelschere, um dann ihre Kanten weg zu feilen. Immer wieder fährt sie mit ihrer Hand über meine Fingerkuppen, um zu prüfen, ob alle schneidenden Kanten weg geschliffen worden sind. Es ist eine Lieblingsbeschäftigung von ihr, früher eine notwendige, um meine Finger zu sanften Instrumenten unserer intimen Liebesspiele zu machen, zu Beginn der Zeigefinger, später kommt der Mittelfinger dazu. In unserer aktuellen Situation eine höchst überflüssige Aktion. *Mir fehlt das Verständnis für die Beseitigung des Bürgertums und die Erschwernisse gegen die kleinen Selbständigen. Das Bürgertum ist eine Wurzel der Zivilgesellschaft. Der selbständige Mittelstand ist lebenswichtig für die Wirtschaft. Das sehen wir am Exportweltmeister Deutschland, kommt mir in den Sinn, während ich die zärtliche Berührung von Yamara auf meinen Fingerkuppen spüre. Aber was sollte die Revolution machen? Die Bourgeoisie stand von Anfang an gegen sie. Es gab keine Wahl. Sie schoben das ganze Geld aus Kuba ins Ausland, man musste das rasch unterbinden. Es kam noch etwas hinzu: El Che. Er war für das Absolute, für das Reine. Es war wie das Verbrennen der Bounty durch die Meuterer. Es sollte kein Zurück mehr geben. Stalinistische Entartungen wurden auf dem 4. Parteitag in Santiago 1994 korrigiert. Das muss man sehen. Es galt sich auf die veränderte Situation in der período especial einzustellen. Ich öffne die Augen, die treue Yamara streicht mir über den Kopf. Morgen geht es weiter.* Mein Rückflug von Holguin nach Frankfurt ist geplatzt. Die Maschine wird zwei leeren Plätze haben, die ich bezahlte: den Platz für Vi, die kein Besuchervisum für Deutschland durch die deutsche Botschaft in Havanna erhielt und mein Platz.

Dass der Offizier am Dienstag Vi heran nimmt,

kann mich nicht mehr überraschen. Unklar ist, was er nur mit den Frauen bezweckt. Wahrscheinlich betreibt er Aufklärung. Welche Funktionen hatten die Frauen im Leben des Ausländers? Mit Frauen in Casas particulares zu leben, ist nicht verboten. Die Vielweiberei bei Ausländern oder Promiskuität bei kubanischen Männern ist ein beliebter Freizeitsport. Eine solche Freizügigkeit ist für Frauen nicht erlaubt, wenn es um Ausländer geht. Wer mit zwei Ausländern zur gleichen Zeit erwischt wird, mit der wird kurzer Prozess gemacht. Sie landet als Prostituierte für zwei bis vier Jahre im Frauenarbeitslager. Ausländer haben in der Regel nichts zu befürchten. Bei Frauengeschichten macht die Polizei einen großen Bogen um sie. Aber vielleicht sind sie doch nicht so sakrosankt, wie ich bisher dachte. Vielleicht werden zur gleichen Zeit meine Begleiterinnen verhört, um Widersprüche zwischen ihnen und mir aufzudecken. Vielleicht stellen sie sich als Zeugen gegen mich zur Verfügung, weil sie durch mich gekränkt oder verletzt worden sind. Vielleicht auch hangelt sich der Vernehmer nur an den Frauen entlang, um meine wirren Wege in Kuba nachvollziehen zu können. Vielleicht, vielleicht. Vi war die längste Freundin, fünf Jahre hielt ich es mit dieser negra fea, der hässlichen Schwarzen, aus. Diesen Namen hatte ihr Maria gegeben, als ihr bei einer von Eifersucht geleiteten Suchaktion in meinem Koffer ihr Foto in die Hand gefallen war.

Negra fea, no importa, die hässliche Schwarze, ohne Bedeutung, hatte sie schnell geurteilt und das Foto zur Seite gelegt.

In der Vorstellungswelt der Hellhäutigen sind schwarz, ausladender Hintern, dicke Lippen, Rundkopf, modisch gestylt durch Trenses, in die Kräuselhaare geknüpft geflochtene schwarze oder violette Haarschnüre, keine Attribute für ernsthafte Nebenbuhlerinnen. Objektiv gesehen hatte Maria Recht, aber in der Liebe geht es nicht nach solchen Kriterien. Vi ist keine Schönheit. Sie selbst sieht das anders. Ich erinnere mich noch an meinen Schock, als aus einem ihrer vielen Briefe, die sie nach Deutschland schickte, ein Foto heraus fiel, das sie mit fröhlicher Miene in Ganzkörperpose zeigt, umhüllt von einem schwarzen Gummiboddy, der sich hauteng wie ein Taucheranzug an ihren Körper anlegt und jede ihrer üppigen Rundungen sowie jedes Fettpölsterchen betont. Man sah es ihr an, sie trotzt vor Selbstbewusstsein, und der kommt nicht von ungefähr. Wenn jemand am Triumph der Revolution teilnimmt, sind es die Schwarzen. Wenn sie keine Schönheit ist, was mochte ich dann an ihr? Sie füllt etwas aus, was mir fehlte. Es war meine Einsamkeit, die Aussicht auf einsame Nächte in Holguin zu Beginn und am Ende meiner Reisen. Es war auch ihre Armut, die mich rührte, sie arbeitet als Saalwächterin für 100 Pesos nacional. Nach unserer Trennung habe ich sie in mein Programm für arme kubanische Familien aufgenommen. Es gibt Parallelen beim ersten Treff zwischen Maria und Vi. Auch Vi entdeckte ich in dem hintersten dunklen Teil eines Raumes, aber nicht in einer Trockenscheune für Tabak sondern eines Prachtraumes aus alter Zeit, sie trat aus dem Dunkel heraus und sprach mich auf Deutsch an.

Guten Tag, wie heißen Sie? Ich habe in Leipzig gelebt.

Dass sie Leipzig sagte, hörte ich erst bei etlichen Wiederholungen heraus. Zwei Konsonanten hintereinander, dazu ein Zischlaut aus slawischer Zeit, liegen schwer auf kubanischen Zungen, auch wenn man dort ein Jahr gelebt und in einer Textilfabrik gearbeitet hatte. Es waren die letzten Monate der DDR. Später bekam ich heraus, dass sie in ihrer kubanischen Brigade kaum Kontakte mit Deutschen gehabt hatte, selbst von den Leipziger Straßendemonstrationen hatte sie nichts mitbekommen. Zum Schluss holte sie der Kapitalismus ein, sie lebte für ein paar Tage in dem wiedervereinten Deutschland, wechselte ihre verdienten DM Ost in harte Devisen um und flog freiwillig in den Kommunismus zurück. Niemand hätte sie bedrängt, wenn sie in Deutschland geblieben wäre. La Familia, wie immer bei solchen Biographien, war stärker als die ökonomische Vernunft. Auf meiner Seite war es keine heiße Liebe. Bis ich sie in das mit grünen Pflanzen bekränzten Café Betunia einlud – ein bekannter Treff von älteren, kurz-shortigen Kanadiern und Deutschen und Chicas malas - ihr ein Bier spendierte und sie mit einem Kuss auf ihren prallen Lippen zu meiner Geliebten machte, vergingen zwei Jahre, 7 Flüge und weitere Besuche in ihrem Museum. Auch über sie lernte ich die Armut in Kuba kennen. Ein Land in seinen Verwinkelungen kennen zu lernen, seine verborgenen Geheimnisse aufzudecken, geht am besten über eine Liebschaft. Ein kleiner Austausch von Küssen und schon ist man Mitglied der Familie, erfährt ihre Schicksalsschläge, nimmt Teil an ihren Sorgen, als wäre man schon Jahre mit ihr liiert. Ihre Familie lebte zwar in einem eigenen Haus an der Peripherie der Stadt ohne asphaltierte Straße, aber die auf einem Auge blinde Mutter und vier Geschwister mussten sich die dunklen Räume mit nackten Zementwänden und kaputten Estrich teilen. Nur ihre ein Jahr ältere Schwester, la prima, im Gegensatz zu Vi eine große schlanke Schönheit, hatte einen kleinen Raum mit Hund auf dem Dach. Wenn ich mich mit Vi zankte wie ein altes Ehepaar, wenn sie widerborstig meinem Willen widerstand, drohte ich ihr schon mal damit, sie mit ihrer Schwester ein zu tauschen. Mit nichts konnte ich sie tiefer kränken. Dann blitzten böse ihre schönen mandelförmigen Augen und presste aus ihren schmal gewordenen Lippen heraus:

Das wirst Du nicht machen, wir haben eine Familienehre.

Das mit der Familienehre verstand ich zuerst nicht. Ich dachte, es wäre eine praktische Sache, wenn es mit uns überhaupt nicht mehr ginge, zu ihrer Schwester zu wechseln, dann bliebe mein Geld in der Familie. Sie aber verstand meinen Vorschlag als Blutschande innerhalb der Familie. Als ihr Freund war ich ein Mitglied der Familie, und meine Gedanken verstießen gegen das Inzestverbot. Ärger gab es genug, von Anfang an. Die ersten und weiteren Nächte mit ihr waren eine Katastrophe. Ich war neugierig auf ihre schwarze Haut. Wie fasst sie sich an? Natürlich glatt, straff, gesund wie jede junge Haut. Wie riecht eine Schwarze? Wie alle anderen auch. Wie liebt eine Schwarze? Ich spielte die ganze Palette rassistischer Vorbehalte gegen Schwarze durch. Der vorgab, ein progressiver Linker zu sein, machte sich vor, dass der Rassismus sich in seinem Kopf eingenistet hätte. Den zu widerlegen, gab ihm den letzten Kick. Der Offizier mischt sich in meinen Monolog ein. Manchmal kam er mir wie ein Psychologe vor, der seinem Patienten auf der Couch geduldig zuhört. Er will wissen, wie das so war unsere Rundreise mit dem Leihwagen. Ach ja, das hätte ich beinahe vergessen. Es war klar, so konnte es mit uns nicht weiter gehen. Ich fand einen Ausweg. Ich packte sie ins Auto für eine Rundreise Holguin – Baracoa – Santiago – Holguin. Die Reise würde uns auflockern, uns aus unserer gegenseitigen Verkrampfung lösen.

In Baracoa haben wir eine Lücke bei Ihrer vuelta, sagt der Offizier. Wo waren Sie?

Baracoa erlaubte keine Frauen in den Casas Particulares.

Das beantwortet seine Frage nicht. Ja, wo waren wir? Ich entschieße mich, ihm die Wahrheit zu sagen:

Wir haben in einem Stall eines Hauses übernachtet, nahe einem wunderschönen Strand und dem Baderessort, wie hieß es noch Mal?

Villa Managua, hilft der Soldat nach.

Ja, so hieß es wohl. Es war eine Notsituation.

Was ich verschweige: Dort, in dem fensterlosen Raum nahe dem Schweintrog auf einer Pritsche mit Stroh fanden wir endlich eine brauchbare Lösung unserer sexuellen Probleme. Als sie zum ersten Mal ihren Orgasmus bekam, rief sie ihre Göttin an. Heilige Barbara, du hast geholfen.

Und was haben Sie dann gemacht? fragt der Offizier, als könne er Gedanken lesen.

Ich bin morgens baden gegangen, habe den Wagen aus dem Ressorst geholt und dann sind wir nach Santiago weiter gefahren.

Das stimmt mit meinen Informationen überein, sagt er und blättert in den Akten.

Ich kann mir denken, wer sein Informant ist. Ein älterer hagerer Mensch, der gut deutsch spricht und aus Palmenblättern geflochtene Vietkong-Strohhüte am Strand verkauft. Mit der Zeit hat sich ein fast freundlicher Kontakt zwischen dem IM und mir ergeben. Wenn wir uns wieder sehen, rufen wir gleichzeitig auf Deutsch:

Ach der schon wieder!

Und wie kam es zum Ende Ihrer Beziehung mit dieser Vi? fragt der Offizier.

Wollen Sie, Herr Offizier zuvor nicht den Bericht von dem Geburtstag ihres ältesten Bruders hören? frage ich höflich.

In Gottes Namen Ja, antwortet er fast resigniert und blättert in seinen Akten. Nirgendwo vermerkt, stellt er fest. Es klingt, als wolle er die Zeit totschiagen.

Dessen Haus in Holguin war voll von Menschen, über fünfzig, die sich immer einfinden, wenn es etwas zu essen gibt. Natürlich war ich der Star des Abends. Ich machte mich ja auch nützlich. Ich musste 30 Bilder schießen,

immer wieder stellten sich vor Paare oder Gruppen auf, die unter Gejohle geblitzt werden wollten. Ich tat das, was ich auch in unserer archäologischen Arbeit tue, Dokumentarist zu sein. Es war eine Premiere für mich, Zeuge eines Ausschnitts des Lebens unter kubanischen Schwarzen zu sein. Sie leben in der kubanischen Gesellschaft ihr eigenes Leben. Zumeist heiraten sie untereinander, auch wenn die dicken Mamas als Chefin der Familie erpicht sind, mit weißem Blut ihre Sippe aufzuhellen. Die eheliche Treue nehmen sie am wenigstens ernst. So sagt man. Sie sind der Santeria verschrieben. Sie haben – wie in den USA – ein eigenes Idiom. Sie sind die Treuesten des Regimes. Kein Wunder, denn wenn jemand von der Revolution seinen Nutzen hat, dann sind es die Schwarzen, auch wenn die rassistischen Schranken im Alltag noch nicht gefallen sind, wie kubanische Studien beweisen.

Welche Studien? unterbricht mich der Verhörer.

In der Monatszeitschrift Temas, Cultura, Ideologia, Sociedad, kläre ich ihn auf.

Ah, unser liberaler Diskutierklub aus Havanna. Die Publikationen werden vom David Rockefeller Zentrum der Harvard-Universität gesponsert. Das sagt viel.

Das Problem für mich ist, würde ich aus manchen Kuba-offiziellen Publikationen zitieren, würde ich noch mehr Ärger auf mich ziehen, obwohl diese vom Staat genehmigt worden sind, sage ich. Das Wort Zensur vermeide ich über die Lippen zu bringen.

Er schaut mich spöttisch an und schweigt. Arme Intellektuelle wird er denken. Euer Problem ist, was Besseres zu sein. Die Internationale der arroganten Intellektuellen, die wie die Fettaugen auf der Suppe schwimmen und auf der gleichen Wellenlänge reiten. Ein etwas schiefer Vergleich, kritisiere ich mich. Er könnte jetzt aufstehen, sich zu mir neigen, die Arme auf den Tisch gestemmt und sagen: Wissen Sie, wie wir das benennen könnten? Eine internationale Verschwörung! Tatsächlich sind Sie aber ein armes Würstchen. Ein Würstchen, das mit den Fettaugen in der Suppe schwimmt. Ich kehre aus meinen Gedanken zurück zu meinem Bericht eines Geburtstages in einer Schwarzen-Familie. Als Dokumentarist fahre ich mit dem Lada des Geburtstagskindes zur Spanferkelbraterei. Die Spanferkel sind nach europäischen Kriterien große Schweine, ausgeweidet liegen sie mit ihrem Kopf und Pfoten platt auf Barren ausgestreckt, ihre weiß-rosige Haut schimmert in der Dämmerung der Braterei.

Sparen wir uns die Lyrik, fährt der Offizier dazwischen.

Nacheinander werden sie in den riesigen Backofen geschoben, um knusprig zu werden. Die Braterei versorgt an diesem Abend ein Dutzend Kunden. Hunger brauchen hier nicht viele zu haben. Es hätte ein ungetrübtes Fest werden können, wenn nicht die Essgewohnheiten jeder Beschreibung gespottet hätten. In fünf Minuten wird der ästhetische Körper des rosarot gebratenen Schweins durch viele Messer zerfetzt, jeder schneidet durch die Kruste ins Innere und holt sich seine Portion, es entsteht ein Gewühle und Gedränge, aus einem großen Topf werden Reis und schwarze Bohnen auf den Pappteller geknallt.

Halt, unterbricht mich der Offizier. Wir wollten doch uns politischer Äußerungen enthalten.

Ich erbete mir ein Ohrwaschl, knusprig resch gebacken, wie Peter, mein Chef, el grande cuchinero, vor 20 Jahren bei einem Fest im Landesamt für Denkmalspflege in Ingolstadt vorgebraten hat. Vi kümmert sich um mich. Ich bin der Ausländer, der Star des Abends, und sie erblüht, wenn sie mir ihre ausschweifende Verwandtschaft vorstellt. Unter ihnen ist auch ein Männlein mit Capi auf dem Kopf und weißer Hautfarbe. Es stellt sich heraus, dass er das Medium der Familie ist. Er vermittelt die Verbindung zwischen Vi und ihrem toten Vater. Die Familie hat einen Knochen von ihm ausgegraben und in einem großen Kessel mit Alkohol, Hufeisen, Nägel von Eisenbahnschienen, Kräutern und anderen Ingredienzien verkocht. Den etwas streng schmeckenden Sud kredenzt Vi als Nachspeise. Zur besseren Verdauung des fetten Mahles.

In Deutschland werden wir es genauso machen, verkündet Vi fröhlich inmitten der Gesellschaft. Du wirst mit deiner toten Mutter sprechen.

Wir werden Schwierigkeiten in Deutschland bekommen, kubanische Sitten zu importieren, wende ich ein.

Vor einem Jahr habe ich meine 92jährige Mutter im prominenten alten Teil des Nordfriedhofs München neben einem Professor der Uni beerdigt. Es wird nicht leicht sein, einen Teil von ihr auszubuddeln, ohne dass die Friedhofverwaltung davon Notiz nimmt. Der kalkreiche Boden im postglazialen Münchener Schotter sorgt zwar für eine rasche Verrottung, aber es muss eine nächtliche Aktion werden, sonst werde ich wegen Störung der Totenruhe belangt. Zum Abschied gibt mir das kleine, weiße Männchen die Hand und drückt sie lange. Etwas – es ist wie der Schatten einer kleinen Person – fließt in mir über. Es könnte ein Dämon sein, einer der Toten dieser Welt. Meine Mutter? Ich weiß es nicht. Was ich weiß, das Männchen ist tatsächlich ein Medium, ein psychic würde man in den Novela-Studios von Hollywood sagen, ein Psycho. Kein Hokuspokus, kein weißer Scharlatan, der die Schwarzen abzockt, die der weißen Hautfarbe, der Farbe der alten Sklaventreiber, übersinnliche Fähigkeiten zuspricht. Seine Gabe ist zugleich sein Fluch.

Langatmig Ihre Erzählung, sagt der Offizier. Beenden wir die Geburtstagsfeier. Ich will wissen, wie das Ende Ihrer Beziehung war.

Warum will er das wissen? Er will sich ein Bild von mir machen. Er hat sich in den Kopf gesetzt, nach dem amerikanischen Vorbild ein Psychogramm von mir zu erstellen. Welche Anmaßung, eine Charakterstudie von mir zu entwerfen, weiß ich doch selber nicht, wer ich bin. Und außerdem will er einem Verdacht nachgehen: Dient die Ansammlung von Liebschaften nicht einem ganz anderen Zweck? Versteckt sich der Spion hinter den vielen Frauen, um ungestört sein wahres Handwerk auszuüben, im Auftrage einer fremden, feindlichen Macht? Ich versuche ihm Anhaltspunkte zu geben, was Sache ist. Mit der Zeit haben sich acht oder sind es neun engere Familienbindungen ergeben, flächendeckend über den mittleren und östlichen Teil der Insel verstreut. Jede Familie stellte ihre Ansprüche, wollte ihre Geschenke, wollte mich bekochen, wenn ich in Kuba war, jede Familie wollte ihre Auslandsüberweisung per Swift-Code, wenn ich in Deutschland war. Das ging ins Geld. Und irgendwann wurde es mir zu viel. Bei einem Familienkonzern muss man sich auf die Kernkompetenzen beschränken. Dennoch wäre ich zu schwach gewesen, von mir aus einen Schlusstrich zu ziehen. Es musste das Schicksal, la suerte, entscheiden. Und im Fall von Vi war es die Carta de invitación, die Einladung nach Deutschland, die ich für sie ausstellte. Ich tat es nicht ohne Hintersinn. Ständig sprach sie von Heirat, von Übersiedlung nach Deutschland. Zuvörderst brauchte ich aber Gewissheit über ihren gesundheitlichen Zustand. Nach Deutschland für die Dauer von zwei Monaten eingeladen, so mein Plan, könnten wir ihre Schwester in Amsterdam besuchen, ihre in Deutschland verbliebenen Kollegen von Leipzig, aber ich würde ihr auch einen gründlichen Gesundheitscheck überantworten in der Erlanger Universitätsklinik, ausgestattet mit den modernsten Siemens-Breast-Screening-machines, wie es mit ihr tatsächlich stünde. Hartherzig? Eiskalte Kalkulation? Mitnichten. Sie bekäme für ihre Tabuzonen die passende medikamentöse Einstellung.

Wir haben die beste medizinische Versorgung der Welt, wirft der Offizier ein.

Ich sage nichts. Ich gehe über die leeren Apotheken, die fehlenden Medikamente hinweg. Jedes Mal, wenn ich nach Kuba kam, hatte ich den Koffer voll mit dringend benötigten Medikamenten, erbettelt von den Apotheken in meiner Heimatstadt. Herzmittel für die Mütter und Großmütter meiner Familien, 5 verschiedene Medikamente für quälendes Rheuma, Vitamin E und Omega 3 in öligen Kapseln für Frauen in den Wechseljahren. Ich gewöhne mir an Belangloses daher zu plaudern und zugleich meinen Gedanken zu folgen, die in eine ganz andere Richtung gehen. Dieser Offizier. Er ist mir zum Schicksal geworden. Ich kenne nicht seinen Namen, er trägt ihn nicht auf seinem Revers, wie die Kubanischen Feuerwehrmänner es tun, über deren Arbeit eine kubanische Novela läuft. Herzerfrischender als die brasilianischen oder kolumbianischen, die in dem ständig gleichen Mobiliar sich begackern wie die Hühner. Die Kamera begleitet die Protagonisten hinaus, auf die Straße, Männer klettern über Zäune, Frauen kaufen auf den üppigen Märkten in Havanna ein und im Abspann als Versprechen für die nächste Folge klettert ein Mann auf das Dach, übergießt sich mit Benzin und will sich anzünden.

Meinen Offizier werde ich nie kennen lernen.

In den letzten Tagen habe ich so etwas wie Sympathie zu dem Mann entwickelt, was mich quält. Es ist das typische Opfer-Syndrom. Es stellt sich eine Sympathie her zwischen dem Opfer und dem Täter, aber nicht umgekehrt. Wir kennen diese Ungleichheit von Entführungen. Ich fühle mich als ein Entführter, aus meinem Alltäglichen heraus gerissen, nur dass die Entführer nicht privat agieren wie gemeine Verbrecher oder in einer Grauzone zwischen privater und öffentlicher Gewalt wie im Irak, sondern im staatlichen Auftrag. Aber für das Opfer macht es keinen Unterschied. Das Opfer braucht in seiner ohnmächtigen Position eine definierte Beziehung zu den Tätern. Und da der Mensch in seinem Grunde ein optimistischer ist, geht er von dem Guten im Täter aus. Diese Opferrolle geht mir gegen den Strich. Sie macht mich ohnmächtig, widerspricht meinem aggressiven Charakter. Ich muss in die Offensive gehen. Mir muss etwas einfallen, womit ich ihn packen kann.

Und da fällt mir der Artikel ein, den ich gestern Abend in meiner Villa, betreut von dem alten Mütterchen, gelesen habe. Che's neuer Mensch.

Ein großes Projekt, auf 50 Jahre angelegt. Mehr persönlich, fast individuell gehalten, nicht als Massenbewegung wie die Kulturrevolution von Mao tse Tung, plaudere ich daher. Wo aber ist in Kuba Che's Neuer Mensch?

Ich schaue auf den Offizier. Er schaut auf mich mit einem verblüfften Gesichtsausdruck. Unwillkürlich haben wir den gleichen Gedanken, vermute ich. Natürlich, er müsste es sein! Aber warum suche ich den Neuen Menschen ausgerechnet in meinem Vernehmungsoffizier? Gegenfrage: Wo sollte ich ihn sonst suchen, wenn nicht in diesem Revolutionswächter, Repräsentant der Avantgarde, die über die Reinheit des Triumphes der Revolution wacht und die verdächtigen Elemente der Konterrevolution im Volkskörper Kubas einer strengen Überprüfung unterzieht und gegebenenfalls eliminiert. Ergo: Wenn es ihn schon gäbe, den Neuen Menschen, den Che für Kuba versprach, an dem die Regierung arbeitet, dann muss es mein Vernehmer sein. Aber woran soll ich ihn messen. Ich weiß nichts von ihm, seiner Familie, seiner sonstigen Tätigkeiten. Am besten ich frage ihn direkt:

Mal etwas anderes. Sind Sie der Neue Mensch gemäß Che's Ideen, Herr Offizier?

Wie kommen Sie darauf? fragt er.

Ich stelle meine Motive dar, zitiere aus dem Kopf den Artikel, den ich gelesen habe. Und dann fällt mir doch etwas Konkretes aus dem Katalog von Che's Ideen ein, woran man den Neuen Menschen messen könnte.

Ihre Frau gebraucht nicht Ihren Dienstwagen für die Einkäufe der Familie?

Der Offizier strafft seinen Körper. Gleich springt er empört auf. Eine Provokation, eine Beleidigung. Doch dann schaut er auf den studentischen Protokollanten hinter mir, der gierig an seinem Kugelschreiber leckt als wäre es eine Lakritze. Che ist neben Fidel eine Ikone, und dieser Ausländer hat es faustdick hinter den Ohren. Intellektuelle operieren international, sie sind unberechenbar und verschlagen. Dies könnte hier ein peinliche Ende finden, wenn man nicht klug reagiert. Er setzt sich wieder und enthüllt eine Eigenschaft, die ich ihm nicht zugetraut habe, die des Lehrers.

Sehen Sie, sagt er mit milder Stimme. *Che folgte mit seinen Ideen Karl Marx, Ihnen als Deutschen doch sicher bekannt. Ich nicke. Nach Karl Marx wird der Mensch durch seiner Arbeit geprägt. Die Arbeit ist ein kollektives, solidarisches Ereignis, vorausgesetzt das Unternehmen seiner Arbeit ist ein Unternehmen des Volkes. Marx hatte die Pariser Commune vor Augen. Weil die Arbeiter und ihr Unternehmen identisch sind, fällt ihnen auch der Mehrwert zu. Sie sind Produzent und Entrepreneur zugleich.*

Ich nicke zustimmend. Ein gebildeter Mensch, der in den Vorlesungen zur marxistischen Theorie an der Uni Santa Clara gut aufgepasst hat. Er verwendet die originären Begriffe, die in der spanischen Übersetzung El Capital, Edición Nacional, La Habana, 1962, verwendet worden sind.

Durch die erfahrene Arbeit treten die egoistischen, unsolidarischen Elemente im Menschen zurück. Sie gehen durch die Schule der Sozialisation. Können Sie mir folgen? Ich nicke bestätigend. Die Arbeiter gehen durch eine Schule der Disziplin, der persönliche Einsatz wird zu ihrem Antrieb, sie achten auf ihren Betrieb, sie sind identisch mit ihrer Arbeit. Es gibt keine Ausbeutung. Es gibt keine Entfremdung ihrer Ware gegenüber, die sie produzieren. sie ist kein Fetisch für sie. Dies meinte Che, wenn er vom Neuen Menschen nach 50 Jahren Revolution sprach. Ich bin beeindruckt. Um zu Ihrer Frage zurück zu kommen. Er lehnt sich zurück und falls ich es richtig beobachte, blitzt eine kleine Ironie in dem linken Auge auf. Ich habe keinen Dienstwagen, antwortet er. Und mit einem Blick auf den Studenten fügt er mit einem vielsagenden Lächeln hinzu: Dienstwagen zur alleinigen Verfügung steht erst dem Colonel zu. Er streicht mit dem Zeige- und Mittelfinger sich auf die Achseln und sagt: Ich bin Capitan. Kommen wir auf Ihre Vi zurück.

Die Prozedur der Einladung nach Deutschland ist eine Geschichte aus dem Tollhaus des Kampfes der Ersten gegen die Dritte Welt. Es brauchte ein halbes Jahr, um in Deutschland alle Dokumente zusammen zu bekommen, den befristeten Krankenschein des ADAC, meine Bürgerschaft für ihren Aufenthalt, meinen Nachweis, selber kein Sozialfall zu sein, die Flugkarte, in Deutschland gekauft, in Havanna hinterlegt. Aber damit nicht genug. Ich musste nach Havanna, um in der prunkvollen deutschen Botschaft vorzusprechen, die

nach dem Fall der Berliner Mauer das kapitalistische Gesamtdeutschland von der DDR übernommen hatte. Keine einfache Sache für Sozialisten zusehen zu müssen, wie der Klassenfeind zu einem Schnäppchen im vornehmen Stadtteil Vedado kam, mit einem großen Park mit alten Bäumen. Das Luxusgrundstück hatten die Kubaner dem befreundeten deutschen Staat zum Geschenk gemacht. Angesichts der großen Ansammlung von jungen Frauen vor dem Eingang zum Konsulat hätten schon damals bei mir alle Alarmglocken über die Vergeblichkeit des Tuns läuten müssen. Aber ich wähnte mich anfänglich auf der privilegierten Seite. Ich meinte zuerst, mit meinem Arbeitsvisum in Kuba bekäme meine Vi einen Sonderstatus zugesprochen. So stellte ich mich für eine Weile neben den deutschen Torwächter, der mit sichtlichem Genuss die aufgeregte Frauenschar vor sich betrachtete und mit einer knappen Handbewegung nacheinander die vorderen zum Eintritt in den Höllenschlund zum gelobten Land aufforderte. Mit dem Merkblatt des Konsulats ging ich mit Vi alle die Einzelposten durch, die sie aufzubringen hatte: Geburtsurkunde papel de estado zivil, Ledigennachweis, Reisepass. Aber auch wenn sie alles zusammen hatte, meine Unterlagen und ihre, blieben noch zwei Genehmigungen offen, die Ausreisebewilligung des kubanischen Staates und das Besuchervisum durch die deutsche Botschaft.

Vanitas - vanidad,

das eitle Begehren gegen die Vergeblichkeit des Tuns. Von vorneherein standen die Karten schlecht. Aber als ich zwei Wochen vor ihrer Vorstellung im Konsulat erfuhr, wie vergeblich das Bemühen sein würde, war es zu spät, die Aktion abzublasen. 2 000 Euro für das Besuchervisum waren ausgegeben, und Vi hätte es mir nie verziehen, wenn ich die Aktion kurz vor ihrer Vollendung abgeblasen hätte. Nein, sie musste den bitteren Weg selber gehen, sich die Ablehnung durch das deutsche Konsulat persönlich einholen.

Mit Ihren Schwierigkeiten hat die Oficina de Inmigración nichts zu tun, bemerkt der Offizier.

Nein, erwidere ich. Es ist die Arroganz eines Ersten-Welt-Landes gegen die Dritte Welt. Es betrifft nicht allein Kuba, sondern viele Länder, die Handhabe durch die deutschen Behörden ist seit der Großen Koalition besonders restriktiv. Was die Sache noch erschwerte, war dass sie den Termin für die Botschaft zu einem Zeitpunkt bekam, als ich durch meine Arbeit in La Roca gebunden war, sie also nicht begleiten konnte. Vor ihrer Abreise nach Havanna schärfte ich ihr noch einmal per Telefon alle zu beachtenden Einzelheiten ein, die sie zu berücksichtigen hatte. Wir checkten sie noch einmal einzeln durch, Ich musste ihr alles vorkauen, sie war nicht das, was man einen Intelligenzbolzen nennen kann. Doch dann kam die Katastrophe schneller als erwartet. Von Havanna aus rief sie mich in La Roca an, mit leiser Stimme sagte sie.

Olvidé el dinero para el tarife de la carta de la invitación.

Dieser Satz hat sich tief in mir eingeprägt. Sie hatte die 40 Dollar Gebühren für die Bezahlung der Einreisekarte zu Hause in Holguin gelassen, 700 Kilometer entfernt von Havanna. Die Vorsprache war in zwei Tagen. Der Offizier schaut mich auf einmal ganz fröhlich an, so habe ich ihn noch nicht gesehen. Er genoss offensichtlich das Debakel des Ausländers.

Wir machten aus, dass sie mich am nächsten Tag noch einmal anrufen sollte, während ich auf meinem einsamen Felsen fieberhaft überlegte, wie ihr noch das Geld zugetragen werden könnte. Als erstes fiel mir Frau Westenkofen ein, die Attaché-Dame der Wirtschaftsabteilung der Botschaft, die ich schon persönlich kennen gelernt hatte. Sie könnte die 40 Dollar in der Botschaft Vi geben, wenn diese übermorgen versprechen würde. Über das Karten-Telefon in der Rezeption, erreichte ich sie nach einigem Anwählen. Wir redeten zwanzig Minuten über praktische Möglichkeiten. Es waren quälende Minuten. An sich wäre ja alles einfach. Sie schießt das Geld vor, und ich überweise es auf ihr Konto. Sie hat aber kein eigenes Konto in Kuba. Ausländer dürfen keine eigenen Privatkonten haben, das gilt auch für Mitarbeiter der Botschaft. Das Botschafterkonto selber durfte nicht für Privattransaktionen missbraucht werden, weil nach den Buchhaltungsregelungen des Auswärtigen Amtes nicht verbuchbar. Verblieb ihr Konto in Deutschland. Aber wie konnte ich von meinem Felsen das Geld überweisen, wo sie selber nicht die Tan-Nummer wusste? Und einen Monat zu warten, bis ich wieder in Deutschland wäre, darauf wollte sich die Dame nicht einlassen.

Meinem Offizier macht es sichtlich Vergnügen, mir zuzuhören. Da sitzen sie richtig drin, in der Scheiße, diese arroganten Deutschen. Fahren Sie fort, fordert er mich auf.

Betrübt schleiche ich zum Abendessen in die Kantine von La Roca zu unseren archäologischen Kollegen. Ich nehme an der Stirnseite des langen Tisches Platz. Von einer Raumphobie geplagt, behalte ich auf diese Weise die Übersicht. Ein weiterer Vorteil ergibt sich aus der Sitzordnung: mich trennt von MZ und den Schrecklichen

eine gehörige Distanz. Das verhilft mir den endlosen Monologen zu entgehen. Der Monsun pfeift unangenehm frisch durch die offenen Fenster. Links neben mir unser Sicherheitsoffizier Ernesto, der eigentlich auf uns aufpassen soll, aber mehr beim Zuschneiden seines neuen Dokumentationsfilms über unsere Ausgrabung anzutreffen ist. Er zeichnet mit dem Zeigefinger einen Wirbel auf den Tisch.

Du bist wie ein Zyklon, sagt er. Mal in diese Richtung mal in jene Richtung ziehst du über Kuba. Wir wissen nicht, woran wir mit dir sind.

Es gibt den üblichen Mampf, Pollo, pollo, pollo mit Reis. Unser technischer Chef, im Nebenberuf der große Koch, el cucinero grande, hat das Zukaufen von Fisch, Garnelen, Schwein, Hummer auf dem freien Markt und in illegalen Aktionen zur Anreicherung der Küche eingestellt. Für ihn ist Sparen auf Kosten der Mannschaft angesagt, um etwas auf die hohe Kante legen zu können, womit er Anschlussaufträge finanzieren will. Mit 30 Euro hat er pro Nase den Tagessatz in den Büchern stehen, da wir aber auf der Basis von Peso-Nacional leben, wendet er nur zwei Euro auf. Nur Salate und Obst sind noch im Budget drinnen. Mir schmeckt das Essen nicht. Mir ist zum Heulen zumute. Ich verberge mein Gesicht vor der Mannschaft, was aufmerksam registriert wird. Und auf einmal gibt es eine Lösung, eine kubanische. Lecha, der kubanische Leiter des Projekts, hat eine Idee. Morgen sehr früh muss er nach Havanna, um unsere Pässe verlängern zu lassen. Ich gebe ihm das Geld, und er bringt es zu Vi. Aber im Chaos der Ereignisse habe ich mir nicht ihre Adresse in Havanna notiert, und bis zum späten Vormittag wird sie mich nicht anrufen, worauf Lecha nicht warten kann. Aber auch hier gibt es eine Lösung: Er gibt das Geld bei der Botschaft ab. Ich bin dankbar über diese improvisierte Lösung. Improvisation ist alles in Kuba. Und es funktioniert in der allerletzten Minute – meistens. Die Kehrmedaille ist, dass man sich auf die Improvisation verlässt. Sie ist nicht Aushilfe für geregelte Fälle sondern der Normalfall. Ich gebe ihm 300 weitere Dollar für alle Eventualitäten mit. Vielleicht verzögert sich der Botschaft-Termin für Vi. Dann braucht sie das Geld, um nicht auf der Straße zu liegen. Es vergehen auf La Roca Tage des ratlosen Wartens auf eine Nachricht aus Havanna. Vi ruft nicht mehr an, wie es verabredet war. Bei jedem Schrillen des Telefons, das ich von meiner Behausung hören kann, rase ich in die Caperta, es ist vergebliche Mühe. Lecha kommt aus Havanna zurück und vermeldet, dass er persönlich alles Geld Vi gegeben hat. In der Botschaft hatte man ihre Adresse und da ist er persönlich vorgefahren und hat sie sogar noch für den Abend in das Haus seiner jungen Frau eingeladen.

Una mujer buena, ist sein positiver Eindruck von ihr.

Ich traue diesem Urteil nicht. Vi ist eine „Ruhige“, eine tranquila. Diese Einschätzung einer unauffälligen Temperamentlosen, hat sie sich selbst gegeben. Diese Zurückhaltung ist ein Garant für unser fünfjähriges Beisammensein, im Gegensatz zu den verrückt aufreizenden Chicas Malas, den geilen Mäusen, die den Männern ihre balzende Pflicht etwas erleichtern wollen, um den armen Kerlen mit ihren Ängsten etwas entgegen zu kommen, was keine Basis für ein längeres Miteinander ist. Von schlichten Frauen scheint keine Gefahr auszugehen. Ihnen gegenüber fühlt man – Mann – sich stark. Ein weiteres kommt hinzu: „Hässliche Schwarze“, negras feas, erregen keine Neidkomplexe bei Konkurrentinnen. Vielleicht ist auch an Vis Krebsverdacht nichts dran. Ich werde es nicht mehr erfahren, wie es um Vi tatsächlich steht, ich bin aber auch nicht mehr neugierig darauf.

Sie passt zu dir, sagt Lecha und klopft mir auf die Schultern. Dem Don Juan, dem Herrn Johann, so heißen in Kuba die Casanovas, hat man die schlichte Frau nicht zugetraut.

Allein gelassen, ohne Nachricht von Vi sterben meine Gefühle. Ich wehre mich nicht, ich begrüße diesen Prozess der Trennung. An jeden Tag ohne Antwort auf meine Fragen nabele ich mich immer mehr von dieser Beziehung ab, die fünf Jahre dauerte, eine lange Zeit für mich. Dass es für sie schwierig sein würde, zu den Auserwählten mit einem Visum zu zählen, hatte ich erwartet, aber ein bisschen Hoffnung auf ein Wunder hatte ich schon, nachdem ich viel Zeit und ein Haufen Geld in ihre Reise investiert und wir für Deutschland einige konkrete Pläne geschmiedet haben. Am achten Tag ist sie am Telefon.

Ich rufe von meiner Arbeit in Holguin an. Von 23 Anträgen hat die Botschaft dreien das Visum gegeben. Ich zähle zu den zwanzig, sagt sie leise. Wie ich jetzt von anderen weiß, habe ich nie eine echte Chance gehabt.

Unsere Beziehung ist am Ende, antworte ich. Nicht, weil du kein Visum hast, sondern weil du mich eine Woche hast hängen lassen. Dir ist wohl nicht in den Kopf gegangen, wie gierig ich auf eine Nachricht gewartet habe. Du

kanntest meine Nummer und hast dich nicht gemeldet. Es ist unverzeihlich, wie du deinen Freund vernachlässigt hast.

Der Apparat in unserem Haus in Havanna war kaputt, versucht sie sich zu verteidigen.

Ich schaue auf meinen Offizier, der offensichtlich eigenen Gedanken nachhängt. Ich drehe mich um zum Protokollanten, dessen Kopf auf seiner Brust ruht. Es macht nichts, dass sie mein Zwiegespräch verpassen.

Und warum hast du kein öffentliches Telefon benutzt? fahre ich ungerührt weiter fort. Und als sie antwortet, sie kenne sich in der großen Stadt nicht aus, diese habe ihr Angst gemacht, füge ich an:

Und wie willst du dann in einer deutschen Stadt bestehen? Der Kulturschock würde dich platt machen. Ich knalle den Hörer auf die Halterung, so dass neugierigen Dritten, die sich vielleicht in das Gespräch eingeklinkt haben, das Ohr dröhnen muss.

Fünzig Jahre Isolationismus auf der Insel, die staatliche Bevormundung sowie der fehlende ökonomische Anreiz hat bei vielen eine Unkultur der nichtverantwortlichen Passivität, des Attentismus, geschaffen. Vi zählt zu dieser Klasse von Kubanern. Auch deshalb hat sie sich an mich gehängt, erwartet sie sich doch von diesem dynamischen Menschen die wunderbare Erlösung aus ihrem Elend.

Diese Missstände in unserem Volk wird Raúl abschaffen, sagt eine Stimme vor mir.

Ich schaue auf, der Soldat hat die letzten Worte von mir mitbekommen. Er geht aus dem Zimmer, ich verstumme und hänge meinen weiteren Gedanken nach. Um zwei Uhr nachts an diesem Tag der definitiven Trennung werde ich aus einem schweren Traum geweckt. Der Monsunwind hat sich zum Sturm entwickelt. Kalt weht es durch die Fenster, so dass meine Wäsche, die ich im Zimmer aufgehängt habe, hin und her schwankt. Ich wickle die dünne Decke fester um meinen Körper und schüttle das Kissen zurecht. Durch den Lärm des Sturms dringt ein Klopfen an der Tür und als ich die Tür aufmache, kommt sie herein, ein schlanker Leib, trotz des frischen Sturmes bauchnabelfrei, der meine Gefühle zum Schwanken bringt. Yamara macht nicht viele Umstände. Sie fährt ihre rote Zunge aus ihrem langen Hals, ein in der Dunkelheit zündelnder Drache, der mein Gesicht verbrennen will. Mit der Spitze ihres Flammenwerfers zündelt sie in meine Nasenlöcher. Nachdem ich mich von dem Schrecken gefangen habe, herrsche ich sie an.

El dragón ò la diavola?

Mi amor! antwortet sie. Für immer Dein bis ans Ende meines Lebens.

Mit ihrer jungen Glut im Bett ist die Kälte der Sturmnacht besser auszuhalten. Sie ist das Alternativprogramm zu Vi: vital, sexy, energisch, furchtlos, die sich nicht von dem Bann, den der Prof über La Roca als frauenlose Zone ausgesprochen hat, abschrecken lässt. Sie trägt die Ideale einer Revolutionärin in sich. Sie ist aus dem harten Holz einer Wehrhaften geschnitzt. Und... beinahe hatte ich es vergessen. Sie könnte im höheren Auftrage in mein Bett geschlüpft sein. Wer wusste von meiner Trennung von Vi? Wer hätte Yamara in so kurzer Zeit davon informieren können, dass in dem Don Juan eine emotionale Leere entstanden sei, die Vi hinterlassen hat. Oder war es doch anders? Yamara – eine Heilige oder Systembesessene? Bis heute weiß ich darauf keine Antwort. Der Offizier steckt seinen Kopf in die Tür und verabschiedet sich für diesen Tag. Ich bin zufrieden mit ihm. Er strahlt nicht mehr den Schrecken aus, vor dem ich mich bisher fürchtete. Er ist auch nur ein Mensch. Etwas entspannter als sonst verbringe ich den Abend in meinem Quartier. Vor mir auf dem Tisch des großen Zimmers steht das gerahmte Farb-Foto von Fidel in seiner olivgrünen Kampfuniform. Ich nehme es in die Hand. Das Foto könnte vor dreißig Jahren aufgenommen sein. Nach dem heutigen Tag, nehme ich mir vor, ihm gerecht zu werden. *Vieles war gut, was er angefasst hat. Zum Beispiel seine Freundschaft mit Gabriel García Márquez. Diese Freundschaft hat dem kolumbianischen Nobelpreisträger eine Filmhochschule eingebracht, aus der einige kubanische Regisseure kamen, die zutiefst menschliche Filme drehten. Aber nicht das ist es, was mich umtreibt, sondern die Freundschaft des Schriftstellers mit dem Kämpfer, es ist eine funktionierende Männerfreundschaft unter Gleichaltrigen. Es kann nicht allein die gemeinsamen Erfahrungen mit der grausamen lateinamerikanischen Geschichte sein, die Erlebnisse des jungen García mit der Yanqui-Vertretung in seiner Heimatstadt Aracataca, der United Fruit Company, bekannt unter der Bananenmarke Chiquita in meinen jungen Jahren, die mit dem Aufstieg des Adenauerstaates verbunden war, was ihn zum Zeugen der Bluträusche der Violencia und zum Anwalt der Revolution machte. Worauf meine Gedanken*

abzielen, ist das nicht zu Bestreitende, dass der sensible Schriftsteller, der seine Heimat in dem Roman „Hundert Jahre Einsamkeit“ im Geiste des Humanismus beschrieb, mit dem Menschen Fidel zurechtkommt. An der menschlichen Autorität von Márquez, an seiner scharfen Beobachtungsgabe gerade was Charaktere angeht, kann kein Zweifel bestehen.

Nächstens meditierend,

die dünne Decke gegen die Mosquitos der Nacht eng um meinen Körper gewickelt, mache ich mir Gedanken über meinen zukünftigen Aufenthalt im Gefängnis. Im Gefängnis ist die Chance zur Meditation gegeben. Das Ziel der Meditation ist die Verlangsamung des ständigen Herumkreisens der Gedanken und man fängt an, die einfachen, reduzierten Dinge um einen herum wertzuschätzen. Der Geist wird empfindlicher, er nimmt wahr, was um einen passiert. Du bist aus dem üblichen Trott heraus geworfen, du durchbrichst die Routine des Äußerlichen. Das ist der Grundgedanke des Buddhismus. Du begibst dich auf eine Reise. Sicherlich, es wird viel verlangt. Absurd die Vorstellung, gerade im Gefängnis könne man sich auf eine Reise begeben. Aber es geht nicht um die Veränderung von einem realen Ort zum nächsten, von einem Trubel zum nächsten, sondern um eine Entdeckerreise in dein Inneres. Was hat sich in den letzten Jahrzehnten alles an Erinnerungen angehäuft, an unaufgearbeitetem Müll, der die Seele belastet, es stinkt aus dir heraus, der ganze Müll deines bisherigen Daseins. Buddhistisch würde man sagen, du arbeitest an deiner Erleuchtung. An einem düsteren Ort wie dem Gefängnis hast du eine gute Chance, dein Inneres zu erleuchten.

ZWISTIGKEITEN

Ein kleines Jubiläum gilt es zu feiern. Eine Woche parliere ich jetzt schon mit den mir Zugewandten. Die Gesamtbilanz ist triste: Ein Stillstand ist eingetreten, und über die Zukunft mache ich mir Illusionen. Die Tragödie endet immer mit dem Tod. Die Tragödie inszeniert den vergeblichen Kampf des Menschen gegen sein Schicksal und führt ihn unaufhaltsam auf die Katastrophe zu. Unmöglich sich an das Hilflose, das Ohnmächtige, das Ausgeliefertsein an fremde Mächte zu gewöhnen.

Eins würde mich noch interessieren, sagt der Offizier. Aus seinem feuchten Auge rinnt eine klare Flüssigkeit und versickert zwischen Hals und Kragen. Warum hatten Sie so viel Streit mit Ihren Leuten bei der Arbeit?

Ich bin enttäuscht über den geplanten Verlauf des heutigen Gesprächs. Will er nichts mehr von Frauengeschichten erfahren? Von den Frauen zu reden, gibt mir die Illusion, mein trauriges Seelenkostüm etwas aufzubürsten, die drohende Tragödie in eine Farce umzuwandeln. Am liebsten wäre mir eine Komödie der sich ständig wandelnden Liebschaften, wie sie Max Ophüls in seiner Verfilmung von Schnitzlers Liebeleien dargestellt hat. Wir sind bei meinen Liebeleien noch längst nicht am Ende angekommen. Was ist mit Yol? Was mit Rosalia II oder Alicia? Was vor allem mit Norbe, der fraulichen Vierzigjährigen mit den großen Rehaugen. Mit ihrem Alter, ihrer Reife und natürlicher Ausstrahlung könnte sie am unverfänglichsten in Europa an meiner Seite leben. Was treibt mich an, die Frauengeschichten öffentlich zu machen? Warum bremst mich nicht in meiner schwatzhaften Mitteilbarkeit eine natürliche angeborene Scheu? Welche Gier treibt mich, das Intime zu offenbaren? Ist es der Jahrmarkt der Eitelkeiten? Schaut her, ein Grufti kann es mit den jungen Frauen? Ich müsste die Antwort an meinen Autoren weitergeben. Er führt Regie und liefert die Stichwörter für den Ich-Erzähler. Er schiebt die Frauen auf die Bühne und schöpft deren ästhetischen Mehrwert ab, während er mich im Gefängnis entsorgen will. Aber gehen wir gnädig mit ihm um. Er selber ist ein Getriebener, getrieben von einem schicksalhaften Skript, dessen Richtung das Leben entscheidet und nicht er. Und was mich angeht, mache ich mir über mich keine Illusionen. Ich bin sein Kompagnon bei der Ausplünderung der Frauen, nicht aus einer pseudoempfindsamen Geste ihnen gegenüber, sondern aus einem dunklen Urtrieb heraus: dem Hass auf das Weibliche.

Was wollen Sie denn zu meinem Job wissen? frage ich den Offizier. Wo anfangen, wo aufhören?

Das überlasse ich Ihnen, erwidert der Offizier und reibt sich seine Augen. Lassen Sie sich Zeit. Der junge Protokollant seufzt hinter mir vernehmlich. Der Richtigkeit wegen müsste ich am Ende eines jeden Verhörungsstages die Korrektheit der Aufzeichnungen entgegen zeichnen.

Zum besseren Verständnis möchte ich zuerst meine Tätigkeit beschreiben, beginne ich vorsichtig. Ich bin Archäologe und Mediator. Als Mediator füge ich verschiedene Bausteine zusammen, um ein Projekt anzustoßen und zum Laufen zu bringen.

Ich stütze den Ellenbogen auf die Tischkante vor mir, verdecke die Augen mit der Hand und lese vor meinem inneren Auge den Text aus meiner Homepage ab: *Den Sparzwängen der öffentlichen Hand, dem Shareholder-Value-Kapitalismus geschuldet, fallen zuerst die sogenannten Orchideenfächer an den deutschen Universitäten zum Opfer. Das sind die ugrisch-mongolischen Sprachen meines Schulfreundes Venker, die Ägyptologie, die Geologie, die Ethik des Protestantismus – wozu brauchen wir heute Ethik? – und zu diesem überflüssigen Kram aus der Sicht der Bologna-Reform zählt auch die Ur- und Frühgeschichte. Es ist ein genereller Trend, die Universität des Alexander von Humboldt zu schleifen. Im außeruniversitären Bereich geopfert wird das Personal der Landesdenkmalspfleger. Die bekannten Folgen sind arbeitslose Archäologen, die zu einem Appel und Ei sich als Bibliothekare, Buchverkäufer und freie Übersetzer mit Hungerlöhnen durchs Leben schlagen. In diese Lücke stoße ich als Unternehmer hinein, heute sagt man Ich-AG. Mit Staatsknete gründe ich eine eigene Firma, gebe ihr einen feschen Namen und eine professionelle Homepage und fertig sind die Ingredienzien. Dann müssen Menschen bequatscht werden. Man kann auch von Hochstapelei oder Scharlatanerie sprechen, oder vom Job eines Staubsauger-Vertreter.*

Hochstapler?

Der Offizier schaut auf den Protokollanten, der blickt in ein Wörterbuch und wird auch nicht schlauer.

Un estafador, un caballero de industria. Mehr Schein als Sein, fällt mir nun auf Spanisch ein.

Mir scheint, erwidert der Offizier, Sie machen auf Underdog, sind aber tatsächlich una persona illustre, die so mir—nichts-dir-nichts von einem SPD-Bundestagsabgeordneten in seinem Hotel-Resort in Guadelavaca empfangen wird, der am Tage zuvor offizieller Gast des Präsidenten des kubanischen Parlaments war. Mit der Masche, sich klein zu machen, kommen Sie bei uns nicht durch, wenn Sie mit dem militärpolitischen Sprecher der Regierungspartei Ihres Landes befreundet sind. Warum meinen Sie, beschäftigen wir uns so intensiv mit Ihnen? Ich gebe Ihnen die Antwort: Wir können Sie nicht durchschauen.

Ich überhöre seine Schmeicheleien und fahre mit dem Bemühen fort, ihm meinen Job zu erklären. Um ein Projekt zum Laufen zu bringen, braucht es in der Mediengesellschaft eine elektrisierende Frage, die keinen gleichgültig lässt. In der Archäologie steht ein ungelöstes Problem ganz oben: Wer betrat als erster den amerikanischen Kontinent? Aber damit befassen sich viele in Nord- Mittel- und Südamerika, ohne viel Erfolg bisher. Also pointieren wir das Thema etwas: der erste Amerikaner – ein Kubaner! Das klingt schon besser, aber die Aussage braucht eine ultimative Zuspitzung, einen Kick: Der erste Amerikaner ist ein Europäide in Kuba. Jetzt haben wir es. Kein Paläoindianer aus Asien über Beringa am Ende der Eiszeit eingewandert, nein, einer aus Europa vor dem Höhepunkt der letzten Eiszeit. Diesem Charme kann die Siemens-Stiftung als Sponsor nicht widerstehen. Mein Köder sind unansehnliche Klunkersteine, was so auf den staubigen Äckern herum liegt. In Wirklichkeit sind es Kostbarkeiten des Kulturerbes eines jeden Landes. Artefakte, Kerne, Schaber, Kratzer aus Silex in paläolithischer Schlagtradition, die ich in der Gegend um Mayari aufgesammelt habe. Diese kostbaren Exponate brauche ich nicht durch den kubanischen Zoll zu schmuggeln. Niemand kümmert sich um Feldsteine. Im Übrigen: das Screening des Gepäcks ist auf das Aufspüren von softigen Havanna-Zigarren geeicht und nicht auf Hard-Rock. Meine Relikte aus einer fernen Zeit präsentiere ich den deutschen Experten der Altsteinzeit, die meinen Eindruck bestätigen. Es handelt sich um Exponate, die in Europa auf zwanzig Tausend Jahre vor heute zu datieren wären. Scharlatanerie! würde der Teil der Wissenschaft aufschreien, der nicht der Exponate ansichtig wird, und daher sich schwer tut, die Formen mit zwanzig Tausend Jahren vergleichbaren Exponaten auf der Fränkischen Alb zu parallelisieren. Welcher renommierte Wissenschaftler gibt für so einen Unsinn seinen guten Namen her? Tatsächlich, da haben wir ein Problem. Ein Wissenschaftler muss her, aber Deutschland ist nicht reich gesegnet mit Archäologen, die sich in der Neuen Welt auskennen. Ich telefonierte die US-Szene ab, Collins, Meggers, Goodyear, Whittaker, Stanford bis einer meine Nase auf die heiße Spur stößt und ich mich wundere, nicht selber darauf gekommen zu sein. Der heiße Tipp ist Zlasowasz Kozlowski, im liebevollen Jargon der Archäologie ZK genannt, der seinen Jugendtraum verwirklicht sehen will, es den arroganten Amis mal so richtig zu zeigen. Er beißt an, ist sofort Feuer und Flamme, im schmutzigen Hinterhof der Amis, zu dem sie selber keinen Zutritt haben, herum zu wildern. Mit dem Ja von ZK ist die halbe Miete für das Projekt eingefahren. Seine Uni Gießen bringt er als Träger des Projekts gleich selber ein, braucht es nur noch das schnöde Geld. Ich bringe die Bundes-Wissenschaftsministerin ins Spiel. Die

Bundeswissenschaftsministerin Wiszorek-Zeul nennt sich eine Freundin von Fidel, die bei ihren Besuchen nächtelang im Gespräch mit dem Alten ihrem Jugendtraum von Che und Debré Zunder gibt. Aber Fidel will nicht das Geld der Roten Zora. Seit der Kritik des Europäischen Parlaments an Kuba, das kubanische Opponenten zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt hat, lehnt der maximo lider jede Staatshilfe aus EU-Ländern ab. Wir sind bei unserem Projekt auf die Finanzierung durch eine Non Governmental Organization, abgekürzt NOG, angewiesen, und werden in der Stiftung eines Großkonzerns fündig. Ich habe mich immer für die Interessen Kubas eingesetzt. Ich bin kein Feind. Ich bin ein Freund.

Ich mache eine Pause und warte auf eine Reaktion des Offiziers. Die plötzliche Ruhe im kleinen Raum ist bedrückend. Der Offizier regt sich nicht, den Kopf hat er auf die Arme gestützt, auch in meinem Rücken ist es ruhig. Ich blicke durch die halb geöffnete Tür auf den Hof, über dessen Boden die Hitze flirrt. Der Offizier steht auf.

Wir haben es nicht leicht mit Ihnen, sagt er. Manchmal sagen Sie die Wahrheit, manchmal simulieren Sie. Manchmal geben Sie sich bescheiden, manchmal leiden Sie an Größenwahn. Bedenken Sie: Wir treiben Sie nicht mit Foltermethoden in den Wahnsinn wie Ihre amerikanischen Freunde bei den Verhören ihrer Gefangenen hier in Kuba, 600 Kilometer weiter östlich. Wir behandeln Sie fair, nach der Genfer Konvention und dem internationalen Völkerrecht.

Recht hat der Offizier. Der amerikanische Präsident Bush und sein Verteidigungsminister Rumsfeld decken die folternden Verhörtechniken der CIA wie das waterboarding, das dem Gefangenen durch Untertauchen in einer Badewanne das panische Gefühl gibt zu ertrinken. Um die Situation zu beruhigen, knüpfte ich an meinem Bericht an. Das geringste Problem war, den weiteren Partner ins Boot des Projekts zu ziehen. Arbeitslose Akademiker gibt es wie Sand am Meer und unterbeschäftigte Grabungsfirmen ebenso.

Kommen wir endlich zum Kern, sagt der Offizier, der sich wieder auf seinen Stuhl gesetzt hat. Wie war das mit den Zerwürfnissen zwischen Ihnen und der Leitung?

Gestion, ein Zauberwort in Kuba

Ja, spreche ich mehr zu mir, als zu meinem Gegenüber. Ich habe da etwas völlig übersehen. Das Baby zum Laufen zu bringen, das ist das eine. Es hoch zu ziehen, in eine fremde Welt einzutreten, das ist das andere. Die Archäologie ist eine gelebte Welt mit eigenen Werten und Konventionen: das erzwungene Miteinander in einer Gruppe von Individualisten, überflutet von kulturellen Schockwellen eines kommunistischen Dritten-Welt-Landes, kaserniert auf dem erratischen Felsen La Roca oder auf den kalten Höhen von Pinaris sind der Nährboden für Stress, Zwistigkeiten bis zu Feindseligkeiten. Aber das ist noch nicht alles. Woraus ein scharfes Cocktail gemixt wird, ist das Verhalten der doppelten Leitung – Peter, der Schreckliche, der den Laden schmeißt, die Tagesarbeit organisatorisch über die Runden bringt und ZK, der scheinbar als beratender Überflieger fungiert, tatsächlich aber das letzte Sagen hat. Beide entpuppen sich als tugendhafte Oberlehrer, die pubertierende Schüler von ihren sexuellen Begierden abhalten wollen. Und nach ihren Moralvorstellungen soll es auf dem Felsen La Roca wie auf einem keuschen Landschulheim zugehen, während der Ort eine allseits bekannte Absteige für kubanische Sexhungrige ist. Schlimmer noch. Beide sind Monogamisten, die ihre ehegebundenen Treueverpflichtungen notorischen Junggesellen überstülpen wollen, wenn auch aus unterschiedlichen Antrieben. Das traurige Ergebnis ist, dass viel produktive Energie in der Gruppe vernichtet wird. Keine Frage. Peinlich bin ich immer darauf bedacht gewesen, meine Arbeitsverpflichtungen einzuhalten und nicht Arbeit mit Privatem zu vermischen. Umgekehrt greift die andere Seite ständig in meine private Welt ein. Weil keine Seite nachgibt, baut sich ein ungutes Konfliktpotential auf, das uns viel kostet. Dies als den üblichen Lagerkoller zu definieren, wenn Menschen für lange Zeit auf engem Raum zusammengesperrt sind, greift zu kurz.

Während ich gegenüber dem Offizier aus meinem Herzen keine Mördergrube mache, rechne ich doch auf ein gewisses Verständnis seinerseits als Kubaner und Mann, durchfährt mich ein Gedanke. Könnte es sein, dass meine Kollegen irgendetwas mit meinem Schicksal zu tun haben? Nicht, dass ich jemanden unterstellen will, mich angeschwärzt zu haben. Womit denn auch. Sie hätten keinen Beleg für ein unrechtmäßiges Tun meinerseits in den Händen gehabt. Es gab nichts, womit sie die Verdächtigungen hätten bestätigen können. Aber der tägliche zermürbende Kleinkrieg in unseren Reihen, hat bei den Observierenden den Eindruck hinterlassen, ich stünde allein, ich hätte keinen Rückhalt bei der Leitung. Damit war mir - in den Augen der Observer - als Außenseiter der Schutz des Kollektivs entzogen worden. Auf der nächsten privaten

Einreise konnte der harte Zugriff erfolgen, ohne ein Aufschrei der deutschen Führung zu provozieren, ja ohne dass sie zum damaligen Zeitpunkt überhaupt etwas von den Vorgängen wussten.

Wie verhielten sich die Kubaner im Lager? unterbricht der Offizier meine Gedanken.

Unsere kubanischen Kollegen standen fassungslos den Auseinandersetzungen gegenüber. Einerseits achteten sie die tägliche Arbeitsleistung des technischen Leiters, der in ihren Augen keineswegs der Schreckliche war, sondern ein Kumpel, der viel praktisches Talent auf den täglichen Organisationstouren in einer Mangelwirtschaft einsetzte, so wie die Deutschen nach dem Krieg im Tausch und Beschaffen von Waren wahre Überlebenskünstler waren. Andererseits verstanden sie – wie ich übrigens auch – den Kern der Auseinandersetzungen nicht. Wenn ich meine Freizeit liebevoll gestaltete, schädigte ich niemanden, behinderte nicht die Arbeit und tat etwas, was zumindest in diesem Land nicht außerhalb der Norm lag. Allerdings. Allein Pepito unterstützte mich offen, während die anderen es vorzogen, sich nicht einzumischen. Es wurde nicht respektiert, dass mein Leben mein privates Anliegen ist, in dem ich es krachen lassen konnte. Kein Zweifel. Das Problem lag nicht bei mir, sondern bei etwas anderem. Ich stand mit dem Ordinarius auf Augenhöhe. Ich war keinem vielfältigen Netz von Abhängigkeiten ausgeliefert, in denen sich die Ausgräber, die Studenten, Tutoren, Assistenten zu ihrem Ordinarius befanden, karrieremäßig, finanziell; mental nicht zu vergessen, was einige dazu verleitete, in dem mächtigen Prof mit hundert Publikationen und einer gewaltigen Reputation in der Wissenschaftswelt einen Halbgott zu sehen. Ich hingegen war unabhängig, noch nicht einmal durch einen Arbeitsvertrag mit einer Klausel gebunden, der mich zur Keuschheit verpflichtete.

Als 50jähriger sieht der schlanke große Mann mit seinem Strohhut verwegen aus, wie der Gangster Slansky im Hotel Havana in der Endphase des Batistaregimes. Kein Zweifel, er ist attraktiver als Sie, sagt der Offizier und es klingt durchaus nicht ironisch. Ich nicke.

Was kubanische Frauen bei mir suchen, den älteren, reiferen sanften Europäer mit Kohle, haben sie auch bei ihm gesucht. Mehr als einmal zogen die Frauen, die nach Mitternacht bei meiner Pforte vergeblich angeklopft hatten, weil ich schon vergriffen war, die paar Meter zu seinem kleinen Appartement weiter. Vergebens, schroff wies er die Aufdringlichen ab und mobilisierte die Polizei, um den Augiasstall von Klein Sankt Pauli, wie er sich ausdrückte, auszumisten.

Diese Fürsorge hat uns gewaltige Probleme bereitet, sagt der Offizier. Gehen wir zum technischen Leiter über.

Aufgrund Ihrer Recherchen, antworte ich, müssten Sie doch mehr wissen. Zum Beispiel von einem Ihrer Gewährsmänner auf La Roca, dem Barkeeper, der ein kubanisches Bier für 50 Cent und einen großen weißen Rum für 10 Cent verkaufte. Wie kann es sein, beschwerte ich mich beim Barkeeper an der Theke, dass der Steuermann seiner Mannschaft trockenen Zwieback kauen lässt, für sich aber aus Deutschland seine Frau an Bord holen wird? Dieser Mensch wagt es, für mich ein Tanzverbot in der Disko von La Roca auszusprechen. Er befürchtete ernsthaft, wenn ich nur eine Frau anfasse, sei sie wie gelähmt und folge mir aufs Kommando ins Bett. An diesem Punkt war der Rubikon bei mir endgültig überschritten und ich drohte meinem alten Freund an, das Projekt zu verbrennen, falls er nicht innehalte. Immer weniger stand seine verdienstvolle Arbeit in einem schwierigen Terrain im Vordergrund. Ohne seine Sprachkenntnisse, ohne sein Organisationstalent, ohne seine Kenntnisse um die lateinamerikanische Mentalität hätte es schlecht um die Durchführung des Projekts gestanden. Aber immer deutlicher waren auch negative Elemente in den Vordergrund getreten.

Da kam dann unser Mann Ernesto ins Spiel, denn das wäre auch nicht in unserem Interesse gewesen, bemerkt der Offizier.

Richtig, der Oberst machte in dem Tribunal, das sich spontan um mich auf dem Hof gebildet hatte, einen Kompromissvorschlag. Bevor ich eine Frau zum Tanzen in der Disko auffordere, sollte zuvorderst ihre Bonität geprüft werden, ob sie moralisch unbedenklich sei oder nicht, wobei er zugleich vorbrachte, dass es auf La Roca wie im übrigen Kuba keine freilaufenden Prostituierte gäbe. Denn, so seine Logik, die er immer wieder vortrug, wer das verbotene Gewerbe der Prostitution ausübe, befände sich im Gefängnis und wer frei herum laufe, könne deshalb keine Prostituierte sein. Sein Kompromiss fand Gehör. Aber es gäbe ja noch die Chicas malas, die in der Grauzone wirtschafteten, warf ZK ein, die sollten einer persönlichen Überprüfung von kubanischen Experten unterzogen werden, bevor ich mit ihnen tanzen dürfte, wobei die netten Krankenschwestern, die er persönlich kennen gelernt hätte, von dieser Vorsichtsmaßnahme selbstverständlich ausgenommen seien.

Der Offizier nickt zustimmend. Das ist auch sein Kenntniszustand. Was er nicht erwähnt ist, dass auf diese Weise das über La Roca geworfene fein gesponnene Abwehrsystem durch die Kerntruppe Horch und Guck, vertreten durch die Chicas Malas, nicht gänzlich durch Moralapostel zerrissen wurde. Blieb das Verbot, Frauen in unserer Freizeit aufs Zimmer zu nehmen, weil, so die Argumentation, diese vom Sponsor als Arbeitszimmer bezahlt wurden und nicht als Sex-Absteige. Ich willigte sofort ein. Damit hatte ich keine Probleme. Es war die Prä-Yamara-Zeit, wo ich nachts kaum noch zu meinem Schlaf kam, weil ständig an meiner Tür mit gedämpften Mädchenknöchel geklopft wurde. Ich war es gewohnt, selber die Initiative zu ergreifen und nicht passiv auf ein Angebot zu warten. Ich konnte mit dem Argument punkten, dass ich sechs weibliche Eindringlinge wieder hinaus expediert hatte. Inzwischen ergab sich eine neue Situation. Frustriert nach dem großen Palaver über meine moralischen Verwerfungen knüpfte ich Kontakte zu einer Gruppe, die ein eigenes Zimmer für ihre Verlustigungen nur 20 Meter von mir entfernt angemietet hatte. Zimmer ist zu viel gesagt. Es war mehr eine Abstellkammer, von einem breiten Bett ausgefüllt, in dem mehrere Personen bequem Platz hatten, die kahlen Zementwände ohne ein wucherndes Tapetendickicht, das fahle Neonlicht von der Decke verstärkte die Kahlheit der Raumzelle, kein Ort der Heimlichkeit und der Stille. Al, ein Kubano-Americano aus Florida auf Besuch bei seinem Familienanhang in Sagua, hatte sich mit einem kleinen Tross von BegleiterInnen auf La Roca nieder gelassen.

Der Offizier winkt ab. Wir wissen es schon, es sind Ihre Bekannte, die Krankenschwestern und der Krankenpfleger, Ihre alte Freundin Uganda und so weiter.

Richtig, bestätige ich. Uganda, die schöne weißhäutige Alkoholikerin mit ihrer kastanienbraunen Mähne; Goliath, der reizvolle Schwule, der die Eigenart hatte, mit gespreizten lackierten Fingern sich über seinen engen schlanken Po zu streichen, und die schwarze exotische Yamara, von der ich noch nicht wissen konnte, wie schicksalhaft unsere Begegnung werden sollte. Von Anfang an war mir klar, dass Al es auf Uganda abgesehen hatte. Gol und Yamara waren mehr zum Begleitschutz abgestellt. Beide verfolgten auch ihre eigenen Ziele. Gol schaute sich vergebens nach einer Männerbekanntschaft um, während Yamara im geheimen Auftrag unterwegs war. Und obwohl meine wenigen Abenteuer mit Uganda nicht das waren, was man eine Liebesbeziehung auf hohem Niveau bezeichnen konnte, weil sie zwei Mal in den Nächten von einer plötzlichen Angst getrieben, das Weite suchte, ergriff mich sofort die Eifersucht auf diesen etwas feisten aber jüngeren schwarzen Amerikaner, frisch aus Miami eingeflogen. Aber meine wahren Gefühle zeigte ich nicht offen, sondern bot zuvorderst ihm an, die Hälfte aller Aufwendungen der nächsten Tage und Nächte zu zahlen, um mich in ihre Gruppe einkaufen zu können. Al akzeptierte sofort, die anderen beide hatten sowieso nichts zu schnäbeln, und so bildeten wir eine Quadriga, ich pendelte die zwanzig Meter zwischen ihrem Quartier und meiner Bude nach Belieben hin und her, erfüllte formal die Bedingungen der Leitung und hatte zugleich die Genugtuung, die von den Moralisten mir auferlegte Enthaltsamkeitskur zu boykottieren. Ich schlug über die Stränge, bedenkenlos, außerhalb meiner Räumlichkeit, ohne die Abmachungen zu verletzen und die Dienstaufsicht auf den Plan zu rufen, ein Verstockter, der von seiner Lebensgier nicht Abstand nehmen wollte.

Darf ich Ihren Redefluss mal unterbrechen, mischt sich der Offizier ein. Wir haben Europäer wie Sie analysiert, die auf Sex mit Kubanerinnen aus sind. Diese Libertinos – Freier sagt man in Deutschland, unterbreche ich ihn – diese Libertinos lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die eine Gruppe will nicht nur wegen seines Geldes gemocht werden, sondern auch wegen seiner menschlichen und sexuellen Qualitäten. Das sind die romantischen Kunden, die glauben in Kuba leichtes Spiel zu haben. Die zweite Gruppe sind Nekrophile, die sich in Deutschland in einer geächteten Subkultur bewegen und sich in Kuba an sozial „toten“ und billig zu erlangenden Frauen vergehen wollen. Leichenfledderer sozusagen, die an den „Toten“ ihre Phantasien von Allmacht ausleben. Die dritte Gruppe, die normalen heterosexuellen Männer endlich, wollen schlichtweg preiswerte sexuelle Dienstleistungen konsumieren, die sie in deutschen Ehebetten nicht finden. Kommen sie zum Ziel, lieben Sie ihre Frauen umso mehr. Er schaut mich an: Sie zählen sich sicherlich zu den romantischen Kunden.

Diese Kriterien sind nicht auf Kuba anwendbar, erwidere ich. Die Freier kommen aus Europa oder den USA. Dort sind sie Prostituierte mit ihren langen Traditionen und Freudenhaus-Kulturen gewöhnt. Hier gibt es aber diese Art von professionellem Umgang mit Männern nicht mehr, weil das sozialistische System in den letzten 40 Jahren diese Ausbeutung der Frau abgeschafft hat.

Bis Sie gekommen sind, erwidert er und lacht. Ich liebe diese Momente, wo mein Führungsoffizier lacht. Sie meinen, unsere Frauen wären traditionslose Amateurinnen?

Das trifft auch nicht den Punkt, erwidere ich. In der kubanischen Gesellschaft existiert eine freizügige Erotik – bei Frau und Mann – wegen der Ohnmacht der moralinsauren Kirchen einerseits, der Dominanz der afrokubanischen Santeria andererseits, die keine Sünde kennt. Nicht zu vergessen sind gewisse Vorbilder in der führenden Klasse – ich bleibe absichtlich allgemein, um meinen Gesprächspartner gegenüber nicht zu provozieren. Auf diesem kulturellen Nährboden gedeiht die kubanische Libertinität. Kommen wir auf den Fall in La Roca zurück mit uns vier Menschen in einem Raum. Wer einen kollektiven Orgasmus in einer Nummer zu viert erwartet hätte, der verkennt das Konservative im Kubaner. Der Kubaner, so kann man sagen, ist zwar von Natur aus nicht prüde, aber in Sexdingen altmodisch. All dieser modische Firlefanz der westlichen Welt den Beischlaf zu einer phantasievollen und öffentlichen Sache zu machen, ist nicht sein Ding, weil er dem Altmodischen anhängt. Nach Marx entstand das Moderne mit der Entwicklung des kapitalistischen Marktes und seiner Maschinenwelt. Kuba ist eines der wenigen Länder in der Welt, das sich dieser Form der Moderne entzieht. Wie ging es also weiter? Alle schluckten ein Bier nach dem anderen, nur Yamara hielt sich zurück. Al hockte wie Buddha im Bett und zeigte über der Bettdecke seine beharrte Brust und die schweren Goldketten an Hals und Armen. Etwas Unheilvolles lag in der Luft. Mich quälte eine Frage: Wie soll ich mich verhalten, wenn der dunkle Al über die weiße Uganda herfällt? Aber obwohl er das Bild eines Zuhälters von Miami Beech abgab, war er friedlich oder schon gesättigt. Vorerst ging es nur darum, eine Dose Cristal nach der anderen zu öffnen und es zischen zu lassen wie bei den Werners in Kiel. Die leeren Dosen wurden zu einem Haufen vor der Tür geworfen, am Ende waren wohl zweihundert fünfzig beisammen, ein kubanisches Jahresgehalt in vier Tagen durch vier Kehlen gejagt.

Ich mache in meinem Redeschwall eine Pause und schließe die Augen. Ich genieße die Szene. Einmal in die Welt der Unterklassen untertauchen, den Geruch des Verruchten zu spüren, ich fühle mich wie ein Tourist, der etwas ängstlich und neugierig zugleich zu den Schmuttelkindern in den dunklen Hinterhöfen der Altstadt von Havanna schaut. Was erwartet man von einem Touristen? Fotos, Fotos! schreien die übrigen. Ich drehe ein Vier-Minuten-Video minderer Qualität mit meiner Kamera, aus der Hand und mit einem idiotischen Drehbuch. Ich halte auf Al und sage: Hier haben wir unseren Kubano-Amerikaner. Hallo, how do you do? Er lacht und winkt gönnerhaft mit der Hand: Hallo, here is our German friend. Und hier haben wir Uganda, fahre ich fort. Uga sagt etwas sehr schnelles in die Kamera, ihr wallendes Haar hängt über ihre vollen Brüste. Und jetzt Go, Go, du bist dran. Sein hübsches Gesicht verzieht sich etwas, während Uganda ihm liebevoll über seine straffe Jeans am Po streicht. Look, schreit sie, a gay, a real gay! Souverän gibt sich Yamara. Ständig ein Glas vor ihrem Kinn haltend, kräht sie Unverständliches in die Kamera, ihre freie Hand greift mit eleganter Bewegung in die Luft, um ihre Worte zu unterstreichen, die keiner versteht.

Entschuldigung, unterbricht mich der Offizier mit einer Höflichkeit, die ich noch nicht bei ihm kennen gelernt habe. Könnten Sie die Handlung vielleicht ein wenig beschleunigen?

Der Protokollant hat schon längst seinen Kuli zur Seite gelegt und schaut mich halb belustigt, halb ermüdet an. Selbst wenn ich wie die Erzählerin aus Tausend und Einer Nacht weitere und weitere Stories zum Besten gäbe, ich fände am Ende keinen gnädigen Sultan.

Auf meinen Vorschlag gehen wir Tanzen. Die Disco, in fünfzig Meter Entfernung, ist mein Reich. Der phlegmatische Al verschanzt sich hinter den Bieren auf seinem Tisch, während ich meinen Auftritt mit Uga habe. Go bleibt neben Yamara sitzen, traurig schaut er auf den wilden Hip Hop. Ich ziehe ihn mit auf die Tanzfläche, ein paar Kleinkriminelle mit ihren fünfzehnjährigen Freundinnen sind ebenfalls von der Party, wir bilden eine lange Reihe und der Di Dschi, wie der Di Dschai auf spanisch heißt, legt die passende Musik auf: dos pasos izquierda, un adelante. Uga, die Dancing Queen, treibt es zum Koma-Saufen. Mit Bier abgefüllt, reißt sie ihren Top vom Leib und schwenkt mit Kopfbewegungen mir ihre Haare ins Gesicht, so dass ich nach Luft schnappe.

Ein Patrick Swayze als Jonny, sagt der Protokollant hinter mir. Es ist das erste Mal, dass er etwas von mir kommentiert.

Ja, sage ich zu ihm. Schreiben Sie das in Ihr Protokoll. Patrick Swayze was here.

Aber auch ein Jonny braucht mal eine Pause, um den Schweiß sich aus der Stirn zu wischen und frische Luft zu schnappen. Als ich zurück in die Disco komme, fehlen zwei aus unserer Gruppe, der Kuba-Ami und Uga. Sofort brennen meine Warnleuchten. Yamara versucht mich mit einer Lüge zu beschwichtigen: Beide seien nach Sagua zu seinen Eltern. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich renne aus der Tür in Richtung meines Appartements und höre, als ich unser gemeinsames Quartier passiere, von dort Stimmen nach außen dringen.

Panische Eifersucht packt mich, während Yamara und Go hinter mir her gelaufen sind und mich mit einem Bier von der Tür weglocken wollen. Ich schnappe die geöffnete Dose und werfe sie gegen die Tür, so dass es mächtig scheppert und das Bier in der Gegend herum spritzt.

Das schöne Bier, das schöne Bier schreit Go, während ich gegen die Tür mit dem Fuß schlage und brülle: Fuera! Fuera!

Mein Offizier fährt hinter seinem Schreibtisch hoch: Was ist los? Was ist los?

Diese ständigen Verhöre schlauchen, weil wir alle wissen, dass die Musik in den Nachbarräumen gespielt wird, wo per Fax und Telefon weiteres Belastungsmaterial gegen mich gesammelt wird. Was wir hier machen, ist mehr eine Beschäftigungstherapie, um den Tag anständig über die Runden zu bringen. Ich lege mich vor die Tür ins Gras und warte, was passiert, während Yamara und Go immer noch aufgeregt vor mir herum hüpfen und mich weglocken wollen. Schon nach fünf Minuten, öffnet sich die Tür und Uga steckt den Kopf heraus. Das war ein Shorty, denke ich, während ich die Tür ganz aufreißt und in den Raum stürze, alle hinter dem Rasenden her, voller Panik, ein Blutbad befürchtend. Ich stehe im Raum, auf einmal sehr ruhig, weil mich eine Frage quält: Was jetzt?

Nichts ist geschehen, schreit Uga. Sie steigt aufs Bett und lupft ihr Kleid. Ihr Markenzeichen ist das Fehlen eines Höschens. Schaut, schreit sie. Alles trocken!

Der Kuba-Ami will sich einmischen. Uga geht auf ihn los und schreit ihn an. Wie so oft, wenn das Volk sich untereinander unterhält, verstehe ich nichts. Dann legt sie plötzlich ihren Arm um mich und sagt zu mir:

Gehen wir wieder Tanzen.

Ich bin verblüfft über die Wendung. In meinem Leben habe ich oft das Nachsehen gehabt, Rivalen haben mir nicht selten die Frauen ausgespannt. Diesmal ist es umgekehrt. Ich triumphiere, und mein Triumph wird total, als es dem Kuba-Ami zu viel geworden ist, zuvor der Ungehorsam von Uga und nun das Gehopse, er macht sich mit einem Taxi davon. Ich kann die Wende immer noch nicht ganz glauben: der Rivale hat das für ihn ungünstige Schlachtfeld der Disco geräumt. Mein Ruhm, der King of the Dirty Dancing in La Roca zu sein, hat sich bis zu ihm herum gesprochen. Sogar Yamara möchte mit mir tanzen. Dem Prof ist das wilde Treiben zu Ohren gekommen. Gewöhnlich umrundet er auf seinen Gängen auf dem Felsen die Disco, hier und dort ein Auge durch die Fenster in das verrufene Loch werfend, diesmal steht er plötzlich im kleinen Saal, während der Dee dschai gerade eine Pause macht und alle artig am Tisch sitzen.

Kommen Sie, Herr Pofi, sagt Uga. Nach den spanischen Sprachregeln muss auf einen Konsonanten immer ein Vokal kommen. Setzen Sie sich zu uns. Ich habe inzwischen meinen Stuhl weit weg von dem Tisch gesetzt.

Wenn die Damen gestatten, sagt er auf Spanisch. Als ein Kavalier der alten Schule weiß er sich auch in einem fremden Idiom gewählt auszudrücken.

Wir sind zwei Krankenschwestern, sagt Uga und weist auf Yamara. Und Go ist ein Krankenpfleger.

Was sitzen Sie so weit ab vom Tisch, wendet sich der Prof an mich. Kommen Sie zu uns. Die sind doch ganz nett. Mit denen können Sie tanzen.

Zu gütig, zu gütig, erwidere ich unterwürfig mit dem Ton eines Hausmeisters gegenüber dem Hauseigentümer. Ich rücke an Yamara heran.

Dieser schmalgesichtige Typus, sagt der Prof zu mir, dieser fleischlose Körper Ihrer Nachbarin könnte altäthiopisch sein.

Sklaven von der Ostseite Afrikas? gebe ich zu bedenken. Könnte das nicht ein bisschen weit her sein?

Sie könnten Recht haben, antwortet er. Er schaut Yamara und mich an und fängt an zu lachen. Sie beide würden gut zueinander passen, sagt er fröhlich. Ihre Nachbarin als Don Quichote und Sie als Sancho Pansa. Die hohe Schlanke und der kleine Breite, das passt.

Ich bin eher der Meinung, dass sie der linken Dame von Picasso in seinem Werk *Demoiselles d'Avignon* in dessen kubistischer Periode 1907 ähnelt, gebe ich zu bedenken. Sehen Sie sich nur ihre mandelförmigen Augen an. Aber ich werde über Ihr Bild, das Sie sich über uns machen, nachdenken.

Nach einigem Geplauder verabschiedet er sich, nachdem er zwei Runden ausgegeben hat. Pepito, unser Ausgräber, kommt hinzu. Uga wirft sich ihm an den Hals mit einer Leidenschaft, als wäre er ihr Geliebter. Pepito war es, der mir vor Tagen Uga zugeführt hat. Als ich die Szene fotografieren will, verbirgt er sein Gesicht hinter den Händen und zieht seine Skimütze tief ins Gesicht. Ich brauche 5 Flashes, bis ich endlich sein verzerrtes Gesicht in der Kamera habe. Ein Trinker mehr macht auch nichts mehr aus, auch wenn er ein exzessiver ist. Jede Party hat mal ein Ende. Am Abend, nach vier Tagen und Nächten zwischen Gammeln in dem großen Bett, ein bisschen Privatheit in meinen eigenen vier Wänden, Schwucheltänzen mit Go, dem ich genüsslich die Nackenhaare kralte und viel Zärtlichkeit mit Uga, verkündige ich:

Die Party ist aus.

Die Saufkumpane schauen mich ungläubig an. Wir haben alle Pesos Nacional ausgegeben, erkläre ich. Vier Tausend.

Wir haben Hunger und kein Geld. Kauf uns ein paar Semmeln, betteln sie.

Ich gehe in die Kantine, an dem großen Tisch vorbei, an dem die gemischte Crew der Ausgräber zum Abendessen schon Platz genommen hat und gehe in die Küche. Ein schmuddeliger Ort, fensterlos und verrußt, auf dem riesigen Herd brutzelt und kocht es. Die Essensreste werden mit einem Besen zu einem Komposthaufen heraus gekehrt, in dem die Schweine herum wühlen.

Das muss es doch nicht sein, sagt ZK am Tisch, als ich mit den Semmeln aus der Küche wieder heraus komme. Sie verzärteln ja die Einheimischen. Was machen die, wenn wir nicht mehr da sind? Diese Art von Entwicklungshilfe bringt nichts. Das Krankenhaus soll sein Personal anständig bezahlen.

Eine Woche später, nachdem Yamara und ich Freundschaft geschlossen haben, ist Schluss mit der Liberalität von ZK. Vielleicht bin ich nur ein Blitzableiter seiner schlechten Laune. Seine Warmwasser-Dusche versetzt ihm gefährliche elektrische Schläge, bei den Fotos, die Ernesto und ich von den Exponaten mache, gefallen ihm nicht die Falschfarben, mit der wir die Steine beleuchten, die Ausgrabung bringt nicht die erhofften Knochen zur Datierung, und der Lärm von ein paar Betrunkenen auf dem Platz vor seinem Raum lassen ihn nicht zum Schlaf kommen. ZK schießt sich wieder auf mein Lotterleben ein. Unvermutet gerät Alicia ins Feuer. Ich brauche nur einen Tag warten und eine in Tränen aufgelöste Alicia irrt verzweifelt über die ungepflegten Fußwege von La Roca und klagt:

No soy una puta!

Natürlich bist du keine Hure, versichere ich ihr. Wer um Himmelswillen behauptet das?

Wie immer, wenn es laut wird, strömen die anderen aus ihren Quartieren zusammen. Unsere Gruppe versammelt sich um sie. Der Prof, sagt sie und weist auf ihn.

Wir schauen ihn verwundert an. Nein, das kann doch nicht sein, Sie ZK?

Als dieser sich mit dem Argument verteidigt, er wiederhole nur das, was ich, der Dokumentarist, gesagt hätte, weise ich dieses als Unterstellung entrüstet zurück. Ich hätte nur in einem vertraulichen Vier-Augen-Gespräch mit ZK an gewisse Ereignisse im Frühjahr erinnert, als die eine Seite willens war, ihrem Herzen zu folgen, die andere aber nach Wochen des unentschiedenen Hinhaltens seiner Frau den Zuschlag gab. Ich habe die scheinbar harmlosesten Worte gewählt, man hätte auch sagen können, nach Wochen des Zauderns, der gedanklichen Untreue oder anderes. Und was wäre dabei? Man braucht nur der attraktiven Alicia in ihre grüne Augen zu schauen, um vor der Versuchung, die sie ausstrahlt, wohligh zu erschauern.

Von da an habe ich es nur noch mit ZK zu tun. Er scheint den Ausfall seines Adlatus mit doppelter Energie gegen mich kompensieren zu wollen. Eines Morgens steht er plötzlich in meinem Raum – Yamara ist schon weg – und verkündet mit seiner professoralen Stimme, die schon vielen Studenten Achtung eingejagt hat:

Sie müssen unverzüglich ihre Freundin aus dem Camp schaffen. Und als reiche das noch nicht, um mir einen gehörigen Schrecken ein zu jagen, fügt er hinzu: Dies sage ich Ihnen ernsthaft, ansonsten folgen dienstliche Sanktionen.

Was war geschehen, was ihn zu seinem Vorgehen provoziert hatte? Am Abend zuvor war ich das ewige Versteckspielen unserer Beziehung satt, es ging mir gegen den Strich. Jeder wusste eh, wie es um uns stand. Also setzte ich mich nach dem Abendessen der Gruppe, an der ich immer penibel teilnahm, zu ihrer Familie am kleineren Tisch und machte small talk mit ihr und Ka, ihrer Tochter, die neugierigen und belustigenden Blicke meiner Kollegen im Rücken.

Das geht nicht, erwidere ich dem Prof. Ich hätte hin zu fügen können, dass Yamara eine erwachsene Frau ist, der man keine Befehle erteilen kann, und dass sie mit einem gültigen Vertrag mit der Geschäftsleitung von La Roca ein Appartement gemietet hätte. Stattdessen wähle ich feige den demutsvollen Weg: Wir haben uns verlobt und ich habe dies gerade meiner Tochter in Australien mitgeteilt. Ich zeige ihm mein Handy, in dem unter der Rubrik „getätigte Anrufe“ die australische Nummer meiner Tochter verzeichnet ist mit der Vorwahl 0061 und der Uhrzeit.

Eine Verlobung ist ja heutzutage nicht mehr das, was sie einst war, gibt er zu bedenken, um dann einzulernen: Nun gut, wenn Sie mit ihrer Tochter schon darüber gesprochen haben, dann hat ja Ihre Verbindung gleichsam den Segen Ihrer Familie.

Eben, sage ich. Ich mag Filme, die die Konversation in höheren Kreisen um die Jahrhundertwende pflegen, mehr die im feinen Grau-Weiß gezeichneten als die bunten.

Dann kann man ja nur noch gratulieren, erwidert er.

Danke, sage ich.

Im Raum ist es wieder ruhig geworden. Irgendwie sind meine Äußerungen schläfrig. Ihnen fehlt die Spannung, der Nachrichtenwert. Der Offizier macht sich einige Notizen. Dem jungen Menschen hinter mir ist sein Notizblock aus den Händen geglitten, eine Fliege hat den Weg durch den geöffneten Spalt der Tür gefunden. Die milde Nachmittagsjanuarsonne zeichnet einen Strich auf dem Fußboden.

Estoy aburrido, sage ich zur Fliege.

Um der Langweile zu entkommen, mache ich mich zu einer meiner spirituellen Wanderungen auf.

Welches Bild wird die Geschichte in der Zukunft von Kuba zeichnen? Ich nehme das weiße Perlenhalsband in die Hand, das Yamara dem großen Obalú geweiht hat, mit einem süßlichen Parfüm, der noch an der Kette hängt und drehe jede Perle mit Zeigefinger und Daumen, als handle es sich um einen Rosenkranz – rosario – um die Kraft des Santo in meine Visionen fließen zu lassen.

Entwerfen wir das Szenario bis 2024. Kuba hat einen Prozess eingeleitet, der überraschend schnell in eine prowestliche Marktwirtschaft einmündet. Mit Opportunisten und ideologiefreien Karrieristen ging das ohne große innerparteiliche Zerfleisungen von statten. Nach russischem Vorbild nahmen sie sich die kubanischen Staatsbetriebe vor, privatisierten sie mitsamt den Banken und kauften mit dem Geld der Banken die Unternehmen auf, um sich zu Top-Managern zu ernennen. Billig an die Pfründe gekommen, wurden sie zu den Neureichen im kapitalistischen Kuba, einige sind sogar Dollar-Milliardäre. Die Zeit nach 2021, dem Datum des siebenten Parteitages, nennt man die wilde Zeit. Das Volk murrte angesichts dieser schamlosen Bereicherungen und wählt Dissidenten und Exilkubaner in die Regierung. Doch bevor die Demokratiebewegung, die anfänglich auch von den USA unterstützt wurde, die illegalen Bereicherungen rückgängig machen konnte, war sie schon am Ende. Regierungen wechselten rasch, komprimiert durch die Kumpanei mit den USA. Das Pendel schlug zurück, so dass die pragmatischen Ex-Funktionäre wieder an die Macht zurückkehrten. Mit Jose Oleko, Wladimir Cimosco und Alesandro Miller stellen sie drei Ministerpräsidenten aus der Gruppe polnischer Immigranten. Mit ihrer wirtschaftlichen Macht im Rücken übernahmen die alten Funktionäre wieder politische

Schlüsselfunktionen ein. So wurde der Propagandachef des Zentralkomitees Chef des Amtes des Ministerpräsidenten, ein Richter des Obersten Gerichts, der sich im kommunistischen Kuba dadurch ausgezeichnet hat, dass er einem ausländischen Investor 150 000 Dollar wegnahm, um seiner Geliebten ein feudales Appartement in Havanna zu bauen, stieg zum Stellvertretenden Generalstaatsanwalt auf; ein General wurde einer der höchsten militärischen Führer trotz des Protestes des Pentagon. Ein großer Teil des alten mittleren Parteikaders stieg wieder zu Amt und Würden auf, und einst regimetreue Journalisten nahmen die alten Chefposten in den staatlichen Medien ein, wenn sie sich nicht private Fernsehanstalten unter den Nagel rissen. Und was passierte mit den Führern, die das Zeitliche gesegnet hatten? Es ging zu wie in der alten Sowjetunion. Einbuddeln, ausbuddeln, umbetten. Es gab ein ständiges Auf und Ab, ein Hin und Her, je nachdem, aus welcher politischen Richtung der Wind wehte und wer am Ruder stand. Nach der Wende 2021 wurde der balsamierte Leichnam aus dem Che-Mausoleum von Santa Clara in ein einfaches Grab umgebettet, 2024 hat man den großen Führer posthum zum Ehrenbürger der Stadt Santiago ernannt und die prachtvolle Uferstraße Malecón in Havanna nach ihm umbenannt. Ausgehend von sozialistischen Revolutionen in Tunesien, Ägypten, Syrien, Brasilien und Belize, die in die Erste Welt überschwappten, wird um 2070 ein internationalistisches Pantheon errichtet, in denen Lenin, Mao, Fidel, Carter und Lincoln gemeinsam ihre letzte Ruhe finden. Die ferne Zukunft ist eine klare Sache, das Morgen hingegen ist ungewiss, und die Ungewissheit ist das Schlimme. Seit einer Woche bin ich in fremden Händen und noch immer weiß ich nicht, was man mit mir morgen vor hat.

Gut, schreie ich laut auf. Ich lege ein Geständnis ab, una confession grande, um der Ungewissheit ein Ende zu bereiten. La culpa de un loco, die Schuld eines Verrückten, meine Lebensbeichte. Ich gestehe: ich bin ein Geschäftlhuber, einer, der immer im Mittelpunkt des Geschehens stehen will, koste es, was es wolle. Ich gestehe ein schlechter Vater für meine Töchter zu sein. Ich fühle mich schuldig, lange Zeit, zu lange, auf der falschen Seite der Geschichte gestanden zu haben. Schauen Sie mich an, sage ich zum Offizier und zeige auf mich. So sehen politische Verbrecher und Verräter aus. Das hat die Springer-Presse bei der Wende 1990 richtig bebildert und getextet. Alle waren sie empört, dass im Augenblick des Triumphes des Kapitals sich ein paar Verrückte in Westdeutschland fanden, die Botschaft des Demokratischen Sozialismus in den Westen aus dem bankrotten Osten zu importieren und ich immer vorne mit dabei. Bild hatte Recht und hat Recht. Ich bin schuldig und erwarte meine gerechte Strafe.

Der Offizier schaut auf seine Uhr und winkt müde ab. Wir sind fertig mit den Verhören. Weitere Erklärungen Ihrerseits werden nicht mehr aufgenommen. Morgen werden sich meine Chefs ein abschließendes Urteil bilden. Er steht auf und geht aus dem Zimmer.

Draußen wartet Yamara.

Ich gebe ihr einen Kuss und bitte sie, morgen zum Frühstück in meiner Villa zu sein. Ich gebe ihr damit zu verstehen, dass ich heute Abend allein sein möchte. Vor der Oficina de Inmigración, in der Avenida Sandino, drei Häuserzeilen östlich des Baseballstadiums Sandino, löse ich bei meinem Auto die Bremsen. Der Wagen setzt sich Bewegung und mit Hilfe des dritten Ganges springt er an. Die Batterie des Autos ist zu schwach geworden, als dass der Wagen über den Anlasser anspringt. Der Chauffeur von Yamara, ein junger hübscher Mann aus ihrer Heimatstadt, hat nach einigem An- und Abschalten des Lichts den Fehler in der nicht mehr aufladenden Lichtmaschine gefunden. Jeder Autobesitzer in diesem Land ist zugleich auch sein Mechaniker. Selbsthilfe ist groß geschrieben, wenn es keine privaten Reparaturwerkstätten gibt. In der Straße meiner Wohnung stelle ich ihn an einer abschüssigen Stelle ab, um ihn morgen früh zum Laufen zu bringen. Während Yamara mit dem Hübschen nach Hause fährt und ich nur auf ihre Mutter hoffen kann, dass diese ein waches Auge auf ihre Tochter wirft, gehe ich meine kleine Straße herunter zur breiten Carretera Central. Auf der Sonnenseite der Straße laufe ich stadteinwärts, passiere die Jesús, in die sich nach dem Tod einer alten Frau das Wissenschaftsministerium einquartiert hat. Auf der Höhe der Marta Abreu biege ich in die Richtung zur Innenstadt. Nachdem ich durch ein schmales Tor getreten bin, öffnet sich unvermutet ein weiter Platz. Um sechs Uhr abends kann ich keinen Angestellten von Havannatour mehr erwarten, aber ich habe Glück. Der letzte will mit seinem Auto gerade den Platz verlassen, als ich ihn anhalte und einen Termin für morgen ausmache. Er verspricht, dass ein Mechaniker meine Lichtmaschine austauschen wird. Eine Reparatur ist einfacher, als ein neues Auto zu organisieren.

Der simple Vorgang hat eine große Bedeutung.

Es geht um nichts weniger als durch vorausschauendes Handeln heute die Zukunft von morgen in die gewünschte Richtung zu zwingen, um dem durch das Amt vorbestimmte Schicksal im letzten Augenblick ein Schnippchen zu schlagen. Ganz habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, mit meinem reparierten Auto nach Holguin in die Freiheit zu fahren, um dem Verhängnis, das irgendwo im Nirgendwo wartet, zu vermeiden. Auf dem großen Park Vidal spricht mich ein Mann in meinem Alter auf Deutsch an. Er bittet, dass ich mich zu ihm auf seine Bank setzen möge. Ich nehme seine Einladung dankend an. Sie gibt mir die Gelegenheit, mir meine

Last von der Seele zu reden. Er startet sofort eine Schimpfkanonade auf alles. Jedes unflätige Wort tut mir gut. Einmal aus seiner Seele keine Mördergrube machen. Und wir reden in einer Geheimsprache: unserer Muttersprache. Seine junge Freundin neben ihm versteht kein Wort. Das ist mein Problem. Ich kann spanisch, er nicht. Ich bin ständig gefährdet, er nicht. Ob er mir nicht einen Gefallen machen könne, bitte ich ihn. Übermorgen fliege er nach Deutschland. Ob er nicht eine kurze Notiz von mir mitnehmen könnte? Er willigt sofort ein. Falls ich mich nicht am nächsten Montag bei ihm in Deutschland melde, solle er meiner ältesten Tochter mitteilen, dass mich die Behörden zurückhalten. Ich schreibe ein paar Zeilen, in der ich sie anweise, das Auswärtige Amt zu benachrichtigen. Falls morgen der Zugriff erfolgt – im Jargon der Fernsehkrimis – habe ich keine Chance mehr mein Mobil zu betätigen. Es ist gut, nicht nur eine Tochter zu haben. Doppel hält besser, dreifach noch besser. Auch die anderen Töchter erhalten ihre Aufträge. Die eine soll mich in Kuba in Koordination mit Yamara betreuen, die andere sich um meine deutschen Angelegenheiten kümmern. Es ist ein historischer Augenblick: Zum ersten Mal braucht der Vater seine Töchter. Nachdem ich meinem Banknachbar die Botschaft übergeben habe, ist mir leichter ums Herz. Ich genieße die letzten milden Sonnenstrahlen, die sich entlang den Ost-West-gerichteten Straßen ausbreiten und am späten Abend einige Winkel erleuchten. Alles ist friedlich, die Tauben, der Dienstmann mit seinem Karren, mit dem er mehrmals am Tag den Dreck der Besucher auf den Wegen einsammelt, so dass sich Papierkörbe erübrigen. Doch dieser absolute Friede stört mich. Der Friede steht im Gegensatz zur Wirklichkeit. Wahrscheinlich sind wir im Visier eines Beobachters, vielleicht des Rentners, der uns gegenüber sitzt und die Tauben füttert. Mir fällt der Song von Bronner, dem Wiener am Klavier ein: Tauben füttern im Park. Ich schaue über den Platz zur Fassade des Hochhauses hoch, das aus der Batista-Zeit stammt und in dem heute das Hotel Santa Clara libre untergebracht ist. Libre, frei, ist die Aussage dieses historisch wichtigen Ortes. In der Fassade sind die Einschusslöcher zu sehen, als die Befreiungskräfte Che's die letzte Bastion der Batistabanditen beschossen. Wie die Löcher in den Mauern der Kaserne Moncada in Santiago sind sie als Ikone des Regimes archäologisch gepflegt. Es waren die letzten Kampfhandlungen in Kuba am Tag des Triumphes der Revolution. Die Gangster hätten sich in die oberen Stockwerke geflüchtet, wo das Ungeziefer mit dem heiligen Ernst der jungen Revolutionäre ausgeräuchert wurde.

Die Geschichtsschreibung ist korrekt, auch für Europäer.

Und dennoch steigt in mir ein merkwürdiges Gefühl hoch, dass so gar nicht zu diesem Abschaum der Menschheit passen will. Mitleid mit den Schergen ist es nicht. Kumpanei schon gar nicht. Es hat etwas mit meiner eigenen Existenz zu tun. Auch ich bin in einer ausweglosen Situation, es gibt kein Entkommen. Und ich komme mir irgendwie befleckt vor, von der Staatsmacht dieser Insel verfolgt zu werden. Jahrzehnte habe ich diese Regierung bejaht, mit meinen Möglichkeiten unterstützt, und jetzt hat sie mir ihre Liebe entzogen und ich lerne erst zu verstehen, warum. Mir fehlt die letzte Patrone, um dem Elend ein Ende zu setzen. Auch habe ich nicht den Mumm, mich von dem Dach in die Tiefe zu stürzen. Auf eine andere Weise ist die Geschichte konsequent. Nach fünfzig Jahren sind aus den jugendlichen Helden der Befreiungsarmee alte Männer geworden, die auf den Bänken mir gegenüber sitzen. Ich geselle mich zu ihnen und halte einen lockeren Plausch von Pensionist zu Pensionist. Sie weisen zur Fassade des Hochhauses, erzählen stolz alte Geschichten. Sie sind Stolze, bei vierzehn Dollar Grundrente plus einer kleinen Heldenprämie monatlich – davon können die alten Kämpfer kaum leben. Der zermürbende Alltag hat ihren Stolz nicht aufgeweicht. Es liegt in der Natur des Menschen, zu dem zu stehen, was einmal richtig war. Ihr Kommandant Che hat sein Leben für die Sache gegeben, was sind die Härten des Alltags gegen sein Opfer? Sie werden zum 1. Mai bei dem großen Aufmarsch wieder dabei sein im großen Defilé, das diesmal der Armeekommandant Raúl auf den Stufen des Che-Grabes abnehmen wird.

Doch eines frisst an ihrer Seele, mehr als alles in den letzten Jahren:

der abgrundtiefe Verrat von Odlanier Solís, dem dreifachen Boxweltmeister; die Schurkentat von Yuriarkis Gamboa und Yan Barthelemy, zwei weitere Olympiasieger im Boxen in Athen, die Spitzenelite und der Stolz der Nation. Sie haben sich in einer gemeinsamen Aktion ins Ausland abgesetzt, nach Hamburg zu einer Profi-Boxschule, die mit dem großen Geld winkt. Zu Zeiten eines Stevenson undenkbar diese Gemeinheit von Privilegierten aus der legendären Boxschule von Havanna, die in Kuba nicht hungern mussten, die ein Haus besaßen, gut, ein bisschen bescheiden gemessen an internationalen Maßstäben, dafür aber das Ansehen und die Liebe einer ganzen Nation besaßen. Sie haben darauf gespuckt, Gamboa verkaufte noch in Kuba seine Goldmedaille an einen Ausländer für 1500 Dollar, angeblich weil ihm das Geld fehlte.

Was sollen wir da sagen, mit unserer Pension? fragen die Pensionisten und schauen mich betreten an. Was soll noch werden?

Am anderen Ende des Platzes, an der Ecke des Theaters La Caridad, wo im großen Saal vulgäre vollbusige Allegorien aus den erotischen Phantasien der Zuckerbarone vor hundert Jahren von der Decke auf die

Besucher herabschauen, hat die Bar La Marquesina aufgemacht. Ich nehme an der langen legendären Theke aus Mahagoni aus der US-Zeit Platz, auf deren glatt geschliffenen Oberfläche die Barkeeper den frisch eingeschenkten Budweiser-Draft mit einem kühnen Schwung über 20 Meter zum Trinker schoben, als wäre es ein Kegelsport. Heute wird der Eisschrank aufgemacht, um das Bier aus der Dose oder Flasche zu servieren. Angesichts eines Preises von einem Dollar kann man den Kulturabstieg in Kauf nehmen. Erinnerungen steigen auf. Vor drei Jahren war ich mit meinen Leuten schon einmal hier. Aber unter welchen anderen Umständen! Wir waren heißhungrig auf den Start unseres archäologischen Projekts, wir hatten Hoffnungen und Illusionen, wir waren ein Team aus Kollegen, in dem Vertrauen herrschte. Ich hockte auf den Schemel und warte auf einen Moment, der in den vergangenen Jahren immer wieder in meinen Erinnerungen aufstieg. Sie tritt ein. Was sage ich. Sie erscheint an der Tür und schaut in den Raum. Die letzten Strahlen der Sonne, die ihren Weg entlang der Marta Abreu finden, beleuchten ihr bleich gepudertes Gesicht, in Santa Clara eine gewöhnliche Chica mala, gejagt von der Polizei, in München wäre sie eine Göttin der Szene, umschwärmt von der Schickeria. Allein wagt sie sich nicht in die Bar. Sie braucht jemanden, der sie einlädt. Damals brauchte es nur ein Kopfnicken, um sie an meiner Seite zu haben. Ich war sofort in sie verliebt, doch der Druck der Polizei war zu groß, sie lud mich nicht zu sich ein und ich fürchtete die Eifersucht der dicken Marta in meiner Absteige, die mich sexuell zu bedrängen versuchte. Heute hat der Druck der Polizei sichtlich nachgelassen, doch sie kommt nicht.

Statt sie kommt eine andere,

eine, der man einen vulgären Sexappeal nachsagen könnte. Ich habe beschlossen, mich dem Suff in einer Endlosschleife hin zu geben: ein Bier – ein großer weißer Rum – ein Bier – ein Rum. Meine Vulgäre trägt den Ganzkörper-Tauchanzug aus einem billigen Elastik wie meine verflossene Vi, die den Trägerinnen jene wuchtige Erotik verleiht, die die Badenixen am Berliner Wannsee um die Jahrhundertwende besaßen. Eingezwängt in das Elastikzeug und ohne Unterwäsche tritt sie auf wie Paris Hilton ohne Slip. Ein straffer Zug zwischen den Schultern bis zu den Schenkeln lässt die weiblichen Konturen überdeutlich von den Brüsten, über den Bauch bis zu den Schenkeln hervor treten. Kann sie sich kein anständiges Stoffkleid leisten, oder hat sich das Unten-ohne-Gehen der Trend-Setterin und Pop Girlie Britney Spears, einer Freundin von Hilton, bis zu dieser Stadt herum gesprochen? Mir ist es egal angesichts der Untergangstimmung. Alles zum letzten Mal. Aber noch regt sich Widerstand in mir. Die vulgäre Pop Girlie hat keine Scheu vor mir. Als sie mich an der Theke sieht, steuert sie ohne zu zögern auf mich zu und setzt sich zu mir. Ein junger Polizist kommt in den Raum, in einer feschen schwarzen Uniform mit blinkenden Schnallen um Taille und Brust, zwängt sich orientierungslos durch die Tischreihen, während meine Vulgäre ihren fleischigen Arm um mich legt, um eine langjährige Freundin zu mimen. Doch diese gespielte Intimität hätte es gar nicht gebraucht, denn der Polizist verschwindet sofort wieder aus der Bar. Ich bechere weiter in Geselligkeit meiner Vulgären und ihrer Freundin, die zu uns gestoßen ist und mit einer Stimme, die weit zu hören ist, sagt:

Habt Ihr schon gehört, Bush liegt im Sterben.

Brindis! Wir heben die Bierdosen. Es wird wieder so eine Latrinenparole von einem pensionierten CIA-Agenten in Florida sein, ohne viel Anspruch auf Wahrheit, aber jede Perspektive auf eine Änderung würde die Trinkenden fröhlich stimmen. Nicht dass Bush angeblich schon tot ist, was nicht der Wahrheit entspricht, sondern allein die vage Hoffnung auf eine Änderung der Gegenwart ist das, was Freude bereitet. Meine Stimmung steigt, als sieben alte Herren vom Social Club ihre Instrumente auspacken und klassische kubanische Musik machen. Zwar ist Tanzen weiterhin in der Bar untersagt, aber ich vergnüge mich auch so mit der Taucherin an meiner Seite. Umklammert wackeln wir mit den Hintern auf den Hockern im Rhythmus der Musik. An den offenen Eingängen versammeln sich Liebhaber der klassischen kubanischen Musik, die sich ein Bier nicht leisten können und lauschen den Musikern. Lange nach Mitternacht packen die Musiker ihre Instrumente ein und ich torkle mit meiner Begleitung auf die Straße vor dem großen Platz. Vor der Bar macht die Freundin ein Foto, wie ich die Badenixe küsse. Es wird das letzte Foto in einer langen Serie aus Kuba sein.

Morgen treffen wir uns wieder in der Bar, schwören wir uns. Ich gebe hundert Dollar aus, falls wir uns morgen wieder sehen, verspreche ich.

Obwohl bis oben abgefüllt und die Beine den graden Schritt verlernt haben, hat mein Orientierungssinn nicht gelitten. Zuerst torkle ich ostwärts durch die Calle Céspedes, kreuze die Colón, um dann in die Maceo südwärts einzubiegen. Die während des Tages von Autos vollgestopften Straßen sind menschenleer, wie in meiner Heimatstadt. Es bestätigt sich immer wieder: das sozialistische Kuba ist die europäischste Stadt Lateinamerikas. Während ab ein Uhr nachts in Rio und Aribé, in Caracas und Lima die Post abgeht, sind hier die Fußwege hochgeklappt. Eine Straßenecke der Maceo kommt mir bekannt vor. Es ist das Haus des Obristen Ernesto. Soll

ich ihn aus dem Bett holen und ihn Farbe bekennen lassen: Bist du für mich oder gegen mich? Bist du noch mein Freund oder schon ein anderer? Es würde nichts bringen, weil die Wahrheit diffus irgendwo in der Mitte liegt.

Ernesto, du bist mein Freund, lallt der Betrunkene. Du hast dich nicht am Aufbau meiner Akte beteiligt, redet der Besoffene gegen die Hauswand. Deine Passion war das Filmemachen. Mein Geschenk für dich: eine Digitalkamera, 5 Megapixel, 1 Gigabyte Speicher. Hab keine Angst. Dir reißen sie nicht die Schulterklappen ab.

DIE VORZIMMER ZUM PURGATORIUM.

Eine ferne Stimme dringt an mein Ohr. Gel, Gel. Lippen berühren meinen Mund. Yamara ist über meinem Bett gebeugt und gibt mir einen Kuss. Ich fasse ihren Nacken und presse ihren Mund an meinen. Ich richte mich auf.

Dein Bett ist ja voller Blut, sagt sie.

Am Bettlaken klebt Blut, das von einer Schürfwunde an meinem Bein knapp unter dem Knie kommt. Offensichtlich bin ich bei meiner Torkeltour gestern Nacht gestürzt. Ich habe keine Erinnerung daran. Es ist nicht der Rede wert. Die alte Frau bereitet uns das Frühstück vor, ich würge nur ein paar Bisse herunter. Yamara sitzt mir gegenüber, stumm, was so gar nicht ihre Art ist.

Ein Geschenk von Kel, sagt sie mit leiser Stimme und reicht mir eine kleine Puppe.

Es sind nur ein paar Tage her, als ich mit Yas Tochter um den Schwimmbecken sprang, Hand in Hand, und mir schwor, sie zu meiner fünften Tochter zu machen. Vergebliche Pläne, Illusionen, etwas ist dazwischen gekommen. Eine Tür tut sich auf und ich trete hinein. Es muss nicht das erste Tor zur Hölle sein. Ich vertraue meinem Autoren. Es kann das Vorzimmer zum Fegefeuer sein, das einen Verblendeten läutert. Yamara schweigt immer noch. Eine bedrückte Stimmung lastet im Raum.

Heiratest du mich, wenn ich im Gefängnis bin? frage ich sie.

Die Frage habe ich ihr schon zwei oder drei Mal gestellt und werde sie weiter stellen, so lange ich dazu in der Lage bin. Es ist das einzige, was mich noch hoch hält. Sie nickt. Ich werde im Gefängnis nicht allein sein, nicht so allein, wie ich in Deutschland bin. Der junge Chauffeur, der Yamara nach Santa Clara gefahren hat, kommt ins Esszimmer.

Packen wir es, sage ich

Er schiebt den Wagen an, während ich im Auto sitze und den dritten Gang aus der Kupplung nehme. Der Wagen springt an und wir fahren zum Amt. Am frühen Morgen kann ich mir die geneigte Stelle aussuchen, wo ich den Wagen parke, um ihn wieder zum Laufen zu bringen. Diesmal brauche ich nicht lange warten, bis der Offizier sich um mich kümmert. Er will den Wagen haben, schnell, den Wagen sofort in den Hof fahren. Die Leute von Havannatour stehen schon herum, um ihn zu übernehmen. Es ist eindeutig. Sie wollen mir den Wagen wegnehmen. Das ist das Zeichen, dass sie es ernst meinen. Die Zeit der Verhöre ist beendet, sie kommen jetzt zur Sache. Der Feind Kubas wird Stück für Stück entkleidet, bis er nackt dasteht und ein jämmerliches Bild bietet. Zuerst nehmen sie dem Ausländer sein Symbol der Mobilität weg. Es gibt keine Rückkehr nach Holguin 500 Kilometer östlich von hier, um planmäßig im Flughafen Frank País nach Deutschland zurück zu kehren. Der Offizier grinst. Was ist dieser Gringo ohne sein Auto? Ein Krüppel, ein Gefangener. Ich setze mich zum letzten Mal ins Auto, der Chauffeur schiebt, der Wagen springt an, und ich fahre in den Hof des Amtes. Aber wenn ich geglaubt hätte, jetzt fallen sie über mich her, zerren mich in ein anderes Auto, um mich nach Nirgendwo zu verfrachten, passiert erst einmal nichts Wesentliches. So ist es immer in diesem Land. Tempo herausnehmen – tranquilo – die Ruhe vor dem Sturm. Im Hof nehmen zwei Inspektoren von Havannatour den Wagen ab, prüfen an Hand der Aufzeichnungen im Kontrakt die vielen Kratzer und Beulen, ob neue hinzu gekommen sind. Was früher immer eine nervige Sache war, weil die Inspektoren Verletzungen an der Außenhaut des Mietwagens unberechtigter Weise hinzudichten wollten, läuft unter dem Auge des Gesetzes problemlos ab. Es interessiert mich nicht. Ich habe andere Sorgen. Als erstes gilt es die deutsche Botschaft in Havanna zu informieren, so lange ich Herr über mich selber bin. Da mein Handy nur noch wenig Strom hat, und der Kontakt mit der Botschaft erfahrungsgemäß viel Zeit braucht, besuche ich ein privates öffentliches Telefon um die Häuserecke, während Yamara vor dem Amt Wache schiebt.

An dieser Stelle sollte man das kubanische Telefonsystem erläutern. Weil nur wenige öffentliche Telefone existieren, haben sich einige Private bereit erklärt, als öffentliches Telefon zu fungieren. Mit wenigen Pesos Nacional kann man bei ihnen das Telefon für ein Gespräch mieten. Wie zu befürchten ist, steht eine Schlange vor dem Telefon und jeder hat ein dringendes Gespräch zu führen. Was tun? Soll ich mich hinten anstellen, ein gewöhnlicher Mensch mit einem gewöhnlichen Anliegen oder soll ich meine Schande gestehen, ein Aussätziger zu sein, der vom Staat seiner Strafe zugeführt wird? Ich entscheide mich für das Zweite: Als sie hören, dass ich ein politisch Krimineller bin, gibt es ein Geraune in der Menge und sie schieben mich die Schlange entlang nach vorne. Für sie bin ich ein Fremder in Not. Diese Erfahrung wird sich in nächster Zeit wiederholen. Und in der Gemeinschaft dieser Menschen, die nichts sagen, die mir in die Augen schauen und stumm an sich vorbei in Richtung Telefon weisen, fällt ein Großteil meiner Ängste von mir ab. Auch wenn die Menschen das Rote Buch des Vorsitzenden Mao Tse-tung nicht kennen, befolgen sie doch seine Losung Nummer 24. Ich wage sie nicht über meine Lippen zu bringen, geschweige sie in meinem Kopf zu bewahren.

Alles wäre gut, wenn die deutsche Botschaft in Havanna nicht ständig besetzt wäre.

Ich versuche es mehrmals. Ich gebe die Nummer meiner Telefonfrau durch ein Eisengitter, mit dem sie sich von der Schlange abschirmt. Sie wählt und wählt und wählt. Immer besetzt. Es erschüttert mich nicht. Ich habe nichts anderes von der deutschen Auslandsvertretung erwartet. Nach zwanzig Minuten gehe ich zum office zurück. Yamara signalisiert, dass keiner sich nach mir erkundigt hat. Mit der beruhigenden Nachricht im Rücken zurück zum Telefonposten und die ganze Prozedur beginnt von neuem. Wieder machen mir die Kubaner Platz. Es geht hier anders zu als bei den Radl-Touren in der französischen Provinz, wo den Radfahrern das Straßenschild mit der Aufschrift vor den Augen gehalten wird: Tous n'avez pas la priorité! Erst beim dritten Versuch, habe ich die Botschaft am Ohr, eine angenehme deutsche Frauenstimme, ein Signal aus der Heimat. Nach der Schilderung der Situation meinerseits fragt die Dame.

Und was sollen wir tun? Wir sind in Havanna und Santa Clara ist weit weg. Wir haben niemanden, der Sie besuchen kann.

Nach einigem Hin und Her, einigen wir uns auf folgendes Verfahren. Falls morgen um zehn Uhr ich mich nicht erneut melde, soll die Botschaft beim Außenministerium erfragen, was mit mir geschehen sei.

Warum rufen Sie nicht direkt hier im Amt an? frage ich.

Das dürfen wir nicht, sagt sie. Wir müssen uns immer ans Außenministerium wenden.

Warum lade ich mir alle diese Mühsale auf mich? Warum lasse ich die Sachen nicht auf mich zukommen? Es ist der Antrieb in mir, sich den Anschein zu geben, als hätte man noch irgendetwas im Griff, als sei man noch der Souverän seiner selbst. Dabei bestimmen schon längst andere Mächte über mich. Das wird deutlich, als der Offizier aus seinem Büro kommt und von weitem schon eine herrische Geste macht. Auf, auf, in sein Auto, die Fahrt ins Nirgendwo geht los. Ich drücke auf die gespeicherte Nummer meiner Tochter in meinem Handy, um eine letzte Botschaft abzusetzen. Ein kleiner Bub meldet sich an dem anderen Ende der Leitung, trotz der Entfernung von 10 tausend Kilometer ist seine Stimme deutlich zu hören.

Opa, ich komme gerade aus der Schule, sagt er. Der Hans hat mich im Bus geschlagen.

Komm, gib mir Papa oder Mama, beschwöre ich ihn.

Doch der Kleine erzählt mir seine Geschichte. Und die ist lang. Sie beginnt mit dem Streit auf dem Schulhof und endet mit dem Eingriff des Busfahrers. Der Offizier kommt immer näher, die Hand ausgestreckt. Ich bettle den Kleinen an,

Gib mir den Papa!

Endlich - der Offizier steht vor mir - ist der Schwager am Telefon, ich kann noch gerade heraus pressen, dass es so weit ist, dann nimmt der Offizier mir das Handy aus der Hand. Ich steige in den hinteren Teil seines Ladas 1600, Baujahr 1970. Es ist so, wie in vielen Krimis schon gesehen, vorne der Fahrer und der Offizier, hinten ich und mein persönlicher Bewacher. Durch das Rückfenster winke ich Yamara zu, die verloren und einsam an der Straße steht und erstarrt uns hinter her schaut. Sie denkt in diesem Augenblick das gleiche wie ich: Werden wir uns je wieder sehen? Und falls doch, unter welchen Umständen? Aber wenn ich gehofft habe, dass die Geschichte endlich Tempo aufnimmt, das Auto eine bestimmte Richtung einschlägt, um mich meinem

unbekannten Bestimmungsort näher zu führen, wird der Fluss der Ereignisse wieder verlangsamt, vorerst geht es durch die schachbrettartig angelegten Straßen zu einer Bank. Ordnung muss sein. Kuba ist angesichts der lateinamerikanischen Schlampereien das Preußen Lateinamerikas. Ich habe noch meine Schulden zu begleichen, und da mein Geld nicht reicht, muss ich zum Bankschalter, mein persönlich mir zugeteilter Soldat bleibt diskret im Hintergrund. Zuvor hat er mir meinen Reisepass gegeben, damit ich mit meiner VisaCard 300 Dollar abheben kann. Mit dem Pass in der Hand kommt in mir ein schon fast vergessenes Gefühl auf. Ich bin noch ich, der Pass – voll geklebt mit vielen kubanischen Arbeitsvisen – dokumentiert etwas Wichtiges: Ich bin ein Mensch mit Vergangenheit, wenn auch ohne Zukunft. Von der Bank geht es zum Hof von Havanauto, in dem ich gestern meine Begegnung mit einem Angestellten hatte. Wie lange ist das schon her? Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Die gleiche junge Frau, die vor ein paar Stunden meinen Wagen empfangen hatte, hockt vor dem Computer und schaut uns an. Ich soll die Rückführungskosten des Autos von Santa Clara nach Baracoa begleichen, aber sie findet im Computer nicht das entsprechende gespeicherte Formular für meinen Fall. Sie probiert und probiert, drückt auf die eine, dann auf die andere Taste, greift schließlich zum Telefon.

Könnten Sie sich vorstellen, sage ich zu ihr, dass dieser zeitraubende bürokratische Kram nicht das für meine Lage Angemessene ist? Sie halten uns hier alle in unnötiger Weise auf. Ich schaue auf meinen Bewacher, der mit ausdruckslosem Gesicht neben mir sitzt. Ich möchte endlich meiner Destination zu geführt werden. Gewissheit ist allein mein Begehren, und Sie stehen dem mit Ihrem umständlichen Gehabe im Wege.

Sie blickt mich ausdruckslos an, als habe sie nicht das verstanden, was ich in etwas geschraubter Form von mir gebe. Dann endlich nach einem erneuten Telefonat schreibt sie auf einem Formular einen Kommentar zu meiner speziellen Lage und überreicht mir die Kopie. Es ist das einzige Schriftliche, das ich von einer kubanischen Stelle in der ganzen Zeit in die Hände bekommen habe. Dieses Dokument sei deshalb wegen seiner Einzigartigkeit in seinem Original auf Spanisch und sodann in deutscher Übersetzung wieder gegeben mit einer nachfolgenden Kommentierung.

Se cobra tarifa de retorno 72 Pesos cubano convertibles. Se hace posterior al liquidacion al estar el client retenido en inmigracion y no tener efectivo para la operacion. Los representan inmigracion. Lo trasladan al banco para liquidar su deuda con Havanautos.

Die Übersetzung ist nicht ganz einfach für einen Menschen, der des Spanischen nicht ganz mächtig ist. Außerdem befleißigt sich die Mitarbeiterin von Havanauto eines etwas schlampigen Stils, vor allem in den Tempi. Sie bringt alles in Präsens, während einige Verben eindeutig ins Perfekt gehören: Entsprechend der Rückführungsgebühr (des Autos) werden 72 konvertible Pesos eingezogen. Vor der (üblichen) Abrechnung (mit Havanauto nach Ablauf des Vertrages) wird (wurde) der Kunde in der Immigration zurück gehalten und besitzt daher kein Bargeld für die Operation. Die Immigration stellt dieses Geld zur Verfügung. Sie bringen ihn zur Bank, um seine Schulden bei Havanauto zu bezahlen. Soweit die freie Übersetzung.

Ein Partizip verdient besondere Aufmerksamkeit: Mit „retenido“, habe ich endlich das Stichwort, in welchem juristischen Zustand ich mich die ganze Zeit befinde. Ich bin nicht detener – verhaftet, oder arrestar – festgenommen, noch ein preso, Gefangener. Ich werde nur zurück gehalten. Daher keine Vorführung vor einem Staatsanwalt und Richter, der eine offizielle Erklärung mir gegenüber abgibt. Daher das zermürbend Schwebende, das Nichterklärte. Für einen Augenblick bin ich beruhigt, bis mir in den Sinn kommt, dass der Arrest als Ergebnis der Untersuchung mir noch bevor steht. Die Reise, auf die wir uns begeben, wird also mit der Verhaftung im Gefängnis enden. Ich befand mich im Zustand der polizeilichen Untersuchung und jetzt kommt der logisch nächste Schritt. Von Havanauto geht die Fahrt zu meiner Casa Particular, um die offen stehende Rechnung zu bezahlen. Die alte Frau, die mich betreut hat, zerfließt in Mitleid. Kein Happy End für mich. Als wir auf die Straße gehen, lungert der Chauffeur von Yamara vor der Casa in einem respektvollen Abstand von uns. Ich gehe auf ihn zu, stecke ihm 120 Euro zu und sage, auf den Offizierweisend:

Er ist der Zeuge, dass ich dir das Geld gebe, das für Yamara bestimmt ist. Du gibst ihr alles und steckst nichts für dich ein!

Mein Offizier bricht in ein lautes Gelächter aus.

Seht, seht! ruft er seinen zwei Soldaten zu. Der Freund von Yamara! Und der Ausländer gibt ihm noch Geld!

Nein! protestiere ich lauthals. Er ist nur der Chauffeur von ihr. Ich weiß es genau!

Meine Äußerungen provozieren ein erneutes Gelächter, in das nun auch die zwei Soldaten einstimmen. Auch bei einigen Nachbarn, die neugierig vor den Haustüren stehen, erzeugen meine trotzigen Äußerungen ein Gelächter. Sie lachen noch, als ich wieder ins Auto gestopft werde und wir aus der Stadt fahren mit Kurs auf die Carrera Central, die Autobahn, in Richtung Havanna. Ich hätte es wissen müssen. Alle Wege führen in Kuba nach Havanna. Wenn Yamara den kranken Magen ihrer Tochter Ke, der vom schlechten Wasser kommt, kurieren will, fährt sie zu einem Krankenhaus nach Havanna, weil sie sich dort effektive medizinische Hilfe versprechen kann. Wenn ein Ausländer eine Kubanerin geheiratet hat, müssen beide nach Havanna, um von der ausländischen Botschaft die Heirat legalisieren zu lassen; wenn ich meiner geliebten Maria einen Hauch von der großen Welt vermitteln wollte, machten wir eine Stippvisite in die Metropole. Mein Offizier lebt auf, als wir Santa Clara den Rücken kehren. Gelöst palavert er mit seinem Fahrer, der aus dem Lada das Letzte heraus zu holen versucht. Da meine Spanischkenntnisse an dem hohen Tempo der Umgangssprache scheitern, höre ich auf den Höllenlärm des überanstrengten Wagens. Hart metallisch klingt der Motor. Es ist der Sound von Entwicklungsländern, sei es Kuba oder Ägypten, von aufgemotzten Kolben, geflickten Dichtungsringen und im Land geschmiedeten Kurbelwellen. Nach der Langsamkeit der letzten Tage erweckt die Fahrt über das Land in mir so etwas wie ein erhebendes Gefühl. Ich fühle mich als Teil einer bedeutenden Mannschaft. Wir vier können uns als ein wichtiges Zentrum der Macht erleben. Die Polizeiwachen an der Autobahn treten bei unserer Passage ein paar Schritte hervor und salutieren ehrerbietig, was unsere Crew mit einem kurzen Winken quittiert. Die schnelleren Mietwagen von Toyota, KIA, Renault, wagen es nicht uns zu überholen, sondern hängen sich an uns hinten an. Wenn man es bisher noch nicht gemerkt hat, jetzt wird es klar: meine Mannschaft erheischt Achtung, sie verdient Respekt. Und so sehen es auch die Menschen, die verbotener Weise an der Autobahn stehen, um illegal Käse und Früchte zu verkaufen oder auf einen Laster zu warten, der sie weiter in Richtung Havanna mitnimmt. Beim Anblick unseres Wagens stieben die meisten davon, Mütter zerren an ihren Kindern, um uns zu enteilen, illegale Obstverkäufer werfen ihre Früchte weg, um schneller zu entkommen, einige stürzen zu Boden, weil der Schrecken ihnen die Füße wegzieht. Unsere Mannschaft genießt die Ehrfurcht, die ihr entgegen gebracht wird. Ihr bloßes Auftreten bringt die gewünschte Wirkung. Es liegt ein höherer Sinn in dem Verhalten meiner Leute. Dienstfahrten wie diese werden nicht allein zum Transport genutzt, Meine Leute testen ihre Wirkung auf das Volk, und es fällt heute zu ihrer völligen Zufriedenheit aus. Und noch etwas kommt mir in den Sinn. Sie tun es in meiner Anwesenheit. Es macht ihnen nichts aus, dass ich Zeuge ihres Verhaltens bin. Sie halten ihr Tun für selbstverständlich und ihre Pflicht ist aus einer tiefempfundenen moralischen Verantwortung heraus genährt. Als wir auf halber Strecke ein Rasthaus anfahren, befließigt sich der Chauffeur einer vorsichtigen Fahrweise und parkt bedächtig ein. Dennoch weichen die Wartenden langsam aber stetig aus der Nähe des Wagens, als wir aussteigen. In ihren starren Blicken komme ich mich bedeutend vor.

Drei Bier, sage ich zum Offizier. Wollen Sie auch welche? Es soll ein Test sein.

Der Offizier lehnt ab. Nur eins für Sie, sagt er.

Dann zwei für mich, schlage ich vor. Es geht wie auf einem Basar zu. Er willigt ein.

Ich nehme seine Einwilligung als Beweis seines guten Willens. Oder ist es das Henkerssaufen für das Opfer kurz vor seiner Hinrichtung? Ein Bier trinke ich sofort aus, das andere bewahre ich mir für die Fahrt auf. Für meine Begleitung reicht der Sold für ein Bier nicht aus. Scheu aus der Distanz beäugen mich die Kubaner. So sehen sie also aus, die ausländischen Gefangenen. Eigentlich ganz normal dieser Ausländer, lese ich in ihren Augen, und das teure Bier darf er auch noch trinken. Welch ein Wiedersehen mit dieser Stadt, die mehr Ruinen aufweist als Rom. Ich sollte mir die Fahrtstrecke für eine Orientierung merken, aber wozu? Es gibt keine Vergangenheit mehr für mich, geschweige denn Zukunft. Bei der innenstädtischen Höllenfahrt ist auch gar keine Gelegenheit gegeben, sich zu orientieren. Für den Wagen scheint es keine Verkehrsregeln zu geben. Mit Fuck-Gay überholt der Wagen einen anderen rechts. Gay-fuck, und der Wagen kreuzt mit seiner grellen Sirene eine Kreuzung, deren Ampel auf Rot geschaltet ist. Mir ist es egal. Irgendwie käme mir ein Crash mit einem anderen Auto sehr entgegen. Die drei Mitinsassen hingen in ihren Gurten, ich packe meinen Reisepass aus der Kuriertasche, schnappe eine Taxi zum Flughafen und bin in zwei Stunden in der Luft. Natürlich geschehen keine Wunder. Irgendwo im Zentrum, aber außerhalb der Altstadt, öffnet sich inmitten einer gewöhnlichen Wohnsiedlung ein unscheinbares Tor. Es ist das erste Tor zum Schloss.

Wie so oft in letzter Zeit wechselt die Geschichte erneut ihr Tempo, ohne dass ich einen Einfluss darauf habe. Der Offizier lädt mich im Innenhof aus und verschwindet im Empfangsraum, um sich meine Ablieferung dokumentieren zu lassen. Er und seine Kollegen haben es eilig. Sie wollen heute noch zu ihren Familien nach Santa Clara zurück. Er hat keine Zeit für eine rührende

Abschiedsszene. Mit meinem Koffer stehe ich unschlüssig auf dem Hof. Niemand kümmert sich um mich. Ich gehe durch eine offene Tür in einen Warteraum, an dessen Wände Bänke angebracht sind. Auf einer Bank liegt eine Frau. Sie scheint Probleme mit ihrem Kreislauf zu haben, erklärt mir ein Mann, der ihr Ehemann zu sein scheint. Sie rappelt sich nach einer Weile auf und beide gehen aus dem Raum. Ich bin allein. Es ist die Gelegenheit, auf die ich schon lange gewartet habe. Ich öffne meinen Koffer und ziehe die Rumflasche heraus, um einen kräftigen Schluck zu nehmen, und noch einen und einen weiteren. Danach fühle ich mich besser. Ein paar junge Asiaten kommen durch die offene Tür vom großen Innenhof herein und weisen voller Schrecken auf eine verschossene Eisentür. Ein Schlüssel dreht sich hörbar in der Tür herum und ein Wächter erscheint. Auf sein Winken setzen wir uns in Bewegung und passieren die Tür, die danach wieder sorgsam verschlossen wird. Es ist die erste Einübung in das, was in nächster Zeit immer wieder passieren wird in einer umständlich zeitraubenden Weise: Türen werden aufgeschlossenen und wieder verschlossenen. Ich weiß sofort, wo ich bin: im Gefängnis und ich bin mir sicher, was weiter passieren wird: Verhöre, Verhöre, Verhöre, diesmal professionaler, diesmal effektiver, vielleicht auch eindeutiger. Meine Erwartung scheint sich zu bestätigen. In einem kleinen niedrigen Raum hat eine junge Frau in Kakiuniform Platz genommen, ihr zur Seite sitzt ein weiterer Soldat. Sie hat ein Formular vor sich und fragt mich mürrisch, was ich hier wolle. Ich zucke mit den Schultern. Ich wüsste nicht, warum ich hier sei, erwidere ich. Vielleicht könne ich auch gleich wieder gehen. Sie seufzt tief.

Schon wieder ein Ausländer, der schlecht spanisch spricht.

Sie ruft nach einem Dolmetscher. Ich widerspreche heftig. Nein, nein, wir packen das schon allein und ich erzähle kurz meine Geschichte, von der falschen Denunziation aus Eifersucht durch eine ehemalige Freundin, der Ankündigung dass man sich bei der Familie meiner Verlobten entschuldigen wollte, dass es aber nicht dazu kam, aus Gründen, die ich nicht kenne. Sie schreibt alles sorgsam in einer kleinen Kinderschrift auf und ich muss das unterschreiben, was ich gesagt habe. Das erste Protokoll einer Vernehmung, unterschrieben durch mich, so wie es sich gehört. Dann muss ich meinen Koffer öffnen und die Sachen auf einen Nebentisch legen. Penibel wird alles aufgenommen, besonders das Geld, das mir geblieben ist, die Banknotenummern werden notiert. Die Kubaner haben das ganze Prozedere der Internationale der Justizexekutiven in petto. An die Wand gestellt, werden Fotos gemacht, ich halte ein Schild mit einer Nummer vor meiner Brust, gerne hätte ich ein Abzug als Dokument, aber ihre Einforderung hätte als Provokation der Justizorgane verstanden werden können. Die Handflächen werden mit schwarzer Tinte bestrichen, die ganze Hand einschließlich der Handballen muss ich auf weißes Papier legen. Erkenntnisdienstliche Behandlung nennt man das in den Krimis. Dies alles ist ein Krimi. Ich sitze aber nicht vor dem Fernseher als Zuschauer, ich bin es selber, der verdächtigt wird, ein gefährlicher Mensch zu sein. Mit jeder weiteren kleinen Handlung, die man an meinem Körper vollzieht, glaube ich immer mehr, dass an den Vermutungen irgendetwas daran sein muss, ansonsten könnte man nicht ohne Umschweife in meine Intimbereiche vordringen, in die sich bisher nur meine Geliebten herantasten durften. Die Selbstverständlichkeit, mit der man an mich heran kommt, ist eine unerträgliche neue Erfahrung.

Als ich die goldene Halskette meiner verstorbenen Mutter ablegen soll,

entscheide ich mich, wenigstens diesen Akt wie in der Vergangenheit in eine weibliche Hand zu legen. Ich bitte die Frau, die mich mit dem Mann umsteht, mir behilflich zu sein. Mit ihren zierlichen Fingern löst sie die Öse in meinem Nacken und berührt dabei leicht meinen Nacken mit ihren bunt lackierten Fingernägeln. Das ist es, diese leichte wie zufällige Berührung, was ich wollte. Dann ziehe ich die weiße Kette von Obatalá über meinen Kopf, die Korallenkette von Odududúa, die Kette von Elagguá mit ihren rot-schwarzen kleinen Perlen, geweiht mit Hilfe von Yamara, die mir bisher Schutz geboten haben und deren Hilfe mir in Zukunft fehlen wird. Ich muss meine Hose ausziehen, die Unterhose, das Unterhemd. Der Soldat geleitet mich in ein Bad, ich muss mich hinhocken und zwei Kniebeugen machen, damit vielleicht Verborgenes aus meinem After gepresst wird.

Dies sind die Momente eines tiefen Tals.

Danach kann es nur wieder aufwärts gehen. Ich werde nackig zu einer Kleiderkammer geleitet und darf mich mit schlichten aber sauberen Leinen einkleiden. Alles geschieht im gedämpften geschäftigen Ton, ich durchlaufe eine Schleuse, an dessen Ende der geläuterte Mensch heraus kommt. In diesen Augenblicken hätte ich jedes Dokument, das man mir vorgelegt hätte, blind unterschrieben. Ja, wem als Gutmenschen, für den er sich bisher hielt, solches von staatswegen widerfährt, für den kann kein Zweifel vorliegen:

Du bist schuldig, du hast dich des Hochverrats zu bekennen, du bist der Terrorist, der die verfassungsgemäße Ordnung stürzen will.

Damit nicht genug. Was mein Sündenregister komplettiert: Ich bin ein gefährlicher Narcotraficante, ein Drogendealer, der sich in Holguin in einer Casa particular eingemietet hatte, gegenüber einer Schule, um die Schüler drogenabhängig zu machen. Diese läuternde Erfahrung im Gefängnis, soviel steht schon fest, führt dich der Wahrhaftigkeit ein weiteres Stück entgegen. Es geht dir wie Bakunin, Bucharin oder Tuchaschenko der

dreißiger Jahre in der Sowjetunion. Bucharin. Alles Lügenhafte deines bourgeoisen Lebens fällt von dir ab, du wirst zu der einen Wahrheit geführt, dein eigener Verbrecher zu sein. Bucharin, du hast als Leiter der III. Internationale mit deiner vulgären und deshalb falschen gesellschaftspolitischen Analyse über die Gefährlichkeit des Faschismus das Proletariat in Deutschland entwaffnet und Hitler zur Macht verholfen. Bulganin, du hast dich mit deinem schändlichen Agarsozialismus dem Industrialisierungsprogramm des großen Führers Stalin in den Weg gestellt. Bucharin. Du trittst aus dir heraus und hinter den Menschen, der du einmal warst, weil du mit dem nichts mehr zu tun haben willst.

Frisch eingekleidet, fasse ich die nach frischer Luft duftende Wäsche

für meine Kammer und werde zu einer Zelle einen trüben Gang entlang geführt. Bei jedem Schritt erwarte ich in einer anderen Welt, in einer anderen Zeit mich wieder zu finden. Die schlecht durchleuchteten Wege könnten der Dramaturgie eines Filmemachers der 60iger Jahre wie Resnais: „Die letzten Tage in Marienbad“ entnommen sein. Ich mache dem mich begleitenden Wächter, einem hübscher junger Mann mit träumerischen Augen, der mich an Go Go in unserer großen Sauf-Equipe von La Roca erinnert, den Vorschlag, ob ich nicht eine Einzelzelle bekommen kann. Er ist sehr überrascht über meinen Wunsch. Momentan stünde keine zur Verfügung steht, sagt er und berührt wie zufällig meine Schulter mit seiner Hand. Er versichert mir, dass er an mich denken werde, wenn eine in den nächsten Tagen frei wird. Endlich bleiben wir vor einer Tür aus Eisengittern stehen. Meine Zelle ist geräumig, mit drei Doppelbetten bestellt. Da die seitlichen von je einem Gefangenen belegt sind, bleibt mir das mittlere Gestell. Oben oder unten? Eine nicht leichte Entscheidung, die wohl bedacht sein will. Aber allein an diesem Ort der Zwänge frei zu sein, entscheiden zu können, wenn auch nur eine scheinbare Winzigkeit, stimmt mich zuversichtlicher. Ich nehme das obere Bett, das gibt mir eine Distanz zum Boden.

Der Wächter führt mich wieder heraus auf den Gang

und wir gehen zu einer Tür, hinter der sich ein rechteckiger Platz verbirgt, dessen oberer Teil durch ein lichtiges Gitter abgesperrt ist, durch den der Vollmond scheint. In der Mitte des Platzes reckt sich eine riesige Palma Real, eine Königpalme, in den Himmel. Auch das ist tröstlich. Als Strategie zum Überleben muss ich alle positiven Elemente sorgsam archivieren und die negativen – soweit es geht – negieren. Zum Positiven: Ich bin in der Traumstadt der Touristen, auf kubanischen Boden, über mir der Vollmond hinter der Palme, ein linder Winterabend, es hätte mit dem Beginn des Strafvollzugs schlimmer kommen können; der Stuttgarter Hochsicherungstrakt bietet einem Gefangenen mit dem Namen Christian Klar trotz seines beanstandungsfreien Vollzugsverhalten nicht vergleichbare Annehmlichkeiten. Als sich meine Augen an die Dunkelheit angepasst haben, nehme ich schwarze Schatten auf den Bänken wahr, die den Platz einrahmen. Es sind andere Gefangene, die in Grüppchen zusammen sitzen oder das Alleinsein wählen. Bei vorsichtigen Annäherungen kann ich einige identifizieren. Am auffälligsten ist die Gruppe von kichernden jungen Chinesinnen, die mit mir die erste Pforte betreten haben und die den Ernst der Lage nicht erfassen. Aus einer kleineren Gruppe werde ich mit einem weichen Englisch angesprochen.

He, the new, the German, nice to see you. Have a nice evening.

Meine erste Lektion, die ich im Knast lerne, ist eine natürliche Solidarität zwischen den Gefangenen, sehr schnell stellt sich eine Freundschaft zwischen Männern her, die wie in einer venezianischen Galeere an ihren Rudern angeschmiedet sind, um das Boot auf Fahrt auf einen Kurs zu bringen, den niemand kennt. Jeder erzählt jedem seine Story, warum es ausgerechnet ihn getroffen hat, in diesem speziellen Gefängnis zu landen. Wer mich anspricht, ist ein junger Schwarzer, ein Somali, der in Kuba wegen der Verhältnisse in seinem Land um politisches Asyl gebeten hat. Er führt die Bürgerkriegszustände in Somali auf die Amerikaner zurück. Keine falsche Analyse. Die weitere Schlussfolgerung aber, in Kuba die Rettung zu sehen, wegen dessen Feindschaft zu den USA, war wohl keine so gute Idee, sonst säße er nicht hier. Ein älterer Herr stellt sich als Amerikaner vor. Er kannte noch das vorrevolutionäre Kuba. Als Angestellter in Miami war es vor 1959 üblich, übers Wochenende mal schnell ins Booming Havanna zu fliegen, um mit Chicas für die nächste Arbeitswoche aufzutanken. Als er hörte, dass es nun möglich sei, legal mit Dollars Appartements zu kaufen, kam er mit 110 Tausend Dollar in Geldbündeln am Flughafen an. Leider vergaß er vorher, die Deviseneinfuhr auf dem Einreisevisum zu vermerken. Drei Jahre Gefängnis und die Konfiskation des Geldes waren die Folgen. Ein dritter im Bunde ist ein Südafrikaner, ein typischer Krimineller nach seinen Erzählungen oder doch nicht? Sein Vergehen war der Leichtsinn, beim Flug von Amsterdam nach Havanna seinen Koffer mit sechs Kilogramm Haschisch auf den Wühltisch des Innenministeriums legen zu müssen. Es war ein pures Versehen. Er meinte fälschlicherweise, sein Koffer würde als Transitgut ohne Durchsichtung zum Flugzeug zur Dominikanischen Republik weiter geleitet, dem Ziel seiner Reise von Amsterdam. Das Ergebnis seines Irrtums: 15 Jahre Zuchthaus, von denen er die Hälfte abgesessen hat. Nun wartet er nach der guten Führung auf vorzeitige Freilassung. Er ist der weichste von allen Weichen, der Stillste von allen Stillen.

Sieben Jahre verloren, sagt er zu mir. Weißt du, was das heißt? Die Zeit, wo andere ihre Familien gründen, hockst du in der Zelle. Keine Frau, keine Freundin. Es ist die Hölle.

Wenigstens das wird mir durch die Gnade meines Alters erspart, denke ich mir. Du hast schon alles hinter dir, Familie, Freundinnen, Geldverdienen. Du kannst auf ein erfülltes Leben zurückblicken, tröste ich mich, wenn nicht die ultimative Verlockung Yas existieren würde, die dir den Abschied verdammt schwer macht. Was sind dagegen die Versprechungen, als Gefangener neue Einsichten in die Realitäten der Welt zu gewinnen, die dir sonst versagt geblieben wären? Es gibt keine Folter hier, bete ich immer wieder herunter wie ein Om mani padme hum auf einer tibetischen Gebetstrommel. Nicht wie 800 Kilometer weiter östlich in Guatanamo. Und wie ich am Südafrikaner sehe, hat man Chancen zu einer Karriere im Gefängnis, wenn man nur lang genug hier eingesperrt ist. Er hat sich zum Capo hochgedient und ist den Wächtern, wie in der Küche mit kleinen Handreichungen zu Diensten. Vielleicht, so denke ich, ist auch das Erleben der seelischen Torturen nur ein eingebildetes, das sich nicht in der Realität sondern nur in deiner momentan etwas verwirrten Gefühlswelt abspielt. Als der Amerikaner hört, dass ich ein Politischer sei, ist sein Bedauern groß.

Die Politischen haben nichts Gutes zu erwarten, sagt er.

Mag sein, erwidere ich. Aber keiner raubt dir hier bewusst die Sinne, die wissenschaftliche Methode der Amis heißt „sensorische Depravation“, indem sie dir eine dunkle Brille aufsetzen, Ohrenschützer anlegen, um die Geräusche von außen auszusperrten; keiner zwingt dich zu einer Stressposition, hängt dich an Handschellen auf, niemand entzieht dir den Schlaf und taucht deinen Kopf in einen Wasserbottich, um den Reflex der Todespanik vor dem Ertrinken in dir auszulösen, wie in Guatanamo.

Der Amerikaner geht nicht auf meinen Einwand ein. Am besten wäre es, du hättest eine schlimme Krankheit, zum Beispiel Krebs. Dass Ausländer in einem kubanischen Gefängnis sterben, das mag man nicht, sagt er. Wegen der internationalen Verdächtigungen. Kubas Gefängnisse haben aus der Vergangenheit einen schlechten Ruf. Obwohl sich vieles gebessert hat.

Seit einem Jahr bin ich völlig krebsfrei, antworte ich. Niemand weiß warum, es ist ein Wunder. Seitdem lebe ich so richtig auf, Lebensmut und so, weißt du.

Schade für dich, antwortet er bedauernd. Lass dir irgendetwas einfallen, jetzt gleich bei der ärztlichen Vorführung.

Er hat Recht, eine Frau im weißen Kittel holt mich in ihr Zimmer und untersucht meinen Kreislauf.

Ein bisschen hoher Blutdruck, meint sie. Aber kein Wunder bei der Aufregung.

Schauen Sie hier, sage ich und hebe mein Hemd hoch. Die lange Operationsnarbe am Bauch. Das ist wegen Blasenkrebs; mir sind zwei Drittel meiner Blase weggeschnitten worden. Ich mache es nicht mehr lange.

Sie schaut mich an und lacht: Das sagen sie hier alle, ein wenig beleibt sind Sie. Sie stellt mich auf die Waage und murmelt eine Kilogrammzahl, die ich überhöre. Es ist das erste Mal seit Jahren, dass ich auf einer Waage stehe. Aber bei dem Leben hier werden Sie bald beneidenswert schlank sein. Kein Bier, kein Alkohol. Das hebt Ihre Lebenschancen.

Ich muss an Yas Spruch denken: Noooo Alcool! Was sie wohl in diesem Augenblick macht? Sicher werden ihre Gedanken bei mir sein. Gel, flüstert jemand hinter mir. Hat sie schon die Verbindung mit der Geisterwelt aufgenommen, obwohl ich noch nicht im Zustand eines Geistes bin? Vom Krankenzimmer geht es zurück in die Zelle. Ich lege das Bettlaken aus, beziehe die Decke und das Kopfkissen. Irgendwie erinnert mich das Ganze an die deutschen Jugendherbergen in den fünfziger Jahren, als ich begann, auf billige Weise die Welt zu entdecken. Das Bett schwankt leicht, als ich mich oben hinlege und die Augen schließe, um auf meine Findungssuche zu gehen. Ich will mich ganz in mich zurückziehen. Irgendwo werde ich auf einen Kern stoßen, der nicht mehr weiter teilbar ist. Das wird das Es in mir sein, das große Es, Gläubige reden von der Seele. Doch in dem Prozess der meditativen buddhistischen Selbstkontraktion komme ich nicht weit. Etwas plätschert und gurgelt im Hintergrund, kein unangenehmes Geräusch das ständig rinnende Wasser im Klo, es erinnert an den bronzenen Brunnen im Lüneburger Klosterhof, den ich als Kind so liebte.

Im Gang klirren die Schlüssel,

als die Gefangenen aus dem Auslauf in ihre Zellen eingesperrt werden. Zu mir kommt eine Tonne von Mensch, der sich ächzend in das untere Bett an der Wand wälzt und ein junger Mann, der leise vor sich her wimmert. Der Wächter spricht beruhigend auf ihn ein und reicht ihm ein paar Pillen, die er schlucken muss. Dann ist Ruhe. Ich starre gegen die Decke und warte, dass das Licht ausgeschaltet wird. Aber es wird nicht ausgeschaltet. Es gibt kein grelles Licht in Kuba, es ist dieses milchig weißliche, das die kubanischen Sparlampen von sich geben. Irgendwie lässt sich auch hier leben, sinniere ich. Zu dritt in einem großen Zimmer können wir Distanz zueinander halten. Die winterliche Luft ist angenehm, etwas Frischluft kommt vielleicht von der einen Seitenwand, in der mehrere verdeckte Fenster angebracht sind. Zumutbar irgendwie, kein Schweinestall, keine Isolationsfolter, keine Brutalmenschen. Irgendwie arrangiere ich mich mit den Zuständen, meine ich. Erst später, viel später, werde ich begreifen, dass tief in mir ein tiefer Schnitt klafft und eine Wunde hinterlässt, die man als posttraumatische Psychose bezeichnen wird, gegen die nur ein Mittel hilft, Schreiben, Schreiben, Schreiben, gegen die Depressionen schreiben, die mich seitdem bedrängten.

Ich starre gegen die Decke und sammle diffuse Gefühle.

Das Diffuse bringt den Körper zum Schweben. Ich gewinne eine gewisse Leichtigkeit, vielleicht ist es auch Gefühllosigkeit: keine Verantwortlichkeit mehr für mich, das besorgen andere, ich muss keine Verpflichtung mehr vor mir selbst abgeben, ich brauche mein Handeln nicht mehr bewerten, denn es gibt kein selbständiges Handeln in Eigenverantwortung mehr, keine Frauen, die ich betrügen könnte, keine Kinder, die ich verletzen könnte. Das gütige Schicksal will mir, wie dem Sündigen im Kloster, die Zeit zur Sühne geben.

Irgendwann muss ich eingeschlafen sein.

Als ich durch ein Geräusch aufschrecke, greife ich zu meiner Uhr, um ihr Licht anzuschalten. Aber es gibt keine Uhr, Häftlinge brauchen nicht zu wissen, welche Uhr es geschlagen hat. Es macht nichts, ich weiß dennoch, dass es ein Uhr ist. Jede Nacht um ein Uhr muss ich aufstehen, die vor sieben Jahren auf ein Drittel verkleinerte Blase erzwingt diesen Rhythmus: ein Uhr, vier Uhr, sieben Uhr. In der urologischen Abteilung der Klinik brachten uns diesen Weckrhythmus die Nachtschwester bei. Ich wusste zuerst nicht, was es auf sich hat, bis ich mitbekam. Die Doktoren hatten – ohne mich vorher oder nachher zu informieren – zum vollen Schnibbelprogramm an meiner Blase gegriffen. Beim letzten Pinkelturnus um sieben Uhr herrscht schon Betrieb in der Zelle. Der Wächter steht vor dem Türgitter und ruft mir was zu. Sofort bricht bei mir die Panik aus: Was passiert, was ist los? Geht es zu den Verhören? Nein, ich soll nur den Dicken aufwecken, er kommt heute frei. Was für eine Mitteilung! Und der Dicke schläft und schläft und ich bekomme ihn nur langsam wach. Ich freue mich für ihn. Wahrscheinlich hat er es schon vorher gewusst, sich aber nichts anmerken lassen. Dem anderen Nachbarn an der gegenüber liegenden Wand geht es weniger gut. Aus seinem aufgequollenen leichenblassen Gesicht – die langen Haare zu einem Zopf gebunden – kommt ein Röcheln. Ich weise den Wärter darauf hin, dieser verschwindet und kommt mit einer Krankenschwester wieder. Ihm fehlen nur seine Medikamente, ist ihre Diagnose und mixt ihm im Plastikbecher ein Medikamentengetränk. Ich packe meine Wäsche und wechsle' zu dem freigewordenen Bettgestell an der Wand zur Zellentür. Auf diese Weise bekomme ich mehr Privatheit. Man kann mich nicht sofort von dem Gitter aus sehen. Alle Zellen werden aufgeschlossen. Ich schlendere durch den Gang in Richtung Essraum. Im Essraum, durch eine Wand von der Küche getrennt, sitzen zwei Frauen. Ich bin begeistert. Frauen im Knast mit Männern! Es lebe Kuba! Ich setze mich ihnen gegenüber. Vor allem die junge, Hübsche, Schlanke, vielleicht Zwanzigjährige mit blonden Haaren und einen dicken Zopf hat es mir angetan. Ich rede sie auf Englisch an. Es geht wie immer: Wer bist du, warum bist du hier? Sie heißt Olga und stammt aus Moskau. Ich weiß sofort Bescheid. Sie braucht mir nichts weiter zu erzählen. Es ist sonnenklar: Sie ist eine Chica rusa. Clever ist es nicht, nach Havanna zu kommen. Mexico City oder Rio wären besser gewesen. Hier, in diesem moralischen Staat wird sie schnell kassiert, bevor sie abkassieren kann. Die Indizien sprechen für sich: Allein, hübsch, russisch, dafür kann es nur eine Erklärung geben.

Aber die Sextouristen suchen doch keine Russinnen in Havanna, gebe ich zu bedenken Bei dem Angebot an hübschen Schwarzen.

Sie lacht und sagt, dass sie keine Ausländer als Klientelen hatte.

Doch nicht etwa Kubaner? Ich bin erschüttert. Die haben doch kein Geld.

Hier in Havanna schon, erwidert sie und lacht wieder.

An der Tür zum Essraum steht unser Narkotrafikante und versucht mit Handbewegungen verzweifelt auf sich aufmerksam zu machen. Endlich erbarme ich mich seiner und gehe zu ihm.

Aléman, bist du verrückt, herrscht er mich an. Dafür kannst du drei Monate extra bekommen. Gespräche zwischen Frauen und Männern sind strikt verboten. Er weist auf die Kameras, die an den Wänden hängen. Ich muss noch einiges lernen.

Das Essen in Pappgeschirr hat für kubanische Verhältnisse eine besondere Qualität. Es gibt Fleisch. Wasser kann man aus einem besonderen Wasserhahn zapfen, man vermeidet so das krankmachende Wasser aus der Leitung. Dennoch traut der Amerikaner nicht dem Wasser. Er hat bei einer Einkaufstour in einem Supermarket vor ein paar Tagen hundert Flaschen Mineralwasser gekauft und sie unter seinem Bett verstaut. Er zieht es auch vor, sich das Essen selber zusammen zu stellen. Als Mensch mit Geld kann er sich dies leisten. Für eineinhalb Stunden dürfen wir danach auf den Hof. Die Sonne steht schon hoch. Durch das Dachgitter kann man auf die Wand eines Hochhauses schauen, das neben unserem Gefängnis aufragt. Ein merkwürdiges Gefühl, wir hier unten und dort oben die Hausfrauen, die ihre Wäsche aus den Fenstern baumeln lassen.

Das sieht wie Dresden aus, sage ich zum Amerikaner. Dort stehen die gleichen Plattenhäuser. Dazu die Peitschenlampen davor, es ist fast wie im Osten Deutschlands.

Ich war auch einmal dort, sagt er, nach der Wende.

Die Wende... Wenn ich es richtig bedenke, ist es anachronistisch, der letzte deutsche politische Häftling eines kommunistischen Staates zu sein. Nie haben meine Mitgefangenen auf ihren Wegen durch kubanische Gefängnisse einen Deutschen getroffen, der aus politischen Gründen einsaß. Was man in Europa mit nostalgischen oder kritischen Erinnerungen filmisch oder literarisch zu verarbeiten versucht, ist für mich Realität. Ich kann's nicht fassen.

Du musst dich gut auf deine Verhöre vorbereiten, sagt er. Das mit der Krankheit weißt du schon.

Ich habe die Partei des Demokratischen Sozialismus PDS in Westdeutschland bei der Wende mit begründet, sage ich.

Das ist gut, urteilt der Amerikaner.

Ich habe, füge ich an, mitgeholfen 1990/91 Hunderttausende von kubanischen Kleinkindern vor dem Verhungern gerettet, mit unserer Aktion „Milch für Kuba“. Wir sammelten das Geld und kauften Hunderte von Tonnen Milchpulver für Kuba.

Das ist schlecht, erwidert der Amerikaner. Das verschweigst du. Das wäre Kritik.

Es wird mir zu viel. Ich sondere mich von den anderen ab und tue das, was ich immer tue, wenn es schwierig wird, ich beginne zu tanzen. Den ganzen Hof nehme ich ein mit meinem Tanz. Yamara begleitet mich. Ich schaue auf ihre Füße, um ihre Schritte nach zu vollziehen. Ich singe ihr zu:

Me tienes que olvidar;
No tienes que entender;
Ya no te amo;
Estoy enamorando en una otra mujer.

Dann löse ich mich von ihren Schrittvorgaben und bewege mich frei, den ganzen freien Raum um die Palme ausnutzend. Du musst mich vergessen, Yamara; du musst es nicht verstehen. Immer heftiger wird die Raserei. Ja, ich liebe dich nicht mehr, weil ich eine andere, ältere Liebe, einen Sozialfall aus Baracoa, Norbe. Immer knapper wird die Luft, der Stoffwechsel des Körpers hat von Sauerstoff auf Gärung umgestellt, so dass sich das erwartete Glücksgefühl einstellt wie bei Jack alias Redford im Film „Havanna“, wenn er sagt: „Hier lebe ich, und ich bin verrückt nach Havanna“. Es hätte immer weiter so gehen können, wenn ich nicht plötzlich einen heftigen Schlag verspürt hätte und zu Boden stürze. Über mir steht ein Wächter.

Deutscher, hier gibt es keinen Selbstmord. Auch nicht durch Tanzen!

Nach Luft japsend schleppe ich mich zur Bank der Englisch-Gruppe. Der Puls jagt, die Brust schmerzt, durch den Sturz habe ich leicht mein rechtes Bein angeschürft. Die Gefangenen schauen mich an.

Selbstmordversuch durch Tanzen. Darauf muss man erst mal kommen, sagt der Somali bewundernd.

Aber irgendwie passend zu Kuba, erwidert der Amerikaner.

Als die Zeit auf dem Platz beendet ist, müssen wir zurück in unsere Zellen. Mein Wärter fordert mich auf, meine Sachen zu packen, ich soll zu dem Zimmer der Englisch-Gruppe umziehen. Es ist kleiner und hat die doppelte Besetzung als mein altes. Mir ist es recht, zwar beengt aber ständig bei meiner Gruppe zu sein. Ich spüre es. Seit dem Tanzerlebnis bin ich in der Achtung dieser Menschen gestiegen. Ich zeigte den „Weichgespülten“ eine unverbrauchte Lebensfreude. Es gibt noch etwas anderes als Resignation und das bloße Warten. Dazu kommt, dass den Nicht-Kriminellen eine natürliche Führungsrolle eingeräumt wird. In den Augen der „gewöhnlichen“ Gefangenen sind sie wie von einem anderen Stern. Ich spüre die Achtung dieser Menschen mir gegenüber. Ich bin nicht einsam hier wie in meiner Heimat, ich habe Freunde, Schicksalsgefährten und ich beginne mich mit der Situation zu arrangieren. Ich bekomme Mut, das neue Dasein ertragen zu können. Ein neuer Gefangener wird in unsere Zelle überstellt, ein älterer Herr unbestimmten Alters. Marcos kommt aus Florida und will seinen sterbenden Vater noch einmal sehen. Doch sie ließen ihn nicht. Stattdessen verbrachten sie ihn hier her. Die sprichwörtliche Achtung der Kubaner vor fundamentalen Familienergebnissen, wo ist sie? Apathisch setzt Marco sich auf einen Stuhl. Ich liege oben im Bett und schau auf ihn herunter. Mutter schon lange tot und nun stirbt auch Vater, er ist untröstlich. Als er hört, dass ich Deutscher bin, sagt er, dass seine Mutter auch Deutsche gewesen sei, Tamara Bunke.

Tamara hört sich gar nicht so deutsch an, sage ich.

Sie war auch Argentinierin, erklärt er.

Tamara? fragt der Amerikaner. Tamara kommt mir irgendwie bekannt vor. Hieß sie nicht Tania, die Deutsche, die das deutsche Tagebuch Che gab, in dem er seine täglichen Eintragungen machte? Sie war die Geliebte von El Che und kam in dessen Bolivienabenteuer um.

Unser Neuankömmling empört sich. Meine Mutter war nicht die Geliebte von Che, das ist eine üble Nachrede.

Das mit der Geliebten von Che ist eine Propagandalüge westlicher Medien, gebe ich ihm Recht. Aber sie hatte nie ein Kind, sage ich. Sie hatte einen Lebensgefährten, Ulises, hieß er, dem sie treu geblieben ist.

Dieser Lebensgefährte, Ulises Estrada Lescaille war nicht ihr Lebensgefährte. Das ist wiederum eine Lüge, um von der Wahrheit abzulenken. Und wie bin ich zur Welt gekommen? fragt wütend unser Neuling.

Wir schweigen eine Weile. Ich krame in meinem Gedächtnis. Diese wunderbare Wandlung eines deutschen pausbäckigen Pummels aus der DDR zur hübschen Revolutionärin, die noch als Tote die bolivianische Presse zu entzücken wusste. Ich starte einen Quiz und moderiere im Stile Günter Jauch: Wer wird Millionär?.

Wann machte sie ihren letzten Skilanglauf im Thüringer Wald?

Im Januar 1961.

Welches waren ihre Lieblingsinstrumente?

Das Akkordeon und die Gitarre.

In welcher Eigenschaft und wann traf sie zum ersten Mal mit Kubanern zusammen?

Als Dolmetscherin für den Besuch von Staatspräsident Oswaldo Dorticos in der DDR 1961.

Unser Kandidat Marcos hat hundert Punkte und kommt eine Runde weiter im Millionenspiel. Es stimmt alles, was er sagt, ziehe ich das Resümee. Aber jetzt die ultimative Frage: Was war in ihrem Rucksack als sie tot aufgefunden wurde?

Die Frage ist nicht ohne Hintersinn gestellt. Bei Frauen weiß man, dass ihre innersten Geheimnisse in ihren Täschchen liegen. Und in deren Farbe. Meine Elfe Maria wünschte sich bei meinem hastigen Abschied ein lila Täschchen, passend zu ihren rot gefärbten Haaren. Für die Revolutionärin kommt kein neckisches Täschchen sondern ihr Rucksack in Frage.

Ohne zu zögern zählt er auf als hätte er es auswendig gelernt: Entre los efectos de TANIA se encontraron libretas de antaciones con nombres y direcciones, presupuestos de víveres, listas de piezas musicales, especialmente sambas de norte argentino, una cinta magnetofónica con música oriental de Bolivia, algunas prendas de vestir y un plato de aluminio perforado por proyectil.

Kein Foto von einem Liebsten, der Familie, einem Kind, fragt der Amerikaner. Seltsam. Warum nicht von deinem Vater?

Der Mann, der vorgibt Senior Bunke zu sein, schaut auf den Amerikaner. Weil das ihr Geheimnis war. Die Vaterschaft ist ein Staatsgeheimnis. Ich werde es für mich behalten.

Wir alle im Zimmer suchen den Blickkontakt mit dem anderen. Der Somali, der unter mir liegt, der Südafrikaner, der an der Tür steht, der Amerikaner, der ebenfalls an der Tür steht.

Bevor die anderen ihre zu erwartenden Bedenken und Proteste anmelden können, sage ich. Du bist ein Lügner, ein Aufschneider, nichts stimmt von dem, was du über dich erzählst. Über nichts wird so gelogen wie über Familiengeschichten. Nehmen wir zum Beispiel Fidel. Angeblich hieß seine erste Frau Mirta, die sich von ihm scheiden ließ, wegen seiner Geliebten Natalia Revuelta. Angeblich war seine größte Liebe Célia Sanchez in den wilden Bergen der Sierra Maestra und Marita Lorenz nicht zu vergessen, die Alemanita, die kleine Deutsche, die er kurz nach der Revolution auf einem Schiff der Hamburg-Amerika-Linie kennen gelernt hat. Sie soll ihm im Auftrage der CIA nach dem Leben getrachtet haben. Alles höchst nebulös. Und heute soll er allein sein. Auch falsch. Seit Jahren lebt er mit seiner wahren Liebe inmitten einer normalen Familie, wenn ihm dies seine Gesundheit gestattet. Mir ist es egal, wo die Wahrheit liegt. Liebesgeschichten und ihre Ergebnisse gehen nur die Beteiligten etwas an. Der Rest hat zu schweigen. Ob Fidel Freundinnen hatte, wen und wann ist vollkommen gleichgültig für den Weg eines Revolutionärs. Ob Tania eine Beziehung mit Che oder Ulices hatte, wen hat das zu interessieren?

Wir verfallen in ein Schweigen, den ich mit einem Vorschlag unterbreche, den ich schon seit längerem mit mir herum trage. Ich habe die Idee, die lange Zeit in der Zelle mit einer Lieblingsbeschäftigung meinerseits zu verkürzen: themenbezogen zu dozieren und zu diskutieren. Ich mache auch sofort einen Vorschlag für ein wissenschaftliches Kolloquium: Archäologie. Der Südafrikaner fragt, was denn mit den Frauen sei. Er will was über kubanische Frauen wissen. Seit sieben Jahren lebt er in Kuba und hat keine einzige näher kennen gelernt.

Ein Rekord, das in die Rekordliste von Guinness passen würde, meint der Amerikaner sarkastisch.

Es soll also abgestimmt werden Frauen oder Archäologie? stelle ich fest. Nach der Abstimmung sind wir nicht schlauer als zuvor. Das Ergebnis ist drei zu drei.

Behandeln wir die Themen nicht alternativ, sondern gleichzeitig Frauen und Archäologie, sagt der Somali. Das zweite interessiert vor allem ihn, meint er doch, dass die Kubaner aus seiner Heimat, Somaliland, kommen.

Kubas Frauen, archäologisch betrachtet? Wo anfangen? Es soll ein Vortrag mit wissenschaftlichem Anspruch sein, der den Stoff für ein Kolloquium bietet. Ich würde meinen Vortrag in zwei Teile gliedern, zuerst in einen allgemeineren Teil, die Darstellung der Frau als Prototyp in der Archäologie, bevor ich auf die kubanischen Spezialitäten käme. In Ermanglung eines Projektors und der Software Power Point stelle ich mich an die eine noch freie leere Wand und beschreibe mit beiden Händen die schlanke Ideallinie einer jungen Frau in der Seitenansicht, allerdings ohne Kopf und Füße, die bei der gewollten Konzentration auf die Betonung der Brüste und dem Po nur stören würden. Das wäre die ideale Cro-Magnon-Frau, wie wir sie aus den Höhlen von Lascaux in Frankreich aus der Jäger- und Sammlerzeit kennen. Sodann beschreibe ich frontal mit den Händen ein dickes fettes Weib mit gespreizten Beinen, zwischen denen die Vulva durch einen dicken Strich betont wird. Dies wäre eine genormte braun-rot bemalte Vollplastik aus Ton der Taino-Kultur von Barnes, Provinz Holguin, Kuba betone ich. Offensichtlich ein Fruchtbarkeitssymbol mit der von Feuerland bis Kuba verbreiteten indianischen Lust an tabufreien krassen Realismus und Überzeichnung. Zwischen diesen beiden Extremposten tummeln sich die kubanischen Frauen in allen möglichen Varianten. Welche Prototypen können wir aus der Varianz herausfiltern?

Ich mache eine Pause, um ein Schluck Mineralwasser aus einer Flasche des Amerikaners zu nehmen. Vom Gang her gibt es Lärm. Fuma! Rauchalarm! schreien einige. Wir werden ausgeräuchert! Unsinn. Die Hysterie um die

Ägyptische Krankheit, die mich seit meinem Sommerurlaub in Kuba verfolgt, hat unser Gefängnis erreicht. Wir müssen heraus aus den Zellen, zuerst in den Gang, dann geht es weiter auf der Flucht vor den umgebauten Flammenwerfern, aus denen das Gift gegen die Mücken versprüht wird, die Zwischenwirte der Infektion zwischen Mensch und Schwein. Darum geht es, um das enge Zusammenleben beider Säuger in Kuba. Schweine dürfen sich Kubaner – anders als staatliche Kühe – halten, und sei es auf den Dächern im Zentrum der Halbmillionenstadt Santiago. Ich kenne das Spiel schon seit Monaten. Die Regierung versprüht Symbolismus. Sie bekämpft die Mücken in den Räumen und Autos, sie geht gegen die Mückenbrutstätten im stehenden Wasser der kaputten Fabriken, der vermüllten Trockentälern, den Cayos, vor. Sie hat eine eigene Gesundheitspolizei geschaffen, die mehrmals meinen Wagen auf den Landstraßen angehalten hat. Jedes Mal, wenn ein Polizist an den Nahtstellen zwischen zwei Provinzen aus der Deckung trat und uns stoppte, bekamen wir ein Unwohlgefühl, die dann in Erleichterung endete, wenn sie sich als Umweltschutzpolizei entpuppte, Flammenwerfer in Aktion traten und durch die geöffneten Türen das Auto eingenebelt wurde. Weiter, immer weiter werden wir von den Nebelgasen in unserem Höhlengefängnis vertrieben, bis die Wärter die eiserne Ausgangstür aufschließen, und wir aus dem Gefängnis in den vorderen Hof treten. Ehrfürchtig betrachten die länger Eingeschlossenen das Treiben in der großen Hofstelle, wo die Autos des Amtes ein und ausfahren in die freie Welt, umzingelt von unseren Wärtern, denen die ungewohnte Situation etwas ungemütlich ist. Dann dürfen wir wieder in unsere Zellen zurück. Inmitten der Freunde in der neuen Zelle habe ich in der Nacht einen ruhigen Schlaf, bis ein unbestimmtes Grollen uns alle aufweckt. Es sind Sirenen, zuerst einige wenige, dann viele, die vom tiefen Grollen langsam in ein schrilles in der Summe unkoordiniertes Auf und Ab übergehen. Irgendwie erinnert mich der anschwellende Lärm an die Muezzins in Luxor, Ägypten, wenn zuerst ein Muezzin auf der Moschee sein Surensingsang beginnt, in den dann die übrigen einstimmen. Der phantasiereiche Marcos will als erster die Situation erfasst haben:

Jemand wichtiger ist gestorben.

Wir haben alle den gleichen Gedanken: Was wird aus uns? Was passiert in Havanna? Was wird aus Kuba? Zuerst passiert nichts. Die Hartgesottene legen sich wieder hin, die Ängstlichen laufen in der kleinen Zelle auf und ab, einer hinter dem anderen im Gänsemarsch. Dann legen sich alle wieder auf die Betten, bis erneut es lärmt. Es muss der neue Tag sein.

Hört Ihr da draußen die Menschen, sagt der Amerikaner heiser. Unruhen beginnen.

Hoffentlich nicht, sagt der Somali. Ich habe ähnliches schon in Mogadischu erlebt. Es gäbe viele Tote.

Fidel, Fidel jammert Marcos. Was machen wir ohne ihn?

Halts Maul, schreit der Amerikaner. Wer sagt denn, dass es Fidel ist?

Wer sonst? Wir horchen ängstlich in Richtung Gang, was sich dort ereignet. Zuerst nichts, dann das übliche Gerassel mit den Schlüsseln, unser Wärter erscheint.

Mein Gott, flüstert Marcos.

Aber wieder passiert nichts. Der Wärter sagt nichts. Im Frühstücksraum starren wir auf den Fernseher, der in der rechten unteren Ecke die Uhrzeit angibt. Es ist acht Uhr dreißig. Die Wärter haben erst nach einer langen Pause den Fernseher angeschaltet, aber ohne Ton. Soviel ist klar. Kuba trauert. Lage erscheint im Bild. Warum das Politbüromitglied und Vorsitzender des Präsidialbüros? Wo ist Raúl? Es werden von dem Dach eines Hochhauses Livebilder von Havanna gezeigt, wohl um zu demonstrieren, dass alles ruhig ist. Armee und Miliz wachen. Das Volk ist fassungslos und weint. Was jetzt? Wir gehen wie gewohnt auf den Hof hinaus und schauen hinauf zum Hochhaus. Wo gestern noch die Wäsche aus den Fenstern hing, wehen heute kubanische Fahnen. Ein Oberst erscheint an dem verschlossenen Gitter zwischen dem Gang und dem Hof und sofort bildet sich eine Traube von Gefangenen um das Gitter, um die Neuigkeiten zu erfahren. Es ist die gleiche Prozedur wie jeden Tag. Der Oberst verkündet durch die Gitter – rejas - offizielle Neuigkeiten auf diese Weise, ohne Förmlichkeiten. Wer entlassen wird, wer länger sitzen muss, wo gerade im langen bürokratischen Gang der Dinge die angeforderten Dokumente von Häftlingen sind, der übliche Gang der justizialen Gerechtigkeit. Unser Somali bekommt die Kopie eines Faxes in Englisch in der Hand. Der Text der Kopie ist vom schmutzigen Toner verschmiert und schwer zu entziffern. Der Amerikaner diskutiert mit ihm den Sinn des Textes. Seine Eltern aus Mogadischu berichten über den Ausbruch von neuen Kämpfen in der Stadt zwischen den eingedrungenen Äthiopiern und den moslemischen Rebellen, denen man eine Nähe zur Al Quaida Terrororganisation nachsagt. Die neuen Gefährdungen müssten die kubanische Regierung überzeugen, dass der Antrag auf Asyl

gerechtfertigt sei. Der Südafrikaner kommt aufgeregt zu mir und spricht mich mit seinem Singsang-Englisch an. Gerade habe der Oberst gesagt, dass der Aléman entlassen werde. Ich bin auf alles vorbereitet, auf so etwas nicht. Ich kann es nicht glauben. Ich gehe zur Tür und dränge mich durch die Menge der anderen, die immer noch gierig an den Lippen des Obersten hängen, der im Schutz des Türgitters steht, wie der Wärter vor dem Raubtierkäfig. Der Oberst schaut mich an und spricht etwas über politisch verfehlt Äußerungen meinerseits im letzten November bei einem sonntäglichen Besuch der archäologischen Gruppe in Cienfuego. Wie das? Cienfuego? Wir waren mit unserem Expeditionsbus nur einen Sonntagnachmittag in dieser wunderschön aufgeputzten Stadt. Von Freilassung spricht er nicht. Ich will es nicht glauben, was mein Mithäftling mir erzählt hat. Zu oft habe ich erlebt, dass vage Versprechungen Hoffnungen erweckten, die dann zerstört werden. Während sich meine Zellengenossen um mich scharen und mir auf die Schulter klopfen, hocke ich auf der Bank, den Kopf in den Händen. Ich will zu mir kommen, ich will meinen Kern erfassen, meine Seele, die Umwelt zum Versinken bringen, damit dieses Neue, das von außen auf mich eindringt, nicht überhandnimmt.

Zurück in der Zelle gratuliert mir der Amerikaner. So ein Schwein, so ein Glück, er schüttelt den Kopf und kann es nicht glauben. Nur zwei Tage hier und schon wieder fort. Und das als Politischer. Er ruft uns zur Ruhe und lauscht hinaus. Die Sirenen sind verstummt. Der Fernseher ist zu seinem Normalprogramm übergegangen.

Der Wärter kommt herein und befiehlt mir ihm zu folgen.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, dieser Moment, wo man dem Wärter folgt. Welchen Weg wird er einschlagen, wo wird er enden? Ich gehe mit ihm den Gang entlang in die Asservatenkammer, wo die Gepäckstücke aufgestellt sind. Die fünf oder sechs jungen aufgeregten Chinesinnen, die ich bei der Einweisung schon erlebt hatte, stehen im Raum und öffnen ihre Taschen und Koffer, um sich ihre Kleider an zu ziehen. Ich soll das gleiche machen. Es ist ein Zeichen, dass ich dieses Gefängnis verlassen werde. Aber wohin soll die Reise gehen? Als ich mich der Häftlingssachen entledige und meine Blöße bedecke, um dann meine Jeans und Hemd über zu streifen, fängt das junge chinesische Hühnervolk wieder zu gackern an. In ihrer Nähe fühle ich mich etwas sicherer. Undenkbar, dass diese unschuldigen Jugendliche zu einem anderen Gefängnis gebracht werden. Die kleine Hoffnung auf Entlassung hat in mir nur kurzen Bestand, als der Wärter mir befiehlt, ich solle aus meinen weißen Turnschuhen der Marke Shanclan, die ich für die Santeria-Zeremonie im Haus von Yamara extra gekauft hatte, die Schnürsenkel ausziehen. Es sind lange Schnürsenkel in vielen Ösen und es dauert seine Zeit. Es geht wieder zurück in die Zelle, wo meine Freunde schon auf mich warten. Ich weise auf meine Schuhe ohne Schnürsenkel. Das seien die Regeln hier, sagen sie und der Somali schlägt vor, dass wir nach den Aufregungen wieder zum Kolloquium zurückkommen sollten.

Wo waren wir stehen geblieben?

Es fällt mir anfänglich schwer, die Konzentration wieder zu gewinnen. Der Somali hilft mir auf die Sprünge. Es geht um die Varianz von Kubanerinnen zwischen dem Typus der schlanken Cro-Magnon-Frau und dem üppigen Taino-Fruchtbarkeitsmodell mit einer großen Muschi. Er ahmt meine Bewegungen mit den hohlen Händen nach, um die gigantische Muschi-Dimension zu beschreiben. Meine Gedanken sind durch die jüngsten Ereignisse etwas verwirrt. Wie soll ich in ihnen eine Ordnung hinein bringen, wenn ich nicht weiß, was in der nächsten Stunde passiert? Ich schaue auf meine Schüler. Marcos ist nicht mehr dabei. Sie haben ihn weg gebracht. Um meine Schüler kümmert sich kein Wärter. Sie ahnen, dass wie schon so oft, dass das Schicksal an ihnen vorbei geht. Compassión, Mitleid, das ist das Schlüsselwort für mich. Ich habe Mitleid mit den Menschen hier. Es ist ein neues Gefühl für mich, das ich erst auf dieser Insel in der Karibik gelernt habe. In Europa, in Deutschland kenne ich das Wort nicht, noch nicht einmal gegenüber meinen Töchtern. In der Welt des Shareholder-Kapitalismus braucht es kein Mitleid. Jeder ist in der Lage und tut es auch, für sich zu sorgen. Fast jeder.

Helft mir, sage ich zu meinen Kameraden. Ich bin momentan in einer geistigen Öde. Erzählt mir doch mal von Euren Erlebnissen mit Kubanerinnen.

Sie schauen sich gegenseitig an und schweigen. Ach richtig. Ich vergaß es. Einige hängen zwar schon seit Jahren auf dieser Insel herum, sie kamen aber sofort hinter Gittern, ohne Erfahrung mit den Frauen. Also beginne ich mit den Portraits, mich streng an die zeitliche Ordnung des Kennenlernens haltend: Zu Beginn und am längsten die rabenschwarze hässliche Schwarze, LA NEGRA FEA mit den großen Kulleraugen und Rundungen, sodann die kleine Italienerin mit einem großen Herzen und nassen Haaren in den steilen Ozeanwellen, durch die sie tauchte wie die Delphine: ich hole in mein Gedächtnis die flüchtige Rosalia II zurück, die einzige, die der Aufmerksamkeit des Amtes entging und in unseren Liebesakten immer ein spöttisches Lachen auf den Lippen hatte, Maria, LA TIMIDA LOLITA, die hellhäutige Elfe mit den heißen Augen, der ich bis zu meinem Lebensende verfallen sein werde, und die mir auch noch fünfzig Jahre nach meinem Tode die Treue halten wird, wenn alle andere mich vergessen haben werden; ich erzähle von der schönen aber armen Norbe, EL CASO SOCIAL, der Ältesten im Reigen, mit der wärmsten Stimme; von dem kurzen heftigen four-day-stand mit der KOMA-

SÄUFERIN Ugandae auf La Roca. Den Schlusspunkt setze ich mit Yamara, meiner Verlobten, die ich heiraten und nach Deutschland nehmen wollte, der ESPÍA meines Herzens. Ich habe sie alle verloren, *Tempi passati, tiempos pasados*, vergangen und doch in mir lebend, in meinen Knochen, in meinen Innereien, in meinen Träumen. Die kubanischen Frauen. Ich hocke mich in die Ecke des Raumes am Waschbecken und heule in mich hinein.

Der Amerikaner legt seine Hand auf mich. Sei nicht sentimental, sagt er. Du kommst hier heraus und dann, wenn die politische Szene sich beruhigt hat, siehst du sie alle wieder.

Der Wärter kommt wieder herein und fordert mich erneut auf, ihm zu folgen.

Es geht los, Deutscher, sagen meine Zimmerkameraden. Wie heißt Du, fragt mich der Südafrikaner. Wenn du draußen bist, schreibe ich dir.

Verzweiflung liegt in seiner Stimme. Er hier drin, ich da draußen. Ich fühle mich schuldig den Zurückbleibenden gegenüber. Verdammte Scheiße, diese Trennung. Ein Vorhang senkt sich zwischen ihnen und mir. In der kurzen Zeit sind sie meine Freunde geworden. Die einzigen, die ich in den letzten Jahren hatte. Ich werde in einen Raum geleitet und muss mich vor einem Schreibtisch setzen. Es ist der gleiche wie beim Eintritt in den Vorraum zur seelischen Reinigung, dem Purgatorium, das im Nachhinein gar keines war. Zwei Soldaten erscheinen mit meinen Wertsachen, legen sie auf den Tisch und vergleichen penibel das Geld, die Halsketten, das Handy, die Unterhosen, die auf dem Tisch liegen, mit den Eintragungen in ihrer Liste. Zum Schluss bekomme ich die Schnürsenkel. Vom Nebenraum dringt eine dunkle, aufdringliche Stimme, es könnte der Polizeichef sein. Für eine Weile bin ich mir wieder alleine gelassen, die ich nutze. Ich öffne schnell meinen Koffer, hole den Rum heraus und nehme zwei große Schlucke. Ein junger Offizier erscheint und fordert mich auf, ihm in den Hof zu folgen.

Wo geht es hin? frage ich voller Angst.

Zum ersten Mal wage ich diese Frage zu stellen. Bisher scheute ich vor einer Antwort, die meine letzten Illusionen vernichten könnten. Er lächelt vielsagend. Wir werden sehen, ist seine Antwort. Ich gerate in Panik. In den nächsten Stunden muss sich entscheiden, was passiert. Zu dritt setzen wir uns in das Auto. Ich sitze alleine hinten. Das Tor öffnet sich und wir fahren in das nächtliche Havanna heraus. Trotz des Sterbefalls, dessen Hintergründe ich immer noch nicht kenne, macht die große Stadt einen gewöhnlichen Eindruck. Nach einer viertel Stunde erreichen wir die große Küstenstraße, den Malacón, wie immer schlagen die Wellen gegen die Felsen und ich habe einen ersten Orientierungspunkt, wie die Fahrt verläuft. Es geht durch den Tunnel, der den Hafeneingang unterquert, Richtung Osten, nicht zum Flughafen der Stadt. Dieser sei gesperrt, wegen der vielen Trauergäste aus dem Ausland, erklärt der junge Offizier. Wir fahren nach Varadero. Endlich, endlich habe ich ein Ziel vor Augen: Varadero, das Touristenzentrum, von dem aus es nur zwei Abflugrichtungen gibt: nach Kanada oder Europa. Den Wahrheitsbeweis seiner Erklärung kann ich selber nach kontrollieren. Ich kenne die Strecke gut. Zuerst geht es an die Strände des Ostens entlang, wo ich vor einem halben Jahr mit Maria zwei Nächte bei einer alleinstehenden alten Dame verbrachte, die den verlorenen bürgerlichen Zeiten nachtrauert. Dann kommt die alte kurvenreiche Autobahn nach Matanzas. Ich lehne mich zurück. Wir sind auf der richtigen Strecke. Wir fahren in Richtung des Flughafens Varadero. Auf der Autobahn ist viel Militär unterwegs. Es überkommt mich eine tiefe Ruhe. Eine friedliche entspannte Stimmung, zum ersten Mal seit fast zwei Wochen. Nach zwei Stunden halten die Soldaten vor einem Rasthaus an. Aber alles ist geschlossen.

Wegen Trauerfall, sagt der Offizier bedauernd.

Matanzas in der Nacht. Wenige Leute auf den Straßen. Wir passieren nach der Durchquerung der Stadt die Ausfallstraße Richtung Varadero. Rechts stehen die Kolonialhäuser mit den Kolonnaden. In einen von ihnen hausen die zwei deutsche Kommunisten aus Hamburg, die ich bei meinem ersten Besuch im Winter 1999 besuchte, vermittelt über Genossen aus dem Bundesvorstand der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen. Erinnerungen. Es ist mir bewusst, ich nehme Abschied von Kuba, ich werde es nicht mehr wieder sehen. Eine Ausweisung ist zumeist mit dem Verbot einer Wiedereinreise verbunden. Vor Varadero biegen wir in den Zubringer zum Flughafen ab. Das ist der Moment der letzten Gewissheit. Es gibt keine Finte, kein grausames Erwachen, sie bringen mich zu meinem Flug nach Deutschland. Doch dann ein letztes jähes Entsetzen. In der Flughalle herrscht vor den Schaltern ein fürchterliches Gedränge. Viele Touristen versuchen das Land vorzeitig zu verlassen. Plötzlich bin ich von vielen Deutschen umringt, die erbittert um einen Rückflug sich bemühen. Nur nicht meine Soldaten verlieren, denke ich. Sie haben meinen Pass und den umgebuchten Flug. Wenn ich sie verliere, überlegen sich die Kubaner noch mal alles und behalten mich. An einer Kaffeetheke gelehnt, entdecke ich beide. Der junge Offizier betrachtet angewidert das Treiben der Touristen. In seinen

Augen glimmt der Hass. Alles Volksfeinde, mag er denken, aber er sollte auch sehen, dass Kuba deren Devisen braucht. Man kann nicht nur die Kühe melken, wie Fidel auf dem 3. Parteitag in Santiago 1993 meinte. Wer das Geld des Klassenfeindes nimmt, muss auch seinen Preis dafür zahlen. Ich brauche ein Bier, am besten zwei oder noch besser drei. Eins, bescheidet der Offizier. Ich dränge mich an den Bierausschank und murmle zu den mich umstehenden Deutschen, dass meine Bewachung mir nur ein Bier genehmigt.

Ja, gibt es denn so etwas? ruft eine Frau erstaunt. Dass Kubaner Ihnen vorschreiben, wie viel Bier Sie trinken dürfen?

Nur nicht im letzten Augenblick einen Fehler machen. Immer in unmittelbarer Nähe der Wächter bleiben. Diese gehen mit dem umgebuchten Flugschein zu einem der Schalter, vor denen sich Hunderte Fluggäste drängen. Ein hervorragender Service, dieses Ministerium, kostenloser Taxitransfer zum Flughafen und ein Platz für mich im ausgebuchten Flugzeug. Offensichtlich gibt es einen Vertrag zwischen der Lufthansa und der Regierung für Leute wie mich immer einen Platz reserviert zu halten. Der Offizier und ich schieben uns durch die Schlange zum Port. Überall drängelnde Menschen, die Kuba verlassen wollen. Plötzlich sehe ich das Cockpit des Flugzeugs, die Eingangstür vor mir. Ein Mechaniker gibt dem Offizier die Hand, ich begrüße ihn ebenfalls, dann gibt mir der Offizier meinen Pass und bleibt einen Meter vor der Tür stehen. Ich wende mich um, gebe ihm die Hand und sage, meine Hand zu einem militärischen Gruß an den Kopf anlegend.

Fue para mi un placer.

Er legt ebenfalls die Hand an die Mütze und gibt den Gruß zurück. Mich verachtet er nicht. Dann trete ich über die Schwelle ins Flugzeug an der Stewardess vorbei. Ich weiß. Sie könnten mich immer noch herausholen. So lange das Flugzeug auf dem Rollfeld steht, unterliegt es der Jurisdiktion der kubanischen Regierung. Aber ich bin mir sicher, sie werden nicht gegen den Willen der neuen Herrscher von Kuba handeln. Ich hole mir eine Süddeutsche Zeitung aus dem Zeitungsregal.

II. Heimatlos in der Heimat

FLASHBACKS UND SHORTCUTS

Dieser erste Teil der Trilogie, ist in der Homepage unter latinonovela.de abgespeichert. Latina-Novela – ein literarisches Programm, angelehnt an das Muster der brasilianischen Telenovela, viele Folgen von Geschichten im Fernsehen, aber nicht so trivial, mehr für das gehobene Publikum, also zwischen Telenovela und Novelle angesiedelt. Jede Daily-Soap - ob trivial oder gehoben - folgt einer Dramaturgie: die absolute Überhöhung alltäglicher Ereignisse. Soweit das literarische Konzept. Aber der Skriptschreiber, oder nennen wir ihn Autor, der nicht identisch mit dem Ich-Erzähler sein muss, hat ein Problem: Ohne Geschehen keine Erhöhung zu einer Novela. Woher aber die Events nehmen, wenn das Stink-Normale im Leben dominiert, so dass es nicht für Ereignisse reicht? Was tun, wenn die Tage dahin dümpeln wie das Segelschulschiff Gorch Fock in der Flaute? Dann muss Action an Bord, dann muss die neunschwänzige Katze sprechen, die Kadetten in einen großen Kübel mit Essensreste getaucht werden oder zwei Frauen über Bord gehen. Auf den Autoren bezogen muss dieser sein Leben aufmöbeln, um dem Ich-Erzähler Spannendes zu soufflieren.

Oder er schafft diese Figur vorerst ab,

dreht das Geschehen um ein paar Tage zurück, und startet eine andere Story, indem er ihn für einige Jahre in einem Kuba-Gefängnis einbunkert. Bei der Fahrt von Havanna biegt der Wagen hinter Mantanzas nicht in den Weg nach Varadero zum Flughafen ein sondern fährt auf die Carrera Central, um ihn im Gefängnis von Ciego de Avila einzubuchten, gleich neben der Zelle des Gefangenen, der sich in einem Hungerstreik befindet. Auf diese Weise ist Platz geschaffen worden für einen anderen Protagonisten für 20 Episoden, wie diese Yamara, die ihn mit einer Falschaussage ins Gefängnis getrieben hat, ihn im Gefängnis heiratet, um über seine Maestro-Karte an sein Euro-Konto zu kommen und mit den Devisen ein Sause-Brause-Leben mit ihrem jungen Liebhaber, dem Chauffeur führt. Wenn der Alte nach 4 Jahren aus dem Gefängnis kommt, findet er sein Konto ausgeplündert und darf seinen alteingesessenen Platz als Ich-Erzähler wieder einnehmen, um seinen Rachefeldzug gegen die treulose Ehefrau zu starten. Doch der Autor wählt nicht diese Soap-Alternative für gehobene Ansprüche. Ihm

ist etwas passiert, was nicht hätte passieren dürfen. Er hat sich ein wenig in diesen Ich-Erzähler verguckt, er hat ihn lieb gewonnen und hält ihm die Treue. Bleibt das Problem, dessen Leben, das auf ihn wartet, aufzufrischen. Auf dem Frankfurter Flughafen

kümmert sich keiner um den Ausgewiesenen. Soll er sang- und klanglos in den ICE sich setzen, um nach Hause zu fahren? Warum steht kein Spezialkommando der Bundespolizei am Bus, der die Fluggäste in den Terminal II bringen soll, um den Delinquenten zu verhören? Ich will keine Begnadigung mit Ausweisung aus meinem karibischen Paradies und einem Verbot auf Wiedereinreise. Ich habe nicht um Gnade nachgesucht. Es heißt, Gnade geht vor Recht. Gnade ist willkürlich und wird ohne Angaben von Gründen erteilt. Ich will mein Recht durch ein Urteil. Wer ein Gesetzesbrecher in einem Staat ist, für den gilt der Anfangsverdacht, weltweit einer zu sein, dies gebieten die universalen Rechte und Pflichten der UNO, wie ja auch die Verletzung von Menschenrechten universal angeprangert werden. Ich habe ein Recht darauf, in Deutschland vor ein ordentliches Gericht gestellt zu werden. Ich wende mich an das Büro der Bundespolizei, in der eine pakistanische Familie gestrandet ist und erstatte einen kurzen Bericht. Man schaut mich verständnislos an.

Politischer Häftling in Kuba? Wollen Sie Schadensersatz von Kuba oder Deutschland verlangen? Seien Sie froh, dass Sie so billig davon gekommen sind.

Ich will das Umgekehrte, sage ich. Ich will, dass die deutsche Staatsanwaltschaft eine Untersuchung wegen des Anfangsverdacht einer kriminellen Handlung im Ausland beginnt. Sie, die Polizei, sind ein Hilfsorgan der Staatsanwaltschaft.

Der Polizist hinter den Tresen wird ungehalten: Wollen Sie uns provozieren oder was? Politisches Vergehen in Kuba. Seien Sie stolz darauf oder beklagen Sie Ihre Dummheit. Hier ist Ihr Fall nicht justiziabel.

Aber es muss für den Fall ein Aktenzeichen angelegt werden und ein Urteil, beharre ich. Ich brauche ein Urteil, damit ich weiß, woran ich bin, schuldig oder nicht schuldig.

Folgen Sie Ihrem Gewissen, antwortet der Beamte. Und jetzt ist Schluss mit dem Blödsinn. Sie sehen doch, wir haben hier Wichtigeres zu tun.

Während ich mich durch das Labyrinth des Flughafens zur Gepäckausgabe dränge, kommt in mir wieder dieses Gefühl der Ungewissheit auf, über das, was mit mir passiert ist. Wie werde ich das Erlebte verkraften können? Welche Folgen kommen auf mich zu? Und vor allem: Bin ich wirklich unschuldig verwickelt worden in die kubanische Affäre, wie ich glaube? Oder habe ich nicht tatkräftig mitgewirkt mit den Frauengeschichten, den vielen Reisen hin und her und quer durchs Land, auf den archäologischen Recognition tours, gierig auf der Suche nach paläolithischen Schlagplätzen in sicherheitsrelevanten Zonen wie der Nordküste, mit der Folge, dass das berechnete Sicherheitsbedürfnis Kubas verletzt wurde? Hat nicht ein Staat im Würgegriff des Imperiums ein vitales Bedürfnis, unsichere Kantonisten wie mich zu observieren, ein- und auszugrenzen? Darin liegt das Paradoxe in Fidels Herrschaft. Kuba hat ein revolutionäres Recht, das kollektive Weltgedächtnis wachzuhalten über das von der Weltbank und dem Imperium zu verantwortende Übel. Das Imperium ist die Achse des Bösen, nicht wie Bush behauptet Kuba. Fidel ist der kleine tapfere Ritter, der gegen den großen imperialen Drachen im Norden kämpft. Sein Widerstand hat andere Länder, wie Bolivien und Venezuela, ermuntert, sich gegen das scheinbar Übermächtige aufzulehnen, wenn auch nicht aus der Macht der Gewehre, sondern auf demokratischem Wege. Bin ich also mitschuldig, vielleicht sogar schuldig verstrickt in die Affäre? Ich hadere mit mir selbst. Der Zweifel kommt in mir hoch, dass es gar nicht auf mich, das Individuum, ankommt, das nach seiner privaten Schuld oder Unschuld fragt. Die individuelle Befindlichkeit ist nichts, das Staatsinteresse Kubas ist alles. Die Verteidigung des Sozialismus erfordert es, mit dem grob gesponnenen Netz des Amtes Verdächtige wie mich aufzufischen, aus dem Netz zu klauben und bei der Sortierung des Fangs als ungeeignet ins Meer zurück zu werfen, wo sich die Möwen über die stinkende Beute streiten können.

Mir kommt erneut Bucharin in den Sinn, ein Kampfgefährte Lenins, der 1937 wegen Hochverrat von Stalin im Gefolge der Massenverfolgungen, denen Millionen von Menschen zum Opfer fielen, zum Tode verurteilt wurde mit fingierten Geständnissen und gefälschten Zeugnissen des Gulag. Angesichts des Schaffots pries er die Größe Stalins. Warum? Waren seine Geständnisse nicht durch Folter erzwungen? Verurteilten die Richter ihn nicht auf Befehl des Despoten, weil Bucharin ihm im Wege stand? Für einen wahren Revolutionär ist die Sache schwieriger. Der Verurteilte führte eine Güterabwägung durch. Natürlich hätte er gerne weiter gelebt. Aber nachdem er verloren hatte, war er Vergangenheit. Stalin aber war der Parteivorsitzende, der die Verantwortung für die Zukunft der Sowjetunion trug. Würde sich der große Vorsitzende irren, würde ein solcher Irrtum der ruhmreichen Sowjetunion schaden. Höher als sein Tod stand für Bucharin die Bewahrung des Interesses des

Staates, das das Schicksal mit Stalin verknüpft hatte. Was bedeutet dies für mich? Stehe ich als Linker nicht auch in der Pflicht, das sozialistische Lateinamerika zu fördern, das nach dem Untergang des realen Sozialismus in Europa die Fackel der Hoffnung übernommen hat? Muss ich nicht im Interesse der sozialistischen Ideale meine bürgerlichen Empfindlichkeiten zurückstecken?

Meine Gedanken wurden auf dem Weg zum Fernbahnhof, ein ewiges Auf und Ab von Rolltreppen und Irrwegen, durch ein grelles Warngeräusch, verbunden mit grellen roten Blitzen, unterbrochen. Eine Stimme verkündet, der Fernbahnhof sei geschlossen und man möge rasch die Fluchtwege einschlagen. Ist es mein Autor, der der Story mehr Pfeffer geben will? Ein Paket der Terroristen explodiert gleich, schießt es mir durch den Kopf; ein nicht unangenehmer Gedanke, erlöst er mich doch von den quälenden Kopfarbeiten. Ein ziemliches Durcheinander entsteht. Die Passagiere wissen nicht wohin. Der Fernbahnhof ist zu, und das dürfte dauern. Nur nicht hier die Nacht verbringen. Ich schlage mich zum Regionalbahnhof durch, den noch die S-Bahn bedient und fahre nach Frankfurt Hauptbahnhof. Wie der Zufall es will, startet ein frisch eingesetzter ICE in Richtung Nürnberg vom gegenüber liegenden Bahnhof. Im Abteil habe ich die erste Gelegenheit mit dem Handy meiner Familie Entwarnung zu geben. Ich bin nicht mehr im Gefängnis, ich bin in Deutschland. Es tut gut, auf der anderen Seite der Verbindung Erleichterung zu verspüren. Ursula berichtet von einem herannahenden Orkan, der aus dem Westen kommend über Deutschland fegt. Der Schaffner bestätigt die Wettersituation. Unser Zug eilt den Spitzen des Orkans voraus, hinter uns bricht das Verkehrschaos aus.

Fidel ist nicht tot.

Unglaublich starre ich auf die fünfte Seite der Süddeutschen. Der Mann ist nicht umzubringen, weder von Bob Kennedy 1964, von seinem Alter. Vilma Espín ist tot. Da hatte ich etwas in Kuba verwechselt. Um Vilmar, die Heroin an der Seite von Raúl, die Vorsitzende der kubanischen Frauenorganisation trauern ihr Mann Raúl und ihre drei Kinder, es trauert das ganze Volk. Nach einer Depesche von Wikileaks soll der Tod seiner Frau Raúl so an die Nieren gegangen sein, dass er zeitweise in eine Depression verfiel. Ich gehe zum Speisewagen, der auf dem Ritt des Zuges vor den ersten Sturmspitzen hin und her wackelt und hebe das Pico-Glas zu ihren Ehren. Ich bin mir sicher. Außer ihrer Familie stehe ich der Toten in diesen Augenblicken am nächsten, zumindest in diesem Zug. Wie gütig sie aus der Seite 3 der Süddeutschen Zeitung hinter ihren großen Brillengläsern auf mich schaut. Vor 25 Jahren, bei meinem ersten Besuch in Kuba, über Ostberlin ging die Reise mit einer brüchigen Tupolew mit Zwischenlandung in Gander, Kanada, war ich ihr in der Partei-Zeitung in Havanna zum ersten Mal begegnet. In der Granma war beim Bericht über den tagenden Frauenkongress eine Kritik der Frauen über das Machogehabe von Parteimitgliedern zu lesen. Und – ich traue meine Augen nicht – werden Fidel und Raúl dabei als negatives Beispiel ausdrücklich erwähnt. Die trauen sich was, war damals mein Gedanke. Meine Gedanken gehen zurück an die dunklen Nächte in Pinar vor einem Jahr, inmitten von dichten Pinienwäldern, wo wir unser Quartier in Cabanas, den hölzernen Hütten hatten, in denen früher die russischen Mig-Piloten sich erholten, nachdem sie auf amerikanische Starfighter Jagd gemacht hatten. Wir saßen nach der harten Arbeit auf der Veranda und schauten in den Mond. Es war kühl, und es war die Stunde von Ramón, unserem intellektuellen Witzerezhler, während Ernesto und ich unsere Ein-Peso-Zigarren-Wolke in den Himmel bliesen, auch um die anfliegenden Mücken zu verscheuchen. Ramón erzählt von Brujo Emilio, dem weitsichtigen kubanischen Hexer. Die Erzählung ist mir nur noch in Bruchstücken in Erinnerung. Figuren wie Bush, Putin und Fidel treten auf, um sich die Zukunft vorhersagen zu lassen. Bush erfährt, dass ein großer Komet sein Land zerstören wird, worauf er fröhlich mit dem Satz reagiert: „Das Himmelreich ist unser“. Putin erfährt vom Hexer, dass das Abschmelzen der Pole Sibirien überfluten wird und er wird als Rentner in seiner Heimatstadt Leningrad ertrinken. Dies kann Putin nicht erschüttern. Er werde in einem seiner neuen Atom-UBoote vom Typ Kamtschatka unter Wasser auf dem Platz des Winterpalastes verbringen, bis ihm der Sauerstoff ausgeht. Kommt Fidel in seinem Adidas-Anzug und stellt die gleiche Frage, wie lange er noch zu leben habe. Aber ausgerechnet an dieser Stelle versagt mein Gedächtnis, was Ramón ausgeführt hat. Meine Erinnerung ist wie ausradiert. Und so sehr ich in meinen Gedanken herum krame, ich kann und kann mich nicht erinnern, was mit Fidel passieren soll. Zu Hause ist alles wie gewöhnlich. Meine Putzfrau hielt alles sauber, die Blumen sind gegossen, der Briefkasten gelehrt, das Auto wartet in der Garage, ich bin fast pünktlich von meinem Urlaub zurück, nur einen Tag früher. Das ist mein Glück. Der Orkan hat alle Flüge nach Frankfurt gestrichen, auch die Züge gehen nicht mehr. Mit meiner inneren Ruhe ist es vorbei. Über eine Woche schreckliche Ungewissheiten, ein schwarzes Loch in der Seele, tiefe traumatische Verwundungen. Depressionen lähmen, Initiativen ersticken. PTBS, posttraumatische Belastungsstörung

ist eine gefährliche psychische Erkrankung. Nachts werde ich von Albträumen heimgesucht, tagsüber von schlagartig auftretenden Erinnerungsfetzen, den Flashbacks. Das Erlebte ist für mich in diesem Augenblick des Flashbacks gegenwärtig und führt erneut zu körperlichen Symptomen wie Herzrasen. Als Auslöser solcher Soulcuts reichen schon kleinste Parallelen zum Erlebten aus, eine Bassstimme des Verkäufers im Supermarkt, der mich an den Polizeichef erinnert, der Schweißgeruch meines Unterhemdes nachts, das bleiche Neonlicht im Keller, das mich an die Sparlampen – eine der kubanischer Exportschlager - im Gefängnis von Havanna

erinnert. Diese Flashbacks brennen sich mit jeder Erinnerungsattacke in einem Teufelskreis tiefer in die neuronalen Vernetzungen des Gehirns ein. An sich harmlose alltägliche Auslöser werden mit dem originären Schockerlebnis verknüpft. Ich muss handeln, sofort, solange ich mich gegen die Angstkonditionierung wehren kann, also noch aktionsfähig bin, bevor die Melancholie mich übermannt und die überschießende Stressreaktion mich erobert. Ich muss das Erlebte aufarbeiten, indem ich es niederschreibe. Ich muss das Negative in der Erinnerung an die Insel mit dem Positiven überschreiben, das sind an erster Stelle die Erinnerung an die Frauen, die meinen Weg kreuzten. Uga, Norbe, Yamara, die beiden Rosarias, Vi. Sie sind meine Placebo-Pillen an Stelle des Medikaments Propranolol. Ich muss meinen Terminkalender mit Terminen voll pflastern, die mich auf die Straße bringen, unter Menschen, ins Licht des Tages. Ich brauche Licht. Es trifft sich gut, dass meine zwei ältesten Töchter zum Skifahren in die Berge reisen. Ich werde mich ihnen anschließen und die im Schnee gleißende Sonne in mich einsaugen. Danach buche ich eine Reise in die ägyptische Wüste für 14 Tage, um unter der glühenden Saharasonne meine archäologische Arbeiten um Luxor fort zu setzen, dann kommt die Begegnung mit den europäischen Paläolithikern in Trient, Norditalien, das übliche jährliche Treffen mit den Experten, meine kleine Tochter kann ich zu mir einladen und die Lücken dazwischen decke ich mit täglichen Exkursionen zu meiner Suchstätte des östlichen Rieskraterrandes zu. Fast jeden Tag werde ich unterwegs sein, auf der Achse, ständig in Bewegung, nicht auf der Flucht vor mir selbst sondern um mich wieder zu finden. Ich schaue auf die Uhr, es ist 15 Uhr, Kuba-time, ich setze mich an das Telefon und wähle die Nachbarin von Yamara an.

Beruhigend. Die übliche altgewohnte Routine beginnt.

Dime, kommt eine leise Stimme aus der Leitung.

Quiero llamar Yamara.

Un petito.

Ich höre, wie die Nachbarin über die Straße geht und an die große Holztür aus der spanischen Zeit von Yamara klopft. Ein Hund mischt sich mit Gebell ein.

Gel? eine klare, leise, behutsame Stimme kommt an mein Ohr. Es ist Yamara.

Ja, ich bin es, in Deutschland, soeben angekommen, sage ich.

Ich höre wie die Frau am anderen Ende der Leitung aufatmet. In Sicherheit in Deutschland, nicht im Gefängnis, wenn auch 10 000 Kilometer entfernt. Aber was sind schon Entfernungen für Liebende. Auch ich bin froh, sie zu Hause zu wissen.

Wir müssen jetzt sehr tapfer sein, sage ich. Nichts kann uns trennen, nichts, versuche ich ihr Mut zu machen. Ich werde dich heiraten, komme was wolle.

Sie hat es noch schwerer als ich. Sie ist den von Amts wegen Neugierigen ausgeliefert. Wer weiß, was diese noch mit ihr anstellen. Wir müssen vorsichtig sein. Als hätte sie meine Gedanken geahnt, sagt sie:

No blablabla.

No, no blabla, gebe ich echoartig zurück, so dass sie weiß, dass ich sie verstanden habe.

No otras chicas, sagt sie weiter.

Natürlich nicht, antworte ich. Ich weiß einen Unterschied zu machen, zwischen Junggesellen und Ehe. Schließlich war ich in meiner ersten Ehe Jahrzehnte lang treu.

Ich verspreche ihr Geld zu schicken. Ab jetzt ist sie meine Frau, mit ihrer Tochter Kel und ihrer Mutter sind wir eine virtuelle Familie. Virtuuell oder real – was sind in modernen Zeiten die Unterschiede? Ich stehe für das Materielle ein. Woche für Woche statte ich sie mit dem Finanziellen aus, was in Kuba für eine Familie die Florida-Basis-Standards sind: Waschmaschine, Fernseher, MP3 Player, ein weiteres Fahrrad, Wäsche, Schuhe, Yeans, Blusen usw. Mag in Zukunft passieren, was will. Mag unsere Sehnsucht nach körperlicher Nähe am

Eisernen Vorhang in der Karibik zerschellen, für Yamara und ihre Familie rechnet sich die Bekanntschaft mit dem Deutschen. Das Telefonat mit Yamara gibt mir den Mut zu einer abenteuerlichen Aktion. Warum alles schicksalsergeben hinnehmen?

Wir haben nichts mehr zu verlieren, also setze ich mich an den PC und verfasse eine Petition an die Republik Kuba, geleitet über meinen Bekannten, den Wirtschaftsattaché der Kubanischen Botschaft in Berlin: Bitte, bitte Republik Kuba, da ich weiß, dass Ausweisungen oft mit einem Einreiseverbot verbunden werden, mach diesmal eine Ausnahme. Ich will meine Verlobte in Kuba heiraten. Ich verspreche, in Zukunft mich an die Gesetze Kubas zu halten. Mit freundlichen Grüßen. Ich verbinde die E-Mail mit einigen listigen Hintergedanken. Nicht, dass man davon ausgehen kann, dass Kuba meinem Begehren zustimmen wird. Zu deutlich war der Herauswurf. Aber meine Erwartung geht dahin, dass sie mir eine schriftliche Ablehnung in die Hand geben. Ich habe nichts in den Händen, was mein Geschick dokumentieren könnte, weder einen Bescheid über meine Festnahme, noch über meinen Status als politischen Gefangenen noch über meine Ausweisung. Die kubanische Seite ist sehr sparsam mit schriftlichen Zeugnissen. Aber ich werde mich hüten, auf rechtllichem Wege irgendetwas einzuklagen. Des Weiteren erkläre ich öffentlich, von meinem bisherigen Luderleben Abschied zu nehmen und den Hafen der Ehe anzusteuern. Für die kubanische Seite liefere ich das, was sie bisher vermisst hat: Zuverlässigkeit, Kontrollierbarkeit, Einsicht in meine Fehlerhaftigkeit. Die große Party mit den vielen Frauen ist vorbei. Kopien meiner Petition schicke ich an meine alten Kollegen, den Professor und den Schrecklichen. Der Schreckliche erhält ab sofort seinen christlich-bürgerlichen Namen wieder und wird der Mensch Sepp. In meiner Bedrängnis will ich retten was zu retten ist: Beendigung des Zweifrontenkrieges, in Kuba mit dem Amt, in Deutschland mit Prof und Sepp. Demutsvoll steige ich von dem hohen Ross herab, das ich in La Roca bestiegen hatte und begeben mich auf den Canossagang zu Sepp, um Abbitte zu leisten.

Keine Frauen mehr. No chicas más.

Und wenn, dann nur noch mit einer einzigen. Er ist gehetzt wie immer. Er braucht Geld, um seine Firma und sich über Wasser zu halten. Auch er hat seinen täglichen Überlebenskampf wie die Kubaner, nur auf höherem Niveau. Die Selbstausbeutung ist das Schicksal der Vorsteher einer Ausgrabungsfirma. Er akzeptiert meine Entschuldigung. Dabei weiß ich nicht, für was ich mich entschuldigen soll. Seine Frau ist wie immer lieb und nett zu mir. Ihr hat er von den Turbulenzen in La Roca und deren Hintergründen nichts erzählt. Ist auch besser so für uns. Als weitere Maßnahme hefte ich mir den Verdienstorden eines politisch Verfolgten an die Brust, um im politischen Umfeld Trost und Mitleid zu sammeln als Balsam für meine verwundete Seele. Überraschender Weise sind es die Linken, die mir Zuspruch geben, sowohl bei den Gewerkschaften, den linken Bündnissen in Nürnberg, der Linkspartei. Bei einem Kongress der Partei des Demokratischen Sozialismus mit der WASG zur Gründung der Linkspartei überreiche ich Eve, meiner alten Kampfgenossin aus der Wendezeit, meine Petition mit einem Bild, das ich aus meiner Fotokiste geklaut habe, auf dem ein trautes Paar zu sehen ist, das auf dem ersten und allen weiteren Blicken zusammen passt. Mit der rechten Hand hat er zärtlich ihre Schulter umfasst, die mit der kräftigen Nackenmuskulatur ausgestattet ist, wie sie Frauen ohne Waschmaschine ausbilden, beide Köpfe berühren sich an den Schläfen, beide haben dieses verständliche Blinzeln in den Augen, das auf starke Gemeinsamkeiten hinweist, eine reife Frau und ein reifer Mann mit dem gleichen weißem Teint. Alles passt zusammen, nur eines nicht, die Frau ist nicht Yamara. Es ist Alina, vulgo Norbe, die – ähnlich wie Rosalia – als ein Delphin durch die mächtigen Ozeanwellen taucht, die an den Stränden der Ostküste Kubas nahe Haiti schlagen. Ihretwegen hat er seiner alten Freundin Rosalia I den Laufpass gegeben. Ginge es allein nach ihm, hätte er sie zu einem bestimmten Moment, zu normalen Rahmenbedingungen und vor der Bekanntschaft mit Yamara als seine Frau genommen. Es gibt Gründe wie ihre nächtliche Zärtlichkeit, ihre Erscheinung eines europäischen Frauenbildes. Ihr Anblick löst keinen Schock aus wie das junge, kapriziöse, schwarze Modell, mit dem er an seiner Seite ein permanentes Aufsehen in Europa erzeugen würde, ein provokantes Ärgernis unter den Spießbürgern dieses Kontinentes.

BARACOA

Das schwarze Loch in ihm schrumpft, wenn die Erinnerung an diese Frau hochsteigt. Ihre sanfte melodische Stimme, ihre hellgrünen Augen, ihre Hoffnungen, die sie mit ihm verband. Es war reiner Zufall, dass sie sich trafen. Er steuerte seinen Wagen nördlich von Baracoa einen kleinen Weg zum Strand, den er von früher per Rad ausgekundschaftet hatte, kurz vor der Brücke über den Toa, den größten Fluss Kubas. Auf dem schmalen Weg überholte er eine Gruppe von Kubanerinnen, Frauen und Kinder. Es sind Fischerfamilien, auf dem Weg zu ihren Hütten am Strand, dachte er, hielt an und lud die ganze Bagage in den Wagen, fünf hinten, die älteste Frau vorne neben ihm, ohne ihr ein Blick zu schenken. Sie wohnen nicht am Strand, erklären sie, sondern wollten zum Schwimmen, die Dünung hat nachgelassen, und man kann ins offene Meer gehen. Am äußersten Zipfel des mit Palmen bewachsenen Strandteils, dort wo er vor Jahren Keramik und Abschlüge der letzten

Indianer, der Tainos, aus einem Loch aufgesammelt hatte, lud er sie ab und wanderte die lange kahle Düne entlang, bewusst auf Distanz zu der kleinen schwatzhaften Gruppe achtend. Auch an einsamen Stränden ist Nacktbaden verpönt, aber in der Einsamkeit konnte er es wagen, denkt er, als von der entfernten Gruppe aus eine Frau und ein kleines Mädchen sich nähern. Vielleicht suchen sie frisch von den Wellen an gespülte Muscheln. Um nicht von den Sachen am Strand abgeschnitten zu werden, springt er aus dem Wasser und zieht die Badehose an. Etwas ärgerlich, diese Störung. Sie kommen auf ihn zu, die Frau spricht mit dem Mädchen, das den Weg zurück zu ihrer Gruppe einschlägt.

Wir sind allein.

Damals dachte ich, was für ein Zufall. Zufälle muss man nutzen. Wann läuft mir so eine zu mir passende Frau über den Weg. Dass sie unser Zusammenkommen geplant hatte, dass sie die Kleine anfänglich nur als Alibi mit sich genommen hatte, als sie den Fremden allein am Strand baden sah, dass sie dann die Kleine zurück schickte, um allein mit mir zu sein, dass also alles von ihr aufs Geschickteste eingefädelt war, kam mir nicht in den Sinn. Vielmehr fühlte ich mich an das ähnliche Ereignis vor Jahren erinnert, als ich fast am gleichen Strandabschnitt, aber näher zur Stadt, Rosalia kennen gelernt hatte.

Gehen wir schwimmen, sagte ich. Die Wellen sind nicht zu hoch.

Ja, gehen wir schwimmen, erwidert sie.

Heute, in der Erinnerung, wo ich vieles schon vergessen habe, haben sich diese simplen Sätze als große Kostbarkeiten in mein Gedächtnis eingegraben.

Sie taucht durch die Brandung, ihre weiße Haut glitzert im grünen Wasser, ihre schwarzen glatten langen Haare zieht sie im Wasser hinter sich wie die Nixen in dem großformatigen Seebild von Böcklin, das zu Zeiten von Franz Josef Strauß im Aufgang zur alten Bayerischen Staatskanzlei zu bewundern war. Ich schwimme auf sie zu, ihre grünen Nixenaugen strahlen mich an, aus dem ich das Begehren lese, tu es, ja, tue es! Ich umarme sie, und bevor mein und ihr Kopf in einer großen Welle untertauchen, drücke ich ihr einen Kuss auf die salzigen Lippen. Prustend und lachend tauchen wir beide wieder aus dem Wasser auf. Ich fasse ihre Hand und ziehe sie durch die Brandung ans Ufer. Noch etwas atemlos legen wir uns in den warmen Sand, ich ziehe ihren Kopf dicht an den meinen, und wir küssen uns lange und intensiv. Damals kannte ich Yamara noch nicht. Inzwischen hat das zuständige Ministerium in Santa Clara ihm die Entscheidung aus der Hand genommen. Würde er Alina aus der Provinz Guatanamo Yamara von Villa Clara vorziehen, hätte er in den Augen der Sicherheitsbehörden dieser Provinz, die für seinen Fall zuständig ist, erneut seine Zuverlässigkeit aufs Spiel gesetzt. Und es darf die Reaktion von Yamara nicht zu übersehen sein. Überzöge sie ihn mit ihrer Eifersucht, könnte er seine Trauminsel für alle Zeiten vergessen.

Liebt er also Yamara wie er sich einbildet? Kann er zwei Frauen in seinem Herzen haben oder sogar drei, wenn er Maria einbezieht? Momentan braucht er diese Frage nicht zu beantworten. Alle drei sind hinter dem Ozean unerreichbar. Die Vernunft spricht für Yamara. Und er hat sich der Monogamie verschworen. Aber da gibt es noch etwas anderes zu bedenken. Zwischen ihm und Yamara klafft ein großer Altersunterschied. Mit Alina ist dieser Unterschied nicht so heftig. Seitdem er in Kuba als Spätberufener tätig ist - arbeitsmäßig und privat - arbeitet er gegen die tradierte Senioren - Gerontophobie in sich und in der Gesellschaft. Wo sich El Che schwer tat - an der Schaffung des neuen Menschen - ist er emsig an der Formung dieses neuen Menschen in der Spätphase eines Lebens beteiligt. Will einfach nicht alt werden, der Ältere. Raus aus dem Alter, rein in die Erotik und den Sex mit Jüngeren. Ein frecher Tabubrecher, der sich nicht in die Untätigkeit eines Rentnerdaseins hineinzwängen will, kein Hinter-dem-Ofen-Hocker sondern einer, der sich in neue Aufgaben stürzt, um sich aus der Gefangenschaft eines rückwärtsgewandten Lebens zu lösen, das sich in die nebulösen Erinnerungen der Kindheit verirrt. Während sich seine Kinder und Enkel in „No future Generationen“ verlieren, gewinnt der Alte neue Ufer und erklimmt neue Gipfel. Das Geld hat er und die Initiativen dazu, seitdem in seinem Staat die Bevölkerungspyramide auf den Kopf gestellt worden ist, die Rentner die mehreren sind und nach den demokratischen Regeln die Älteren die Jüngeren ausplündern. Aber man sollte nicht übertreiben. Man sollte im Auge behalten, den Altersunterschied nicht zu massiv zu gestalten. Dies spricht für Alina.

Eva, die Bundestagsabgeordnete der Linken,

verspricht, die Petition an Wolf weiterzugeben, den außenpolitischen Sprecher der Partei, der gute Beziehungen zur kubanischen Botschaft und zu politischen Kreisen in Kuba nachgesagt wird und den er seit der Wende gut in Erinnerung hat. Wolf war der Genosse, der vor fünfzehn Jahren aus Geldmangel der Partei ihm die Kündigung seines Büros in München ausgesprochen hat. Wolf hat etwas an ihm gut zu machen, redet er sich ein. In den nächsten Wochen hakt er die geplanten Aktionen ab: archäologische Arbeit in Ägypten, internationaler Kongress der Paläolithiker in Italien, familiärer Skiurlaub in Österreich. Ägypten ist ein

autoritärer Staat mit einer überall präsenten Polizei, Kontrollen, eingeschränkte Bewegungsfreiheit für seine Arbeit. Und dennoch fühlt er sich frei, er genießt es, unbehelligt und reibungslos durch den Zoll zu kommen, in diesem Land drücken keine Behördenängste auf seinen Schultern. Er trägt keinen sichtbaren Makel an seiner Brust: Vorsicht, ein möglicher Agent. Und noch etwas fällt ihm auf: Die mit Lehm errichteten Dörfer der Fellachen, durch die er seine täglichen Radtouren zur Wüste macht, sind erbarmungslos ärmlich. Zurückgekehrt empfängt mich zu Hause eine überraschende Mitteilung. Meiner Petition hat die Kubanische Regierung stattgegeben. Ich kann nach Kuba zurück, teilt mir Yamara mit. Als Reaktion auf meine Petition war sie dreimal von der Seguridad durch die Mangel genommen worden. Sie muss sich prächtig geschlagen haben. Wegen ungebührlichen Betragens bei den Verhören wurde sie zu einer Multa von 600 Peso Nacional verdonnert. Ich bin stolz auf diese tapfere Frau, die vor den Mächtigen nicht kuscht. Auch bei meinen kubanischen Kollegen hat sich die Neuigkeit herum gesprochen. Besonders unser Intellektuelle Lo ist hoch erfreut und auch Alicia. Nur Sepp bleibt merkwürdig reserviert. Das hätte mich für die Zukunft warnen müssen. Sofort beginne ich mit dem Sammeln der Unterlagen, um in Kuba heiraten zu können. Zunächst nach Kuba zu fliegen, um Yamara in die Arme zu nehmen, hätte sich auch angeboten. Aber ich fühle mich dazu nicht fit genug, seelisch gesprochen. Das schwarze Loch in meinem Inneren ist zwar mit vielen neuen Erlebnissen verstopft worden, aber die nächtlichen Träume, der Zugang zum Unbewussten, sprechen eine andere Sprache. Noch immer überwältigen mich mitten während des Tagesgeschehen auf offener Straße oder beim Einkaufen, Bilder. Ich halte stundenlange Monologe in meiner Wohnung, in denen ich versuche, mich gegen anonyme Anklagen, die aus mir selbst kommen, zu rechtfertigen. Ich spreche bei meinem Hausarzt vor, um die Heilung der Psychose bei einem Psychologen zu beschleunigen, aber die Termine sind für Monate ausgebucht. Die halbe Republik liegt auf der Couch, wegen der Ängste um die Arbeitsplätze. Hartz IV droht nach einem Jahr Arbeitslosigkeit jeden Betroffenen ins Nichts zu verschieben. Bei den Recherchen um die nötigen Heiratsurkunden weist das lokale Ausländeramt auf einen Tatbestand hin: Kuba fordert die originale Geburtsurkunde aus dem Geburtsort, kein deutsches Familienbuch, nein, es muss das Original sein. Das ist internationaler Standard.

Aber ich habe doch schon einmal geheiratet, antworte ich. Grundlage war eine eidesstattliche Erklärung meiner Eltern 1961, weil die Unterlagen der Deutschen im Feuersturm März 1945 in Danzig verbrannt sind.

Dann sind Sie nach heutigem internationalem Recht nicht existent, antwortet die Sachbearbeiterin.

Aber in meinem Reisepass steht mein Geburtsort und das Geburtsdatum, widerspreche ich heftig.

Das reicht für einen deutschen Reisepass aus, nicht aber für eine Heirat im Ausland, sagt sie kühl. Sie schaut mich streng an. Wenn ich es richtig bedenke, sagt sie, sind Sie auch nach heutigem deutschem Recht nicht existent. Sie hätten sich schon längst um Ihr standesamtliches Dokument kümmern müssen.

Ich bin am Boden zerstört. Ich bin existent! fast schreie ich sie an. Hier fassen Sie mich an. Ich bin kein Geist.

Nun beruhigen Sie sich mal, sagt die Sachbearbeiterin, schauen Sie hier steht es - sie guckt in ihren Unterlagen - für Danzig gibt es durchaus Unterlagen. Sie müssen nachfragen. Vielleicht haben Sie Glück.

Über das Internet besorge ich mir die Adresse des Deutschen Konsulats in Danzig, eine freundliche Dame gibt mir Telefonnummer eines deutsch sprechenden Beamten des Danziger Standesamtes, dieses ist aber ständig besetzt. Geduld ist gefragt. Ich kenne das schon von anderen Behörden bei der Besorgung eines aktuellen Scheidungsurteils. Bei der Fahrt zu meiner Arbeitsstätte Programm Östlichen Riesrandes habe ich das Handy auf Daueranwahl gesetzt. Auf der Höhe von Windsheim bin ich auf einmal verbunden. Ich fahre den Wagen an den Straßenrand. Eine ruhige Männerstimme hört sich meine Sorgen an.

Vielleicht haben Sie Glück, sagt er auf Deutsch. Vielleicht finden wir Ihre Geburtsurkunde. Rufen Sie morgen wieder an.

Nachts kann ich nicht schlafen. Eine ferne Vergangenheit hat mich wieder eingeholt. Ich muss in Kuba heiraten, um das Schicksal meiner frühen Jugend in Polen herauszufordern. Verfluchte Geschichte. Am nächsten Morgen klopft das Herz bis zum Hals, als ich wieder beim Standesamt anrufe. Diesmal bin ich schneller verbunden.

Sie haben Glück, sagt der Mann. Wir haben Ihre Geburtsurkunde gefunden. Er liest die Eintragungen der Namen meiner Eltern vor.

Das bin ich, juble ich, Sie machen mich zum glücklichsten Menschen. Wie lange dauert der Dienstweg?

Zwei Monate, antwortet er. Aber wenn Sie persönlich vorbei kommen, eine Stunde.

Am Sonntag mache ich mich auf zu meiner alten Heimatstadt. Vor der Wende ein unmögliches Unterfangen, nach dem Fall der Berliner Mauer können die 1000 Kilometer in 10 Stunden herunter gebrettert werden, auf der sonntäglich leeren Autobahn über Berlin, Stettin, parallel zur Ostseeküste entlang der polnischen Nordstrecke Stolpe, wo die Amis einen Raketenschild gegen den Iran bauen wollen. In meinem bescheidenen Danziger Hotel auf den Höhen, in dem ich um 16 Uhr ankomme, packe ich das Fahrrad aus und fahre meine alten Jugenderinnerungen ab, es sind nur kurze Stippvisiten, der Englische Damm, der in Trümmern liegende Schlachthof, der alte Festungsdamm. Das Danziger Museum ist leider schon geschlossen, ich treffe den Archäologen nicht an, der im Nördlichen Sudan, um den fünften Katarakt des Nils, mit seiner Crew eine field-research-Aktion durchführt. Es wäre die südliche Fortsetzung von meinen ägyptischen Wüstenbegehungen. Am nächsten Morgen bin ich im Standesamt, eines der wilhelminischen Protzbauten, die die Zerstörung Danzigs überstanden haben. Der junge Mann holt das alte Buch mit meiner Geburtseintragung. Ich bin gerührt, das originale Zeugnis meines Beginns in den Händen zu halten. Zum ersten Mal erfahre ich auch, dass ich um drei Uhr nachts geboren bin. Aber ich habe keine Zeit, ich setze mich ins Auto, um über die Danziger Niederung, Dirschau nach Warschau zu fahren. Ich habe Glück, dass das Außenministerium am Nachmittag noch offen ist, um mir die Vor-Beglaubigung für die internationale Geburtsurkunde abzuholen. In einem der riesigen Hotelkasten am Rande der Innenstadt, der noch den Charme des realen Sozialismus trägt, übernachtete ich unter hunderten von Polen, die wie ich das Preiswerte schätzen. Mit dem Fahrrad bummle ich am Abend durch die Innenstadt, es gibt keine Wege für Fahrräder, also benutze ich die breiten Boulevards, die von der schräg stehenden Sonne beleuchtet werden, und schlängle mich durch die eiligen Passanten, auf der archäologischen Suche nach Spuren der Ereignisse 1943 und 1944, für die die Deutschen auf ewig Schande tragen, neben Auschwitz. Das Viertel des jüdischen Aufstandes ist unauffindbar, begraben in der Nachkriegszeit durch sozialistische Plattenbauten. Eindrucksvoll aber das Denkmal des nationalpolnischen Aufstandes am Eingang zur Altstadt, wo die letzten Verteidiger in die Gullys abstiegen, junge Männer und Frauen, in wilden Uniformen, mit erbeuteten deutschen Stahlhelmen, um über die Kanalisation zur Weichsel zu flüchten, auf deren anderem Ufer die Rote Armee stand.

Schon um 9 Uhr morgens bin ich in der Kubanischen Botschaft, um mir meine Geburtsurkunde legalisieren zu lassen. So wollen es die internationalen Vorschriften: Um in Kuba heiraten zu wollen, muss ich als Deutscher in Warschau zur kubanischen Botschaft. Eine bescheidene 4-Zimmer-Wohnung, nicht zu vergleichen mit Berlin. Eine merkwürdige Spannung befällt mich, wieder auf kubanischem Hoheitsgebiet zu sein. Aber die Bescheidenheit des Quartiers lässt keine neuen Ängste aufkommen. Eine gedrückte Stimmung ist unverkennbar. Polen war mit der Solidarnosc der Anfang vom Ende des realen Sozialismus. Die nationalkonservative Regierung der beiden Brüder hat zur Hatz auf alte kommunistische Seilschaften geblasen, kein gutes Umfeld für ein kommunistisches Land. Meine Anwesenheit lockert etwas die Atmosphäre auf, ich spreche spanisch und ich will eine Kubanerin heiraten.

Für Polen etwas ungewöhnlich, sagt der Botschafter. Ich wünsche Ihnen für Ihre Heirat alles Gute in Kuba.

Zu Hause ist auf meinem Anrufbeantworter die Stimme eines Vertreters von Amnesty International mit einem amerikanischen Akzent zu hören. Er bittet um Rückruf. Der Mann hat meine archäologischen Internetaufzeichnungen gesehen und möchte mit mir über Kuba sprechen. Ich lade ihn zu mir nach Hause ein, und er sagt für den nächsten Tag zu, weil er auf der Durchreise von München nach Berlin sei. Der junge Mann um die Dreißig kommt sofort auf sein Begehren. Die Menschenrechtsorganisation hat eine neue Medienstrategie entwickelt, um mit Hilfe von hoch auflösenden Satellitenbildern Verletzungen von Menschenrechten weltweit zu erfassen. Dies diene der Aufklärung der Öffentlichkeit und könne Regierungen unter Druck setzen. Ein Pilotprojekt laufe schon für Dafur, wo eine riesige Vertreibungs- und Vernichtungsaktion von arabischen Reitermilizen gegen schwarzafrikanische Dorfbewohner laufe mit Förderung der sudanesischen Regierung. Amnesty hat Satelliten von privaten Betreibern angemietet und die Kamera aus dem Weltraum auf zwölf besonders gefährdete Dörfer gerichtet. Jeder könne weltweit die möglichen Veränderungen, wie Zerstörungen von Hütten, Brandschatzung usw. beobachten und als watcher an ai melden.

Und was hat das mit Kuba zu tun? frage ich ihn. Die Häuser dort verfallen auf friedliche Weise und über Jahre. Das ist ein längerer fast unsichtbarer Prozess.

Nein, nein, winkt der Amerikaner ab. Bei Kuba interessieren uns die Boat People, die in kleinen Holzbooten, Schwimmreifen und Flößen über die See nach Florida oder Mexiko wollen.

Um dann wieder von den USA oder Mexiko nach Kuba zurück geschickt werden, antworte ich.

Aber inzwischen ertrinken einige in internationalen Gewässern, erwidert er. Das ist ein Skandal, da machen sich die USA und Kuba schuldig. Allein in diesem halben Jahr sind nach einer Meldung der mexikanischen Zeitung Por Esto dreihundert Kubaner nach Yucatan geflüchtet. Wir haben ein Schiff gemietet und wollen helfen. Für uns steht der Mensch im Mittelpunkt, nicht die Ideologie.

Darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen, sage ich. Was halten Sie von Kuba?

Ich von Kuba? fragt er und überlegt einen Augenblick. Darf ich in Kürzeln sprechen? Es ist widersprüchlich. Allmachtsanspruch über Menschen, Isolation des Subjekts von der Welt bei gleichzeitigen Anspruch auf Universalismus, Mystifizierung seiner Führung, das Ritual der fehlenden Selbstkritik, die Aura der heiligen Wissenschaft des Marxismus, das Streben nach Reinheit des sozialistischen Gewissens, die Neubesetzung von Begriffen wie Demokratie und Menschenrechten sowie das Versprechen auf Erlösung. Eine stolze Nation.

Ihre Kriterien machen die aktuelle Krise im politischen System aus, öffnet aber zugleich den Raum für mehr Freiheiten in der Zukunft.

Sie haben recht, antwortet er. Die Church of Scientology ist totalitär, Kuba nicht. Von einer erfolgreichen Gehirnwäsche kann man nicht sprechen.

Und für die Flüchtlinge brauchen Sie Satellitenbeobachtung, stelle ich fest. Was kann ich da tun?

Dem Internet haben wir entnommen, dass Sie viel in Kuba herum gekommen sind in jüngster Zeit, antwortet er. Wir wollen die Transportmittel möglichst früh erkennen, wenn sie von der kubanischen Küste starten.

Die werden nachts starten, erwidere ich. Da werden Sie kein Glück mit der Früherkennung haben, wende ich ein.

Die neue Generation von privaten Satelliten erfasst Wärmebilder über Infrarot. Die über zehn Grad wärmeren Menschenkörper im Verhältnis zur nächtlichen See bieten oft ein genaueres Bild als die Tagesaufnahmen, klärt er mich auf.

Ich verstehe immer noch nicht, wie ich Ihnen speziell helfen soll, sage ich etwas ungehalten. Nun gut, sagt er und es klingt fast wie ein Seufzer. Wir haben festgestellt, dass besonders viele von der Küste um Isabela de Sagua flüchten. Den Hafen von Sagua La Grande, sage ich. Richtig, erwidert er. Sie haben dort viele Monate gearbeitet. Ihre Erfahrungen und Beschreibungen wären uns sehr nützlich.

Gearbeitet haben wir in der Nachbarschaft, aber wir waren auch des Öfteren in Isabela, räume ich ein. Dort besorgte Sepp, unser Organisator, uns die Fische und Langusten von den Fischern, illegal natürlich, wie es auch die Einkäufer machen, die den langen Weg aus Havanna auf sich nehmen. Um das zu unterbinden, gibt es zwischen Sagua und Isabela einen Polizeiposten, der manchmal sogar besetzt ist.

Sehen Sie, sagt er freudig erregt. Das ist es, was wir wissen wollen. Sie sind unser Mann im Dienste einer guten Sache.

Das käme mir alles so ein bisschen plötzlich, antworte ich zurückhaltend. Ich müsse mir das noch überlegen. Das mache nichts, antwortet er lässig. Ich solle ihn in Berlin anrufen, wenn ich mich entschieden habe. Dann käme er zu mir, und so verbleiben wir. Ich bin ein Mensch von schnellen Entschlüssen, spontan entscheide ich mich bei der Auswahl meiner Yeans wie den Frauen, wenn beide nicht zu kostspielig sind. In meiner Ich-gepflegten Naivität meine ich, dass für Korrekturen immer noch Zeit gegeben wäre. Oder ich füge einer falschen Entscheidung eine neue hinzu, die ebenfalls wieder falsch sein könne oder nicht. Dann kann ich von Glück sagen. So will ich es auch in diesem Fall machen. Amnesty International spricht für sich. Die Organisation sammelt Material für Klagen vor internationalen Strafgerichten, sie ist weltweit meinungsbildend, wird von den

Medien zitiert. Was gibt es da noch viel zu überlegen. Ich schaue in die von dem Amerikaner angegebene Homepage und finde alles bestätigt. Warum also noch zögern? Dann folge ich aber einem Link und lande bei der Leiterin dem Krisenpräventionscenter AI USA. In der Aktion arbeitet auch eine AAAS mit, eine American Association for the Advancement of Sciences, und auf einmal schmeckt mir das Mahl, das da angerichtet ist, verbrannt: zu viel USA vermischt mit „sciences“. Vielleicht steckt jemand ganz anderer hinter dem Projekt? „sciences“ hat einen anrühigen Klang. Es liegt im Rahmen des Project Celebrity des L. Ron Hubbard. Da hätte ich beinahe etwas übersehen: meine Verlobte Yamara. Ich habe ihr geschworen, dass keine Sprechblasen ..blabla.. aus meinem Mund quellen. Ich will keine „Ratte“ sein, eine „rat“, wie man einen Verräter in Martin Scorseses Mafiathriller „Departed“ nennt. Jedes Plaudern kann die letzten Chancen unserer Vereinigung zu Nichte machen. Mit dieser a.i. will ich nichts mehr zu tun haben.

Solche und ähnliche Kopfarbeit lässt das schwarze Loch

in seinem Inneren wieder anwachsen. Die PTBS, die posttraumatische Belastungsstörung, gewinnt über ihn eine solche Macht, dass er sein Ich als Fremder in seinem Körper und Geist empfindet, und in die dritte Person Singular, das Er überwechselt, wenn er mit sich selber spricht. Die Schlafstörungen nehmen wieder zu. Aber er hat ein altes neues Heilmittel gegen die PTBS wieder entdeckt: die Erinnerung an kubanische Frauen. Das Rezept hat in Kuba im Gefängnis gewirkt. Wenn er sich die Erlebnisse mit Alina ins Gedächtnis zurück ruft, kann er sich in Deutschland in gleicher Weise selbst therapieren. Obwohl eine Person steht sie gleich für zwei Namen: Alina und Norbe, dessen Sinn sich ihm momentan entzieht. Sie haust mit ihren drei Kindern in einer kleinen Holzhütte an dem Rande des Pueblo Mabuchabo am Flussufer des Duaba. Mabuchabo ist eine uralte Ansiedlung aus der Zeit der spanischen Kolonisation, wenn nicht älter. Mit seinem archäologisch geschulten Auge nimmt er die Fußwege mit ihren von vielen Tritten abgewetzten Treppen wahr, die in den Kalkboden gehauen sind als wären es uralte Tainopfede. Diese Wege bewegen sich wie Schluchten durch meterhohe Holzpalisaden – palenques – die die kleinen Parzellen mit den Hütten voneinander abgrenzen. Von der hundertfach geflickten Hauptstraße in Richtung Moa, kurz vor der Brücke über die breite Duaba, muss er mit dem Auto auf einem ungepflasterten Weg einen kleinen Hügel hinauf und wieder hinunter fahren, verfolgt von einer Kinderschar, bis ein kleiner Zufluss zur Duaba seine Fahrt stoppt. Er ist mit dem Standplatz zufrieden. Von hier geht es noch hundert Meter einen der schmalen Dorfpfade aufwärts, durch den ebenfalls ein Bächlein rinnt, bis er vor der Hütte von Alina steht. Ein kleiner Vorhof mit zerbrochenem Zementfußboden, durch eine offene Tür, die von einem Vorhang verhangen ist, und er steht in der Behausung, wo ein breites und ein schmales Bett fast den ganzen Raum einnimmt. Die spärliche Kleidung hängt an einem Bambusrohr. Draußen hat ein Dauerregen eingesetzt.

Er hält an dieser Stelle mit seiner akkuraten Beschreibung inne.

Warum verliert er sich in einer minutiösen, ja man kann sagen, langweiligen Beschreibung eines Weges, 10 000 Kilometer von seiner Heimatwohnung entfernt? Nur auf diese Weise kann er die unendliche Ferne, die ihn von ihr trennt, überwinden. Wenn er keinen Meter der Strecke auslässt, jede Biegung nachgeht in seinen Gedanken, kann er die Strecke zurücklegen bis zu dem großen Bett, das ihm viel bedeutet. Er streckt sich auf das Bett aus. Der Türvorhang wird zur Seite geschoben und ein neugieriger Kopf schaut in den Raum. Alina erklärt die Familienzusammenhänge, die Schwester, noch eine Schwester, der kleine Sohn mit riesig abstehenden Ohren, die zwölfjährige Tochter, ein hübsches Ding, ein Neffe, eine bildhübsche Tante, die mich nachdenklich begutachtet. Alina lacht, sie ist glücklich. Sie umfasst ihn. Was für ein Mensch ist sie? Drei Kinder mit zwei Männern, die verschwunden sind. Auf der Hauptstraße, das weiß er von seinen früheren Besuchen, als er mit dem Fahrrad vorbei fuhr, gibt es einen häufigen Touristenverkehr, vom nahen Baracoa zu den phantastischen Stränden, ein wenig Durchgangverkehr nach Holguin in die große Welt für Mutige, die ihrem Auto die schlechte Straße zumuten wollen. Von Rosalia – was macht sie gerade? kommt ihm in den Sinn, er hat seinen Besuch in Baracoa nicht angemeldet – kennt er die Techniken kubanischer Frauen ihre Netze für Fremde auszuwerfen, und Alina, das hat sie am Strand bewiesen, hat auch ihre Techniken. Aber sehr erfolgreich kann sie nicht gewesen sein. Als sie am Strand in den Wagen stieg, um ihn in ihre Hütte zu bugsieren, sagte er mahnend:

Respecte el cinturón de seguridad!

Sie kam mit dem Sicherheitsgurt nicht zurecht. An ihrer Unkenntnis gemessen, saß sie noch nie im Auto eines Ausländers, der sich im Gegensatz zu einem Kubaner anschnallt. Aber was soll's. Sie hat ihre Vergangenheit, er hat die seine, und er hatte noch bis vor ein paar Stunden eine andere Gegenwart, nur wenige Kilometer entfernt: Rosalia. Der Dauerregen nimmt zu, der Rinnsal vor der Hütte auf dem Weg schwillt an. Gut, dass er den Wagen etwas erhöht abgestellt hat. Die Kinder kommen vom Nachbarraum in ihren Raum. Sie wollen ihre Mutter mit ihrem Freund nicht stören, aber es regnet durch das Strohdach herein. Auch in seinem Raum

beginnt es vom Dach zu tropfen, durch das verfaulte Stroh und kaputte Dachstangen. Nur das große Bett bleibt trocken. So sitzen und liegen sie auf dem großen Bett und lauschen den Geräuschen des Regens.

Seit dem starken Sturm vor Monaten haben die Behörden nicht das Dach repariert, sagt Alina. Als Sozialfall – caso social – hat sie kein Geld.

Wie viel kostet die Reparatur, fragt er.

Sie zuckt mit den Schultern, sie weiß es nicht. Er legt einhundert Pesos Convertibles auf das Bett, rund einhundert Dollar und schaut sie an. Reicht das? Sie blickt ihn mit ihren hellgrünen Augen an. Er legt weitere einhundert dazu. Mehr habe er momentan nicht. Sie gibt ihm einen Kuss, die Kinder schauen mit großen Augen zu. Was soll er tun? Er will nicht, dass er in Zukunft nass wird, und auch nicht diese Familie. Schon am nächsten Tag werden sie und Helfer aus der Familie mit Wellblech, neue Holzstangen und Schilfrohr vom Ufer des Duaba das Haus abgedichtet haben. Der Regen hat aufgehört, die Kinder gehen zur Hütte des Nachbarn, um fern zu sehen. Es wird langsam dunkel. Er will auch gehen, doch sie hält ihn zurück.

Welchen Tag haben wir heute? fragt sie.

Er schaut auf seine Uhr. Dienstag.

Das trifft sich gut, antwortet sie. Er weiß nicht, warum. Sie sitzt aufrecht in ihrem Bett und lauscht nach draußen. Los noticieros, die Nachrichten, sagt sie. Er schaut sich schon seit einer Zeit keine Nachrichten mehr an. Sie horcht weiter auf die Stimmen, die vom Fernseher des Nachbarn kommen. Der Wetterbericht, sagt sie.

Es wird wahrscheinlich wieder regnen, antwortet er.

Die Programmankündigung, sagt sie. Wenn sie so wild auf das Fernsehen sei, könne er ja gehen, denkt er beleidigt. Dann hört er die Erkennungsmelodie der brasilianischen Novela von der verrückten Frau, der Männermörderin. Sie steht auf und zieht sich aus. Ihr nackter Leib leuchtet in der Dunkelheit. Ven, mi amor, sagt sie und breitet ihre Arme zu ihm aus.

Cuarenta minutos.

Es ist der Augenblick den Er-Wichtel fortzuschieben und sich selber wieder als Ich-Person einzubringen. Vierzig Minuten verbleiben uns. Sie hat den Beginn der Novela abgewartet, weil im Bann der Novela niemand seinen Kopf in unsere Behausung ohne Tür stecken wird. Wir sind ungestört, kostbare vierzig Minuten. Als ich am nächsten Morgen in meinem Bett aufwache, kommt mir in den Sinn, dass ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder durchgeschlafen habe. Ich nehme das als Ermutigung, dass das schwarze Loch in mir sich verkleinert hat. Am liebsten wäre mir aber, es würde austrocknen, so wie die Krebs-Metastasen in dem Spinalkanal meines Rückgrats spontan ausgestorben sind, ohne bis heute zu wissen, warum und wieso. Damals erfüllte mich ein unglaubliches Glücksgefühl. Endlich Schluss mit dem elenden Procedere, alle drei Monate mir vom Arzt erneut die Lizenz zum befristeten Weiterleben geben zu lassen. Ich erwartete nach dem Überwinden der Todeserfahrung, glückliche Jahre bis zu meinem Ende. Warum ist mir schon nach einem Jahr dieser Glücksvorrat ausgegangen? Weil ich so verschwenderisch mit ihm in Kuba umgegangen bin? Weil ich mit meinen triebhaften Liebschaften so maßlos war, es so maßlos betrieb, bis ich es in den Augen des IM zu bunt getrieben hatte? Ich weiß es nicht, ich will es auch nicht wissen. Es ist so geschehen, ich kann es nicht rückgängig machen, ich kann es nur besser machen.

Das mit unserer ersten Liebesvereinigung ist ein gutes timing von Alina gewesen, aber wir können unsere Schäferstündchen nicht von der Brasilianischen Novela im Fernsehen abhängig machen. Dass eine dauerhaftere Lösung her muss, ist mir seit diesem Abend bewusst geworden. Die vierzig Minuten haben mich süchtig nach dieser Frau gemacht. Drei Maßnahmen ergreifen wir: Erstens Einrichtung eines Kontos für sie auf der Bank, zweitens sie zieht zu mir ins Stadtzentrum in meine Mietwohnung ein, und drittens suchen wir gemeinsam ein Haus in Baracoa. Seit sieben Jahren war diese kleine Stadt mein Traum. Wie oft habe ich ihren Geist beschworen: der offene Zugang zum Meer, die mächtigen Wellen, die ihre Spritzer über die Stadt senden, der mächtige Tafelberg El Yunque im Hinterland, die leeren Traumstrände, das tropische Umfeld, die kleinen kokos- und kakaoanbauenden Siedlungen, das Fahrrad als brauchbares Transportmittel zu den verschwiegenen Weilern und Buchten, nur den Eingeweihten bekannt wie Boma I und Boma II. Zu den drei Maßnahmen kommt folglich eine vierte: Eintauschen des teuren Autos von 50 Dollar täglich gegen ein

preiswertes Fahrrad von 2 Dollar. In den nächsten Wochen bietet der Fremde und die Einheimische den Einwohnern ein ungewohntes Bild: Alina auf dem stabilen Gepäckträger, die beiden Beine seitwärts wie im weiblichen Pferdesattel gestreckt, ihre Hände auf seinen Schultern gelegt, der tüchtig in die Pedalen tritt und die hüglige Strecke zwischen Mabuchabo und Stadtzentrum mit der Hilfe einer funktionierenden Gangschaltung bewältigt ohne absteigen zu müssen, vorbei an der Kakaofabrik, die Che eingeweiht hatte. Nachts leisten wir uns den Luxus einer Rikscha. Irgendwann muss es dazu kommen, was ich schon lange erwartet habe. Bei einem der nächtlichen Rikschafahrten kommt aus dem Dunkel eine bekannte Stimme:

Bist Du es? Ja, ich bin es, antworte ich ins Dunkle und steige aus der Rikscha, während Alina sitzen bleibt. Du in Baracoa? fragt die Stimme zitternd. Ich trete auf sie zu, damit wir uns sehen können. Rosalia ahnt, was gleich passieren wird.

Ich habe eine neue Freundin, sage ich. Ich habe dich nicht gesucht, weil ich jetzt mit ihr zusammen bin.

Ich bin mir sicher. Sie muss es schon seit einiger Zeit wissen, in diesem Kaff bleibt nichts geheim. Sie hat sich an den Gedanken gewöhnen können, wenn es etwas bei einer Trennung zu gewöhnen gibt. Sie ist gefasst. Sie macht keine Szene, vielleicht hat sie schon seit längerem diesen Moment erwartet, vielleicht war sie erstaunt, dass wir über Jahre zusammen sein konnten, so lange wie bei keinem anderen Mann. Ich will noch etwas sagen, doch dann macht sie ein paar Schritte zurück und wird von der Dunkelheit verschluckt. Ich denke, dass sie kein Zuhause hat, dass sie jede Nacht woanders schläft. Ich hätte ihr wenigstens zum Abschied etwas Geld geben können. Aber auch mit Geld ist nicht alles zu machen. Als ich in die Rikscha steige, sagt Alina:

Ich kenne sie. Sie hat es mit den jungen Italienern und treibt es auch mit den jungen Kubanern. Das würde ich nie machen.

Nachdem ich auch die anderen Dokumente zusammen habe zu der Geburtsurkunde, ist der Zeitpunkt gekommen, zur kubanischen Botschaft nach Berlin zu reisen, um mir die Legalisierung geben zu lassen. Immer auf Achse. Roadmovie. Der körperliche Transit ist ein Muss im heutigen Literaturbetrieb, ob als Radler, Autofahrer oder Langstreckenläufer. Es ist der letzte große Termin meiner Vorbereitungen. Ich fiebere dem Termin entgegen. Türmen sich noch neue Schwierigkeiten auf, die alles im allerletzten Moment hinfällig machen? Ich setze mich ins Auto und es geht wieder nach Berlin, wie vor ein paar Wochen zu meiner Geburtsstadt Danzig. Doch diesmal ist es nur der halbe Weg. In einem kleinen Dachstüberl eines Hotels in der Nähe des Kurfürstendamms komme ich gut unter. Wie immer habe ich das Fahrrad dabei, um den Nachmittag sinnvoll auszufüllen. Das Wetter meint es gut. Durch die weite, offene Stadt, die so gar nichts mit der dichten Bebauung von Warschau gemein hat, navigiere ich mich nach dem Sonnenstand und dem riesigen Funkturm am Alex. Wie bei meinem Besuch in Danzig geht es um die Bestätigung von Bekanntem. Der Bendlerblock, der Reichstag, der vom Orkan lädierte Bahnhof Mitte, aber ich picke mir auch noch Unbekanntes heraus: der Invalidenfriedhof, durch den ein Rest von Mauer geht, ich stehe vor dem Grab des Generalobersten von Fritsch, ein klobiger Granitblock für den angeblich Gefallenen im Polenfeldzug. In Wirklichkeit hat der Leiter des Generalstabs im vordersten Schützengraben sich den tödlichen Kugeln des Feindes ausgesetzt, der erste Selbstmord aus der Clique des preußischen Adels, dem weitere folgen sollten. Meine alte Arbeitsstätte der SED in der Wendezeit, das Karl Liebknecht Haus in der Kleinen Alexanderstraße, finde ich nicht in der Eile.

Es hat in der Nacht geregnet,

der Morgen ist aber sonnig. Um zur kubanischen Botschaft im Ostteil der Stadt zu kommen, präge ich mir die großen Magistralen ein, mit möglichst wenigen Richtungsänderungen, um die Orientierung nicht zu überstrapazieren. Es geht den Kudamm herunter, über den Bahnhof Zoo zur Siegessäule, das Brandenburger Tor muss umfahren werden, um auf die Linden zu kommen, immer geradeaus, dann wieder eine Parallelstraße linker Hand benutzen, an der Danziger Straße vorbei, der früheren Dimitrovstraße, die mich geradezu zwanghaft an die Ostberliner Schnauze erinnert, die aus dem bulgarischen Freiheitshelden in Erinnerung an die Massenvergewaltigungen am Ende des Krieges den Spruch klopfte: „Die muss mit roff“ - auf den russischen Lastwagen. Es geht entlang dem Pissoir unterhalb der Hochbahn, bei deren Passieren bei meinen Wanderungen durch die Hauptstadt der DDR mich ein Volkspolizist vorsorglich davor warnte, dass es sich um einen Treff von Homos handle. Über einen Platz wende ich nach links, dann in einer kleinen Straße rechts und ich bin an den hübschen Häuschen der kubanischen Botschaft angekommen, ohne ein einziges Mal in den Stadtplan geschaut zu haben, eine Meisterleistung der Navigation. Es ist wie vor einem Jahr, bei meinem letzten Besuch. Der junge peruanische Gärtner ordnet den Vorgarten, der durch den nächtlichen Regen etwas gelitten hat. Diesmal steht aber nicht eine Kolonne von Kubanerinnen abwartend in einiger Distanz zum

Eingang, um herein gelassen zu werden. Ich bin auch hier wie in Warschau der erste, zusammen mit einer jungen Berlinerinnen, die schon mehrmals die Heirat mit einem Kubaner bedauert hat.

Was die Botschaft an Geld einsackt, beschwert sie sich. Für jeden Furz muss man ein Heidengeld zahlen. Und dann die administrativen Regeln, die ständig geändert werden. Seit ein paar Tagen kann man einen Menschen aus Kuba nur noch über eine eidesstattliche Erklärung durch einen Notar einladen. Wieder Gebühren.

Ich pflichte ihr bei. Bis jetzt habe ich in der Vorbereitung meiner Hochzeit in Kuba über 3 000 Euro bezahlt und ein Ende ist nicht in Sicht. Ich gebe meine Unterlagen bei einem jungen Mann ab, der mir verspricht, die Legitimation in Kürze fertig zu haben. Er ist ein ähnlicher forscher Typ wie in der Warschauer Botschaft. Nach einer Stunde habe ich alle sechs Legitimationen für die Hochzeit in Kuba. Es sind die Eintrittskarten zu einer neuen wichtigen Phase meines Lebens. Ich gehe um die Ecke und klinge an der Tür des Wirtschaftsattachés. Eine Frau mit Berliner Akzent kommt zur Pforte und teilt mir mit, dass der Herr Attaché leider nicht im Büro sei.

Macht nichts, sage ich ihr freudestrahlend. Sagen Sie ihm, ich habe soeben die Fahrkarte für Kuba bekommen.

Es ist nicht alles problemlos in dem Pueblo von Alina. Das Harmloseste ist noch die kubanische Siesta, wenn die Familie mittags -die Sonne brennt heiß vom Himmel - in ihren Schaukelstühlen im kleinen Garten in eine merkwürdige Starre verfällt. Jedes Gespräch wird eingestellt, man stiert schweigend vor sich hin, wippt ein bisschen im Stuhl, manchen fallen die Augen zu, bis am Nachmittag die Kinder von der Schule kommen und Alina in der offenen Küche das vorbereitete Essen aufwärmt. Zum ersten Mal in ihrem Familienleben gibt es an normalen Tagen Fleisch. Als die Sonne schräger steht, nimmt sie mich an die Hand und führt mich durch die schmalen Wege in Richtung des Flusses zu einer Ausgabestelle für Sozialfälle, um sich einen Kochtopf aus Aluminium abzuholen.

Den habe ich von Fidel, sagt sie freudestrahlend. Unser Führer ist gut zu uns Armen. Er kümmert sich um alles.

Wenn er sich um alles kümmert, dann ist er auch für alles verantwortlich, erwidere ich.

Ja, ja, erwidert sie lebhaft.

Wenn er für alles verantwortlich ist, dann ist er es auch für deine Armut, setze ich nach. Sie schaut mich mit ihren großen grünen Augen an.

Ich sage dir was. Sie kommt dicht an mich heran und flüstert fast: Er weiß nichts davon, denn wüsste er es, er würde es ändern.

Ärgerlich ist der Umgang mit Alkohol. Seitdem Alina Geld in den Händen hat, werden die Kinder zum Schnapsholen zum Kiosk an der Hauptstraße geschickt. Wenn sie mit dem billigen weißen Fusel zurück sind, mischt Alina einen Cocktail aus Schnaps und Kokosmilch und lässt die Kinder mit den Erwachsenen trinken.

So haben wir nicht gewettet, interveniere ich. Kein Alkohol für die Kinder. Sie schaut mich verständnislos an: Du redest wie die im Fernsehen, sagt sie. Ich weiß, worauf sie sich bezieht. Es ist ein Werbespot der Unesco gegen den Alkoholmissbrauch. Bei uns in Kuba ist es so Sitte. Wenn wir Geld haben, kaufen wir Schnaps.

Wenn wir ständig zusammenleben wollen, brauchen wir eine andere Unterkunft als die Hütte. Darin sind wir uns beide einig. Ständig in Casas Particulares zu 30 Dollar täglich zu übernachten, kommt auf die Dauer teuer. Auch wenn wir im Zentrum der Stadt momentan gut untergekommen sind – nahe dem Meer, durch die Fenster weht der ständige Monsun - kann das keine Lösung auf Dauer sein. Also machen wir uns auf Häusersuche mit Hilfe unseres jungen Bekannten aus der Casa Particular, in dem wir übernachten. Er bestätigt mir, was ich schon weiß, dass der Kauf eines Hauses oder der Bau in Kuba ein Abenteuer ist. Meinen Wünschen am genehmsten wäre der Kauf in Baracoa selber, wo die Wege zu den Tiendas und Tanzcafes am kürzesten sind und der Strand nicht zu weit. Ausländer scheiden von vorneherein als Käufer aus. Aber auch Kubaner tun sich schwer. Per Gesetz ist ein Hauswechsel durch Erbschaft oder Vermächtnis nur zwischen Verwandten 1. Grades möglich, oder durch Tausch eines Hauses gegen ein vergleichbar anderes. Als Ehemann dürfte ich zwar das Geld meiner Frau geben – nachdem ich Summen über 5000 Euro beim Zoll angemeldet habe – sie kann aber selber nur dann ein Haus erwerben, wenn es das Grundstück ihrer Mutter oder Vater wäre. So ist das Gesetz. Beim Neubau eines Hauses ist das gleiche. Man braucht ein Grundstück und alle die Schwierigkeiten treten dort

ebenfalls auf; der Bau ist mit vielen Haken und Ösen verbunden. Wenn nur zwei Sack Zement falsch oder überhaupt nicht abgerechnet sind, kann die örtliche Behörde zugreifen, wenn sie korrekt gesonnen ist. Von Enteignung kann im juristischen Sinn nicht gesprochen werden, weil dem Staat Grund und Boden gehört. Dennoch, trotz aller Schwierigkeiten: das Gesetz ist das Eine und seine Umgehung das Andere. In der kubanischen Wirklichkeit besteht eine informelle Parallelgesellschaft zur legalen. Das hat dazu geführt, dass sich im Immobiliensektor eine Grauzone eines Gewohnheitsrechts breit gemacht hat. Und im Bewusstsein dieser doppelten Realität, machen wir uns zu dritt auf die Suche nach einem Haus. Mein Bekannter und ich gehen vorneweg durch die Straßen von Baracoa, Alina folgt dreißig Schritt hinter her.

Warum schließt sie nicht gleich auf? frage ich meinen Begleiter. Wir befinden uns doch nicht im tiefsten Arabien? Sie sitzt doch auch ständig auf meinem Gepäckträger, wenn wir durch die Straßen fahren.

Mein Begleiter lacht. Das musst du verstehen. Letzteres dokumentiert allen Eure Verbindung. Schaut her, wir sind liiert. Das hebt gewaltig ihren Ruf in der Stadt. Dieses hier ist ein delikates Geschäft, wo sie nicht mit dir sofort verbunden werden will.

Am Ende der Altstadt, in der Ausfallstraße vor dem spanischen Fort, das mit flach gebauten Kanonenwällen schon die moderne Überlegenheit der Feuerkraft demonstriert gegenüber den alten hohen Mauern und Türmen, wartet der Eigentümer vor der ersten Immobilie, die wir heute besichtigen wollen. Spanisches einstöckiges Kolonialhaus, schmale Fassade mit hölzernen Vorbau auf einen Balkon, hohe nicht klimatisierbare Zimmer. Mich interessiert nur eins: der Zugang zum Meer. Ich stürme durch den schmalen langen Gang in den rückwärtigen Teil. Wie ist der Abschluss zum Meer, zum Malcón – oder wie man im nahen Haiti sagen würde zur Corniche? Ein Stall für Schweine und Hühner verwehrt den Blick zum Meer.

Die kostbare Meerseite ein Schweinehofen! Ich bin außer mir. Der Geruch der Tiere wird durch den Monsunwind durch das ganze Haus geweht.

Was regen Sie sich auf, sagt der Hausbesitzer. Da lässt sich doch mit wenigen Maßnahmen alles in Ihrem Sinn regeln. Sie reißen das alles ab und schaffen sich einen Anbau, mit Meeresblick und Monsunwind. Sie sind hier völlig frei, anders als an der Vorderfront. Die steht unter Denkmalschutz.

Ich bin mit seinem Vorschlag einverstanden. Und was wollen Sie für das Haus?

320 000 Pesos Nacional, sagt er. Das hört sich nach viel an, aber bedenken wir: 320 000 Euro wären in der übrigen Karibik ein Schnäppchen. Ich rechne hastig um.

15 000 Euro, darüber ließe sich sprechen, sage ich. Was meinst Du, wende ich mich an Alina. Sie schweigt. Du musst doch eine Meinung haben, beharre ich. Es ist das erste Mal, das ich etwas wütend werde, schließlich geht es auch um ihre Zukunft. Doch sie schaut mich an und schweigt.

Auf dem Weg zur zweiten Besichtigung, dämpft unser Bekannter meine Euphorie. Der Mann sei ein Trinker, sagt er. Er sei nicht aufrichtig. Er kassiere das Geld und mache sich dann davon. Auch Alina macht jetzt ihren Mund auf, weil sie dergleichen Meinung ist. Das weitere Objekt liegt inmitten der Altstadt am Hang unterhalb des auf den Klippen thronenden Hotels. Über knarrende schmale Holztreppe geht es in den ersten Stock. Der Verkäufer ist ein junger Mann, ein naher Freund unseres Bekannten. Ein spanisches Kolonialhaus aus Holz, groß mit weitem Zuschnitt, Innenhof mit Balustrade sowie einem kleinen Garten im Hinterhof mit Blick auf das Hotel. Diesmal mache ich es umgekehrt. Ich frage sofort nach dem Preis..15 000. Ein Schnäppchen, wenn auch ein Abgewohntes. Der Verkäufer erzählt mir seine Pläne. Er ist PC-Spezialist, als solcher verhungert er hier in diesem Nest Baracoa. Er braucht das Geld für den Kauf eines Appartements in Havanna. Das ist dort möglich. Dort ist seine berufliche Zukunft und nicht hier. Ich schaue mich ein bisschen um. Die Inneneinrichtung aus altem dunklen Holz aber großzügig. Zur Straße ein großer Balkon, ein luftiger großer Salon im Zentrum der Wohnung, die alten Spanier wussten zu leben. Von dort gehen verschiedene Zimmer ab, ich zähle fünf. Sodann der Hinterhof, trotz der Hanglage sonnig. Warum verstehe ich mich immer nur als Enthusiast. Warum bin ich sofort Feuer und Flamme, obwohl ich mir schon des Öfteren die Finger verbrannt habe? Ich wende mich an Alina, die auch angetan ist von der Wohnung. Der Hausbesitzer legt seine alten vergilbten Dokumente aus Pergament vor. Der junge Mann hat das Haus von seiner Mutter geerbt. Alles scheint seine Ordnung zu haben, bis auf die grundsätzliche Frage, wie der Staat von seinem originären Eigentumsanspruch abgebracht werden kann.

Stiller Advokat

heißt das Zauberwort. Spezialisten in der juristischen Grauzone. Es gäbe schon Beispiele für geglückte Transaktionen, sagen beide.

Aber es könne doch in dieser übersichtlichen Stadtgemeinde, wo jeder jeden kennt, nicht unbekannt bleiben, dass ich hier wohne, antworte ich. Und was passiere, wenn das die Polizei mit bekomme? Schau, sage ich zu Alina, die beglückt den abgewohnten Luxus bewundert. Hier residieren wir in den zwei Monaten der deutschen Ferien, wenn Deine Tochter Zeit für einen Besuch in Kuba hat. In der übrigen Zeit wohnt deine Schwester hier mit den anderen beiden Kindern von dir und mit ihren Kindern. Zwei Hütten werden frei, in denen deine weitere Schwester mit ihrer Familie sich breit machen kann. Wir entzerren die engen Wohnverhältnisse. Niemand muss mehr auf den anderen hocken. Wer Lust auf Lust hat, braucht nicht auf das Fernsehprogramm zu schauen, um sich in ein Separee zurück zu ziehen. Ein perfekter Plan. Alina drückt mich an sich und gibt mir einen Kuss.

Wenn uns jemand übel will und uns bei der Polizei anschwärzt, dann wärst du nicht nur dieses Haus los, sondern man würde sich auch an mich in Havanna wenden und mir das Appartement wegnehmen, sagt der Besitzer.

Das Ganze wird vertagt. Das dritte Haus, das wir besichtigen, liegt in der unmittelbaren Nachbarschaft von Alina. Wir gehen alleine hin. Erst jetzt fällt mir der Flachbau hinter ihrem Zaun auf, der aus solidem Zement gebaut ist. Eine alte Frau macht auf unser Klopfen hin die Tür auf und führt uns auf unser Bitten durch die Zimmer. Eine nüchterne, man kann auch sagen, dürftige Einrichtung. Der Besitzer ist in Havanna und will nicht wieder kommen. Seitdem schaut sie nach dem Rechten.

3 000 sagt sie sofort, und fügt an: Dollar. Einschließlich Garten. Ach ja, der Garten. Im Gegensatz zu den umgebenden Hütten ist der Garten groß.

Man könnte, sagt Alina – es ist ihr erster eigenständiger Wortbeitrag – man könnte ihren Garten mit diesem zusammenlegen.

Man müsste sich direkt mit dem Hausherrn in Verbindung setzen, sage ich. Und es müsste irgendwie mit den Behörden abgestimmt werden, dass ich hier übernachten dürfte.

Die Polizei glaubt ganz bestimmt nicht, dass du das Geld allein aufgebracht hast, als Sozialfall.

Am Ende der Suchaktion bin ich so schlau wie zu Beginn. Es ist nicht leicht für einen Ausländer, eine Familie in Kuba zu gründen. Am einfachsten wäre ein Anbau an einem bestehenden Haus, auf dem Dach mit Großfamilienhilfe, wie es mir Vi, meine Uraltfreundin, mir angeboten hat. Dann fallen die meisten administrativen Hemmnisse fort. Aber von ihr, der negra fea, habe ich mich getrennt.

TELEPATHIE

Was macht Fidel? Der Comandante en Jefe ist mir abhandengekommen. Die zehn Tausend Kilometer zwischen Europa und der Karibik ist zu weit für die Kommunikation auf virtuellem Wege. Als Informationsquelle verbleiben das Internet, die internationale Ausgabe der Granma, die linke mexikanische Zeitung Por Esto! sowie die spanische Zeitung El Pais, deren tägliche Ausgabe es im Hauptbahnhof zu kaufen gibt. Die Süddeutsche Zeitung bringt wenig, aus der europäischen Optik ist die Zuckerinsel hinter dem Atlantik zu klein, es sei denn das exotische Charisma des Alten wird in einem ironisch eingefärbten Artikel zum fünfzigsten Mal aufgegossen. Es gibt keinen Ersatz für mein Inseldarsein. Und irgendwie habe ich keine Lust, einem alten Mann voyeuristisch über die Schulter zu schauen. Bis ich eine alte Bekannte durch Zufall wieder treffe, mit der ich ein kurzes aber intensives Liebeserlebnis vor fünfzehn Jahren teile, das nicht ohne Folgen bleiben sollte. Seit diesem Ereignis war sie „mein Engel“.

Servus, sage ich etwas verlegen, als sie mir über den Weg läuft. Was machst du? Blühend siehst aus!

Wir reden von diesem und jenem, in einem Crash-Kurs durch die letzten fünfzehn Jahre. Ich lade sie zu einem Tee ein.

Weißt was, sage ich zu ihr, ich nenne dich Angelito, in Anlehnung an ein zu Herzen gehendes trauriges Latino-Song an die gestorbene Frau des Sängers, der ihren Flug – He, he, he, Angelito vuela, vuela aus dem Leichenschauhaus – salas de la muerte – in den Himmel besingt - ohne Rückkehr - no vuelva mas en la forma correcta. Ihr gefällt der Name. Aber müsste es nicht Angelita heißen? Nein, belehre ich sie, im Deutschen heißt es der Engel, auch wenn er weiblich ist.

Aus ihrer Erzählungen entnehme ich, dass sie es weit gebracht hat. Ihr altes Hobby als Telepathin hat sie zu einem gut gehenden Beruf ausgebaut, zu einer transzendenten diplomierten Botenträgerin, porter of messages, zwischen den Toten und den Lebenden und den Lebenden untereinander mit vielen Referenzen. In diesen Dingen war sie mir schon immer unheimlich. Besuchten wir einen Freund von ihr, kommunizierte sie vorher mit ihm nach Neu-Ulm von München aus, auf einer geheimnisvollen gemeinsamen Wellenlänge ohne ein Telefon zu benutzen, preiswert aber verdächtig. Bei dieser stummen Unterhaltung zwischen zwei gleichgesinnten Seelen war ich der Ausgeschlossene, der mit Eifersucht reagierte.

Was nimmst du für eine Stunde Kommunikation? frage ich sie. Da sie zu dem geschäftstüchtigen Teil der Frauenwelt zählt, ist es geboten, sogleich auf den Kern der Dinge zu kommen.

Je nach Schwierigkeit und Entfernung, antwortet sie. Soll ich telepathisch mit deiner Yamara anbandeln? fragt sie, stellvertretend für dich, um die exorbitanten Telefonkosten zu senken? Oder besser mit ihrer eifersüchtigen Freundin Uga, von der du mir erzählt hast? Über Uga könnte ich heraus bekommen, ob deine Verlobte dir treu geblieben ist.

Ich lehne erschrocken ab. Lieber nicht die nackte endgültige Wahrheit zu wissen, ich ziehe es vor, in gewissen Dingen im Ungewissen zu leben. Das hebt die Spannung zwischen den Geschlechtern. Ich denke an das Horoskop, das sie 1990 auf mein Bitten von einem aufstrebenden Politiker machte, Gysi hieß dieser, dessen erster hauptamtlicher Mitarbeiter im Westen ich werden sollte. Aber ich wollte nicht aufs Gradewohl fester Angestellter der Kleinen Alexanderstraße in der damaligen Hauptstadt der DDR werden, mit Arbeitsplatz in München. Ich wollte Sicherheit und die gab mir ihr Horoskop. Sie brauchte nur seine Geburtsdaten und seine Aura, und das Ergebnis ließ sich sehen: Mit seinem Waageaszendenten liebt Gysi sich in der Öffentlichkeit darzustellen. Da sein Mars eine Konjunktion mit dem Mond bildet, versucht er sich durchzusetzen. Wegen dem südlichen Mondknoten im Skorpion ist sein Thema die Macht. Er wird seine Macht und Kraft verfestigen, da er im vierten Quadranten steht. Aber er ist deshalb auch suchtgefährdet; er neigt zur Selbstzerstörung, sein Bruder heißt Narziss. Im Nachhinein muss ich feststellen, dass ihr Horoskop über Gysi eingetreten ist, im Positiven wie im Negativen. Ich erinnere sie an unsere alten Geschichten.

Ihr fällt ein Gedicht von Friedrich Hölderlin ein:

Doch uns ist gegeben – auf keiner Stätte zu ruhn – es schwinden, es fallen – die leidenden Menschen – blindlings von einer – Stunde zur andern – wie Wasser von Klippe – zu Klippe geworfen – Jahr lang ins Ungewisse hinab.

Gysi liest keinen Hölderlin.

Dafür fällt mir eine der reflexiones von Fidel aus der Internetseite der kubanischen Botschaft aus Berlin in die Hände. Wie poetisch er zum Schluss seines Textes wird: En esta época decisiva no importa el número de enemigos, sino el número de estrellas en la frente. Frei übersetzt: In dieser entscheidenden Epoche ist nicht die Zahl der Feinde entscheidend, sondern die Zahl der Sterne am Horizont.

Er hat Hölderlin gelesen. Das klingt nicht nur poetisch sondern auch romantisch. Sicher hat er Hölderlin gelesen. Ich frage Angelito. Sie schließt die Augen:

Ich sehe ihn auf das Dach des Krankenhauses steigen. Er tut sich schwer, aber er schafft es. Er schaut nach Westen in Richtung des Golfs von Mexiko in die untergehende Sonne. Es steigen die ersten Sterne am Firmament auf. Es ist die kommunistische Verheißung. Sie öffnet die Augen. Tagsüber quält ihn die Realität der

vielen Feinde, nachts sucht er träumend die Sterne, interpretiert sie seinen Text. Er ist wie Zettel in Shakespeares Sommernachtstraum. Er wandelte schon immer auf dem Grat zwischen Wirklichkeit und der Traumwelt, zwischen der Vernunft und dem Irrationalen. Ich habe eine Frage, fügt Angelito an: Was ist mit der zweiten Tranche von 1500 Euro, die du mir für meine Seherleistungen versprochen hast?

Muss sie immer mit Geld ankommen? Hier geht es um Poesie, und sie denkt nur an Moneten. Sie bekäme das Geld, wie versprochen, versichere ich ihr unwirsch. Wenn die Seherin mich auf dem Weg durch die Kammern des Fegefeuers begleitet. Und weiter frönen wir unsere Neigung, durch die dunklen Zimmer der Vorhölle zu marschieren. Ohne Furcht öffnen wir eine Tür, durchschreiten einen Raum, öffnen eine neue Tür, in der Ferne sehen wir einen hellen Schein, das Feuer, das aus dem weit aufgerissenen Schlund des Höllenhundes lodert. Als fühlte ich mich unverwundbar, marschiere ich vorwärts, vielleicht laufe ich auch im Kreis, denn die Richtung habe ich schon längst verloren.

Mit allen Dokumenten versorgt,

buche ich einen Flug nach Holguin, Termin ist der 1. Juni. Yamara kommt einen Tag früher von Sagua nach Holguin, mit einem der tausend frisch eingekauften chinesischen Busse, die die Verkehrssituation in Kuba erheblich für den Personenkreis verbessert hat, der Devisen besitzt. Mit der Festlegung des Flugtermins sind auch die Schritte zur Hochzeit in Kuba fixiert. Es soll Schlag auf Schlag gehen: 5. Juni Hochzeit in der Consuleria juridica in Santa Clara, 6. Juni Ausstellung der Hochzeitspapiere, 8. Juni Havanna kubanisches Auswärtiges Amt, Vorlegalisierung der Papiere für die Deutsche Botschaft, 9. Juni Bestätigung durch die Deutsche Botschaft. Parallel dazu will ich auch die Vorbereitung für die Ausreise meiner Ehefrau nach Deutschland regeln. Die Zusammenführung mit ihrer Tochter wird später in Angriff genommen. Heureka! Ein glücklicher Ehemann, so lautet die Überschrift meiner E-Mail an meine Tochter nach Australien, verbunden mit der Einladung nach Kuba. Aber ganz so feurig ist meine Begeisterung nicht. Wenn auch das Schwarze Loch auf einen Punkt zusammengesmolzen ist, die eine Sorge bleibt, ob diese überraschende Wende ins Positive nicht eine Falle des Schicksals ist. Anlass bietet die merkwürdig gedämpfte Reaktion unseres archäologischen Mitarbeiters Ramón in Sagua auf meinen Anruf. Von der alten Euphorie ist bei ihm nichts zu spüren. Im Gegenteil. Fast misstrauisch klingt seine Frage, woher ich denn seine Rufnummer hätte. Direkt ihn detailliert zu befragen, wage ich nicht, eingedenk des No-Blablabla-Prinzips, das mir Yamara eingetrichtert hat. Auch die öffentliche Diskussion über die technischen neuen Online-Abhörmöglichkeiten, die der Innenminister Schäuble in seinem Kriminalwahn zur Überwachung von Verdächtigen einsetzen möchte, stabilisiert nicht mein Nervenkostüm. Was Schäuble vermag, unbemerkt PCs zu durchstöbern, kann man andernorts auch. Wäre es nicht denkbar, dass ich einen Mitleser dieses Textes habe, einen Lektor und Korrektor? Oder ist eine solche Frage nicht das Ausgeburt eines Verfolgungswahns, ein bestimmendes Merkmal der posttraumatischen Belastungs-Psychose, der fatale Weg eines Mochtegern-Literaten in die beratungsresistente Selbstverkapselung? Allein die Vernunft sagt mir, dass ich klaren Kopf behalten muss, dass ich mich nicht Wahnvorstellungen hingeben darf, wenn ich mich nicht ganz aufgeben möchte. Dennoch. Mir ist klar, ein Restrisiko bleibt.

Mehr zur Beruhigung meiner Zweifel denn aus Überzeugung

ziehe ich einen Rechtsanwalt herbei, ernenne ihn zu „meinem Anwalt“ und räume ihm alle Vollmachten über mein Vermögen ein, in Absprache mit der etwas schüchtern wirkenden Bankbetreuerin, die für mich zuständig ist. Als ich morgens in die Taxi steige, um zum Zug zu fahren, der mich zum Frankfurter Flughafen bringen soll, befällt mich eine große Ruhe, wie immer, wenn die Entscheidungen gefallen sind. Ab jetzt nehmen die Dinge ihren Lauf und sind nicht mehr aufzuhalten. Es ist schon zur Routine geworden, ohne langweilig zu sein, die Annäherung an den Flughafen, die verschlungenen Wege bis zum Flugzeug, die verschärften Sicherheitsauflagen, die kubanischen Fluggäste, die mit ihrem Geschwätz und herzhaften Lacher einen Vorgeschmack von der Insel geben. Sie sind die absolut Privilegierten. Neugierig beäuge ich sie. Was macht sie fähig, alle Gefährdungen umschiffen zu haben, die kubanischen Behörden, die deutsche Botschaft in Havanna, die rigorosen Einreisebedingungen in die EU? Haben sie irgendeine Gemeinsamkeit, die man als Schlüssel für ihr lässiges Durchdringen aller Mauern erkennen kann? Besonders die allein reisenden Frauen haben es mir angetan, die einen unsichtbaren deutschen Partner haben. Es sind dicke darunter und schlanke, hübsche und hässliche, schwarze, braune und weiße. Ich finde keinen gemeinsamen Nenner. Auch die Ankunft ist nichts Weltbewegendes mehr. Eine Million Flugkilometer werden es schon sein, die in den letzten acht Jahren ich zurückgelegt habe. Die Lufthansa hat mich als Vielflieger ausgemacht, der die verliehenen Boni in Parfüm und Whiskey im Flughafen umtauscht. Die Kundigen eilen den anderen über das Flugfeld voraus, um möglichst frühzeitig an den Kontrollkabinen zu sein, die die Nostalgie der alten DDR tragen. Ich zähle zu ihnen, obwohl ich mich nicht besonders beeilt habe. Der Beamte glotzt in seinen Computer, in dem ich mit den üblichen harmlosen Kennzeichnungen vermerkt sein sollte. Dann blickt er zu mir, als könne er nicht glauben, was er im Bildschirm sieht und ruft einen Offizier herbei. In diesem Augenblick weiß ich, dass es schief gehen wird. Ich werde gebeten auf einen Stuhl mich zu setzen, während die anderen Passagiere reibungslos abgefertigt

werden. Es ist dieser Augenblick, der schmerzt. Alle anderen dürfen die Pforte des Paradieses betreten, für mich ist wahrscheinlich geworden, dass sich das zweite Vorzimmer zum Fegefeuer öffnet. Wie so oft in Kuba passiert aber vorerst überhaupt nichts. Für mich. In Wirklichkeit, das weiß ich aus Erfahrung, glühen die Telefondrähte, kommen die reuniones zusammen, um zu beratschlagen. Ich wedle mit meinen Dokumenten, Hochzeitspapiere rufe ich den Leuten des Amtes zu. Eine groteske Situation. Draußen, nur durch die Empfangshalle getrennt, wo inzwischen mein Koffer gelandet ist, wartet meine Verlobte, die ich für ein halbes Jahr nicht mehr gesehen habe. Man schaut mäßig interessiert zu mir, während mir der Schweiß von der Stirn rinnt. Äußerlich dieser Stress, aber innerlich diese Ruhe. Bin ich schon ein Profi geworden, dem dieser Seelenterror auf der Wartebank des Lebens nichts mehr ausmacht? Von den zwei Möglichkeiten, die offen geblieben sind, scheint sich die Waage zur sofortigen Ausweisung hin zu neigen. Als Delinquenten, der für den Rest seines Lebens hinter schwedischen Gardinen verschwindet, geht man zu lässig mit mir um. Entspannt redet ein Offizier mit mir.

Ich habe die Zusage der kubanischen Botschaft von Berlin, sage ich und versuche meiner Stimme Festigkeit zu geben ohne laut zu werden.

Der Offizier lacht laut. Was interessiert uns Ihr Land?. Wir entscheiden hier in Kuba, ob Sie herein dürfen oder nicht.

Durch die großen Fenster kann ich sehen, wie meine Maschine entladen und wieder beladen wird. Ich gehe auf eine Gruppe von Frauen zu, die ihre langen Beine in kurzen Uniformröcken zeigen. In diesem Aufzug kann man sich an den femininen Teil des Amtes gewöhnen.

Ich will heiraten, sage ich. Ihr in Kuba haltet doch so viel von der Familie. Da draußen wartet meine Verlobte auf mich. Lassen Sie sie zu mir hier herein. Nur kurz. Ganz kurz. Für einen kleinen Kuss. Mit dem Zeigefinger und Daumen zeige ich, wie kurz dieser Kuss sein soll.

Nein, ist die klare Antwort. Früher wäre ich aufgebraust, voller Empörung. Inzwischen habe ich so viel gelernt, dass sich alles im international gültigen Rahmen bewegt. Was wäre – das ist eine andere Überlegung - falls ich einen Schwächeanfall bekomme, das große Zucken, den epileptischer Schub, so dass der deutsche Kapitän mich für nicht transportfähig erklärt? Aber dann käme ich wieder ins Gefängnis, diesmal nicht aus politischen Gründen sondern als Simulanten.

Ich bitte darum, sage ich höflich, gehen Sie wenigstens zum Eingang des Flughafens und geben Sie meiner Verlobten den Hochzeitsring. Ich hebe den Ring hoch. Damit lockere ich die Atmosphäre auf. Eine erbarmt sich meiner und geht hinaus. Sie hat meine Verlobte nicht angetroffen.

Als wir nach zwei Stunden Warten zur Maschine gehen, weise ich noch auf meinen Koffer hin. Die Umstehenden nicken mit den Köpfen. Sie werden sich um die Sache kümmern. Einer vom Amt begleitet mich zur Treppe herauf, und übergibt dem Kapitän meinen Pass. Den werde er in der Flugkabine aufbewahren, sagt er zu mir. Der Lufthansakapitän als Erfüllungsgehilfe des Amtes. Mir kommen die Asylanten in den Sinn, die von deutschen Flughäfen in ihre Heimat abgeschoben werden. So geht es mir auch. Kuba will mich nicht. Kuba spuckt mich wieder aus, zu unverdaulich diese Speise. Von der Treppe der Kabine aus schaue ich auf die Leute vom Innenministerium. Sie schauen zu mir hinauf. Am Kofferband im Frankfurter Flughafen warte ich vergebens. Irgendwie bin ich darauf vorbereitet und gehe zur Kofferverlustmeldestelle der Lufthansa. Es ist der 3. Juni und ich habe in den letzten 24 Stunden 20 000 Kilometer ohne Schlaf zurückgelegt.

Ja, sagt der Sachbearbeiter und schaut in seinen Computer. Hier sehe ich die Meldung aus Kuba. Ihr Koffer ist in Kuba geblieben und soll mit dem nächsten Flug zurück nach Deutschland. Sie werden gebeten per Fax Ihre Zahlenkombination für den Koffer nach Holguin zu schicken.

Ich bin aus zwei Gründen verblüfft: Wie rasch und ruckzucki die kubanischen Behörden arbeiten. Mein Koffer ist nicht verlustig gegangen. Das ist ungewöhnlich. Und dann:

Warum wollen sie den Koffer öffnen, frage ich den Sachbearbeiter. Er ist doch durch alle Checks gegangen.

Die Kubaner wollen das so, antwortet er und schickt auf mein Bitten das Fax mit der Geheimnummer des Kofferschlusses: 0000.

Ein merkwürdiges Gefühl, so schnell wieder zu Hause zu sein. Alles ist wie gestern und es war auch gestern. In mir sind eine große Leere und eine kleine Erleichterung, dass der worst case nicht eingetroffen ist. Ich rufe nach zwei Tagen Yamara an, die wieder zu Hause ist. Sie ist sehr traurig, sie hat auf dem ganzen Rückweg geweint. Ich versuche sie zu trösten, so gut es geht. Aber was habe ich ihr noch anzubieten?

Über das Verbot einer Einreise hat sie eine andere Version als meine Verschwörungstheorie; es ist eine Version, die mir den Atem raubt. Nach der Auskunft der Immigration, wurde die freie Einreise inzwischen aufgehoben und in ein unbefristetes Einreiseverbot umgewandelt.

Wann, frage ich. Warum? Ich bin nie in Kuba in der Zwischenzeit seit meiner ersten Ausweisung gewesen. Was hat zu einer so gravierenden Änderung in der Haltung Kubas geführt?

Yamara weiss es nicht, und falls sie es weiß, behält sie es für sich. Für mich ist der Vorfall eine Katastrophe. Wo sind meine Würde und die Ehre geblieben?

Sin dignidad, sin honor!

Mein Koffer kommt nicht zurück. Er ist verschwunden. Vielleicht durch Diebstahl irgendwo auf dem langen Weg, vielleicht auf dem langen Transportband des Frankfurter Flughafens verlustig gegangen. Was soll ich mir den Kopf zerbrechen... Diebstähle auf Flughäfen gibt es überall, das ist nichts Besonderes. Organisierten Diebstahl ebenso. Keinesfalls können Offiziere und Soldaten der kubanischen Revolutionsarmee in Holguin Beteiligte sein. Dafür lege ich meine Hand in die Flammen des Fegefeuers. Eine solche moralische Verworfenheit ist den SoldatInnen nicht zuzutrauen. Es wird am Frankfurter Flughafen liegen. Nehmen wir die Dinge so, wie sie sind. Darum geht es gar nicht. Das Unerträgliche an dem Fall ist, dass es keine Beschwerdestelle gibt, keine Sanktionsmöglichkeit. Wer wagt es, gegen den allmächtigen Flughafen Anzeige zu erstatten? Angeblich gibt es eine Antikorruptionsstelle. Würde ich gegen den Diebstahl meiner Geschenke für meine Verlobte protestieren, bekäme ich mehr Unannehmlichkeiten, weil ich bei der Raffinesse des Komplotts keine Beweise bringen könnte. Wenn es schon keine Ehrenrettung für die Beteiligten am Diebstahl im Frankfurter Flughafen gibt, so doch den Versuch einer Erklärung für ihr Handeln. Auf den allgemeinsten Nenner gebracht ist es die Armut der dort Beschäftigten, überwiegend Ausländer. Erst kommt das Fressen, dann die Moral, heißt es bei Karl Marx. Täglich müssen sie die Kostbarkeiten in dem Gepäck aus dem Ausland an sich vorbei wandern lassen, die Jeans, die sexi Unterwäsche, die modernen elektronischen Geräte, allen Kostbarkeiten des realen Konsumismus so nah und doch so unerreichbar für sie. Falls sie den fünften schicken Body aus dem Koffer konfiszieren, müssen sie es unter dem wachen Blick ihrer Kollegen protokollieren. Da bleibt kein Raum für Unterschleifungen. Das frustet. Umso gieriger greifen sie zu, wenn sich eine Lücke im Bewachungsapparat bietet.

Ulrich Mühe, der IM in dem Film „Das Leben der Anderen“ ist tot.

Tottraurig ist sein Blick in dem Feuilleton der Zeitung, als erahne er schon sein Schicksal. Es ist ein Schicksal, das mich berührt. Vor fünfzehn Jahren, in der DDR, wurde er von Offizieren des zuständigen Wehrkreiskommandos zur Musterung vorgeladen. Trotz seines halben Magens wollten sie ihn in die Volksarmee pressen. Die Offiziere sagten, er wisse ja, dass sie ihn sofort hier behalten könnten. Als sie nach einer Stunde mit ihm fertig waren, brach er im Hof weinend zusammen. Seitdem wusste er, was die DDR war, eine Diktatur. Für die Menschen, die nicht im Osten gelebt haben, muss es seltsam erscheinen, dass es erst ein solches Ereignis brauchte, um Offensichtliches zu benennen. Aber es ging ja nicht nur um die Charakterisierung des Staates, sondern man setzte sich damit auch einen eigenen Maßstab: Wenn der Staat eine Diktatur ist, was bin ich eigentlich in ihm, fragte sich Mühe? Ich frage mich: Sieben Jahre habe ich in Kuba gelebt, als wäre es mein Staat. Fixiert auf die kleine Insel, kreisten meine Gedanken zwanghaft in meinem hermetischen Universum einer geschlossenen Welt, bis ich zum Inventar ihrer selbst wurde. Ich genoss die Frauen in dieser Welt wie ein Libertin und litt unter der Bösartigkeit ihrer Männer. In der Summe der Ereignisse gab es keine Erlösung. Viel hätte nicht mehr gefehlt, und heute weiß ich noch nicht, ob ich gerettet oder verloren bin.

III. MEXICO

YUCATAN

Am Telefon, in der Karibik, ist nicht wie gewohnt Yamara sondern ihre Mutter.

Sie hat sich in ihrem Zimmer verbarrikadiert und will nicht ans Telefon, Sie hat gedroht, sich umzubringen. Die Stimme der Mutter klingt sehr besorgt.

Sag ihr, wenn sie das tut, stelle ich meine Geldüberweisungen ein, an ihre Tochter Kel und an dich, herrsche ich die Mutter an. Geh, und sag ihr das. Ich will sie unbedingt sprechen.

In einer solchen kritischen Situation muss man mit starkem Tobak auffahren. Yamaras Familiensinn wird größer sein als ihre Verzweiflung. Meine Rechnung geht auf. Über das Telefon höre ich das gewohnte zehntausend Kilometer entfernte Hundegebell. Dann nach einem langen Warten, das mir wie ewig erscheint und fünfzig Euro Telefongebühren kostet, die Stimme von Yamara,

Gel?

Beim Klang ihrer Stimme, noch leiser als gewöhnlich, ist mein Zorn verraucht. Wie ich diese Frau am anderen Ende des Ozeans liebe. Mit der Trennung wächst die Sehnsucht. Das letzte Mal sahen wir uns, als der Wagen des Amtes mich von Santa Clara nach Havanna transportierte.

Es ist doch gar nichts geschehen, sage ich. Wenn wir nicht in Kuba heiraten, dann eben in Deutschland.

Gel, ich werde keine Ausreisegenehmigung bekommen, sagt sie leise. Wie bei den Ärzten, den Soldaten, den Mitgliedern der Ämter. So sind die Vorschriften.

Um nicht selber der Verzweiflung anheim zu fallen, schaue ich auf die Fotos an der Wand: Yamara kämmt Kel die spröden Haare, beide in den blauen Jeansjacken, denen ich ihnen bei meinem letzten Besuch schenkte; Yamara am Strand mit dem Sohn und seiner Freundin von Cesar; ich küsse Yamara auf der Wiese vor meinem Quartier von La Roca und Kel drängt ihren Kopf zwischen uns beiden. Mein Wille ist unumstößlich gegen alle Widrigkeiten der Welt. Wir waren eine Familie und werden es bleiben

Ich liebe dich, stoße ich hervor. Ich hole dich da raus, schreie ich fast. Du kannst auf mich zählen. Du wirst sehen. Ich finde einen Weg. Vertrau mir! Bald werden wir vereint sein. Es ist ein heiliges Gelöbnis, das ich vor mir und ihr abgebe.

In den nächsten Tagen sinne ich über einen Ausweg. Es gibt nicht viele. Genauer gesagt, gibt es nur drei: Erstens das Amt besinnt sich eines Besseren. Ich kann wieder nach Kuba. Chance gleich Null. Zweitens: Eine Schlepperorganisation bringt sie aus Kuba. Lebensgefährlich, und ohne Zukunft. Drittens: Es gibt einen Wandel in Kuba und in Deutschland zugunsten von Immigranten. Wie soll das geschehen und wann?

Systematisches Arbeiten gewöhnt, nehme ich mir Punkt drei vor und spiele die theoretische Szenerie durch: Annäherung an den Westen durch Wandel. Ich lese nochmals die programmatische Rede von Raúl vom letzten Donnerstag durch. Äußerer Anlass war der zentrale Festakt in Camagüey anlässlich des Jahrestages des Angriffs auf die Moncada-Kaserne. Raúl scheint ganz entspannt. Launisch begrüßt er seine Zuhörer:

Anwesende Freunde! Bewohner von Camagüey, guten Morgen, Mitbürger!

Guten Morgen! antwortet die riesige Menge aus den Betrieben und Verwaltungen.

Die vielen Stimmen schwellen über den Platz auf und ab, als fingen verschiedene Mikrofone sie auf. Ich schmecke den Staub und fühle die aufkommende Hitze des Tages. Ist mir irgendetwas Wesentliches entgangen? Beim ersten Durchlesen hatte ich die Rede schnell wieder zur Seite gelegt, angesichts der üblichen Allgemeinplätze: Patriotismus...Sozialismus...Internationalismus.

Aber dann stoße ich auf das Neue, geschickt verpackt: Er redet über die Verschärfung der ökonomischen Krise. Ich hätte unabhängig von ihm darauf stoßen müssen. Wenn schon die aktuellen inflationären Preissprünge auf den internationalen Märkten in Rohöl, Milch, Getreideprodukte voll auf das reiche Deutschland durchschlagen und deutsche Konsumenten empört, wie muss sich das erst auf das arme Kuba auswirken? Raúl nimmt kein

Blatt vor den Mund, wenn er aufzählt: Ein Barrel Erdöl vor 4 Jahren 28 Dollar, jetzt 80 Dollar, Devisenausgaben für Pulvermilch von 160 Millionen Dollar vor 4 Jahren auf 500 Millionen gestiegen, Ähnliches trifft auf Reis, Gefrierhähnchen, Getreide zu. Die Camagüey-Rede wird einmal als Zäsur in der neueren Geschichte Kubas gewertet werden. Unter Raúl ist neue Ehrlichkeit angesagt. In der aktuellen Not wird die Spezialperiode verlängert, kündigt er an. Es ist eine Rede wie Churchill 1940 nach der Eroberung Frankreich durch Hitler: Blut, Opfer, der alte Schlachtruf Patria o Muerte erhält eine neue realistischere Note. Für ihn ist eines entscheidend. Wie wirken sich diese Belastungen auf die gesamte Ökonomie und die Menschen in Kuba aus? Packt es Kubas Ökonomie noch einmal wie 1992 oder muss der Staat den ökonomischen Bankrott anmelden? Darüber schweigt sich der neue Führer aus. Vielleicht weiß er selber nicht die Antwort. Vielleicht gibt es keine Antwort. Ist es da nicht vermessen, wenn ein Ökonom im fernen Deutschland ohne viel Insider-Informationen mit heißer Nadel an einem Lösungsansatz strickt, welche Chancen auf einen Wechsel in Kuba existieren mit der Option, dass seine Familie vereint wird? Aber wozu sechs Jahre Studium der Nationalökonomie an der Münchener Uni verbracht, um mit dem Doktor der Volkswirtschaften abzuschließen? Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo sich die wissenschaftlichen Mühen lohnen sollen, um Perspektiven für seine Liebsten zu gewinnen. Aber ein weiteres Hindernis stellt sich auf: Welches methodische Instrumentarium muss er einsetzen, um wenigstens eine vage Antwort auf die globalen Implikationen für Kuba zu finden, die plausibel erscheinen? Es müsste eine volkswirtschaftliche Gesamtrechnung einschließlich der Zahlungsbilanz sein, eine presupuesto. Aber ein gesamtwirtschaftliches Rechenwerk ist offiziell nicht verfügbar. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als sich selber mit den eigenen bescheidenen Mitteln einen Überblick zu verschaffen. Da hilft ihm ein Zufall. Beim Aussortieren von Büchern aus seinem Bücherschrank fällt ihm das Lehrbuch der Volkswirtschaftsplanung der DDR in die Hand. Natürlich kann er diesem Buch keine konkreten Zahlen Kubas entnehmen. Aber es gibt einen erschöpfenden Überblick über den Aufbau, die Organisation und den Ablauf der Planung, über Planaufgaben, Bilanzen, Verflechtungen und Kennziffern einer sozialistischen Planwirtschaft nach sowjetischem Vorbild. Kuba ist eine Planwirtschaft; der Markt spielt eine untergeordnete Rolle. Ihm schwirrt der Kopf, als er in die dicke Planbibel von mehr als vierhundert Seite schaut. Aber schon immer war er der große Generalisierer, der das Wesentliche in kurzer Zeit erfasst und die Nationalwirtschaft der verschwundenen DDR auf Kuba herunterrechnet. Geringere Produktionstiefen der Insel vereinfachen den Überblick. Kuba ist eine kleine Volkswirtschaft mit weniger Untergliederung in Territorien, Branchen, Betrieben. Die Insel ist eine stagnierende Dritte-Welt-Mangelwirtschaft im Gegensatz zur Komplexität der DDR, deren Erste-Welt-Wirtschaft zum Zeitpunkt des Mauerfalls die siebente Stelle aller Industrienationen weltweit einnahm.

Weniger Planziffern erleichtern es,

Kubas strukturelle Mängel in der Ökonomie zu entziffern. Es ist ein hausgemachtes Elend, neben dem amerikanischen Boykott. Der stagnierende technologische Fortschritt lässt die Parameter zwischen Kapitaleinsatz und Output fast konstant. Anders als in der DDR, wo die Kapitalproduktivität sank, kann in Kuba durch Entmoterisierung (Ersatz von Traktoren durch Ochsenkarren), – marxistisch formuliert - die organische Zusammensetzung des Kapitals gesunken sein. Gesunkene Kapitalintensität bei geringerem Output (Vergeudung und „apathische Verantwortungslosigkeit“, cit. Raúl) kann – über den Daumen gepeilt - auf eine stabilisierte Kapitalproduktivität hinaus laufen, für Vulgärmarxisten eine der Erklärungen, warum Kuba nicht in den Strudel des Untergangs des Ostblock-Kommunismus mit hinein gerissen wurde. Mit 15 Dollar Durchschnittslohn im Monat – 50 Cent pro Tag – entfällt der Hebel der Einkommen als Ansporn für Arbeitseinsatz und mehr Arbeitsproduktivität, wie auch Raúl in seiner Rede offen legt. Steuern auf derartig niedrige Einkommen erübrigen sich. Hungerlöhne lassen kein Geldsparen zur Speisung von Geldfonds zu, mit denen Warenproduktion und Zirkulation gesteuert und finanziert werden könnten, wie dies in China der Fall ist. Wenn ein normales Bier Marke Cristal zwei Tagesgehälter kostet, kann man von Armut durch Arbeit sprechen. Wenn Arbeit sich nicht mehr lohnt, gehen viele nicht mehr zur Arbeit. Diese „Frührentner“ versuchen sich allein über ihre Lebensmittelkarte oder im grauen Markt vorbei am Plan durchs Leben zu schlagen, was den gesellschaftlichen Sozialfonds zusätzlich belastet. Trotz hoher Arbeitslosigkeit tritt Arbeitskräftemangel wie in der Tabakproduktion auf. Wenn Arbeit sich nicht mehr lohnt, lohnt es sich auch nicht mehr sich weiter zu qualifizieren. Ein Aspekt verdient aber besondere Aufmerksamkeit: Die Parallelwährung von Pesos Nacional und Konvertible missachtet die Arbeitswertlehre – zentraler Punkt im „Kapital“ von Karl Marx. Dies führt oft zu zwei krass unterschiedlichen Preisfestsetzungen für das gleiche Produkt und zu Fehllenkung der knappen Ressourcen. Wenn ein Liter Benzin der gleichen Qualität an einer Peso-Nacional-Tankstelle für Privilegierte wie für unseren archäologischen Exkursions-Jeep während der archäologischen Arbeit umgerechnet sieben Cent kostet, an einer öffentlichen Tankstelle für konvertible Pesos aber 75 Cent, ist Korruption und Vergeudung vorprogrammiert. Die Doppelwährung zerstört jedes betriebswirtschaftliches effektives Rechnungswesen zur Ermittlung der wahren Gewinne und die optimale Ressourcenzuteilung von Material, lebendige Arbeit und Akkumulationsfonds wird unmöglich. Man könnte die Mängelliste weiter fortführen. Diese Faktoren in der volkswirtschaftlichen

Gesamtrechnung sind nicht neu. Mit ideologisch belastenden Rahmenbedingungen haben sich die Kubaner mehr schlecht als recht durchs Leben geschlagen und werden es weiterhin tun auch mit Hilfe der Schattenwirtschaft, dem Familiensinn und den Subsidien ihrer Verwandten aus Florida. Duldsamkeit ist Teil ihrer Lebenskultur. Ihre Leidensfähigkeit ist groß, wenn auch nicht unendlich groß. Irgendwo muss die Grenze des Erträglichen liegen, aber wo? Aus der Methodik der Gesamtrechnung ergibt sie sich nicht.

Er verfällt in eine schweigsame Nachdenklichkeit.

Irgendetwas hat er bisher in der Analyse übersehen. Er blättert durch das Lehrbuch. Zu Zeiten der DDR faszinierte ihn, den Wessi-Kopfmenschen, die Volkswirtschaftsplanung. Nicht die reale Umsetzung im real existierenden Sozialismus, da knirschte es entsetzlich, sondern der Grundgedanke, die Wirtschaft planmäßig den Bedürfnissen der Menschen zu unterwerfen und nicht wie im Kapitalismus der Willkür des Marktes. Über das System der Plandiskussion und Planverteidigung war ein demokratisches Mitspracherecht der beteiligten Menschen in der Produktion verankert, das weit über den demokratischen Parlamentarismus des Westens hinausging. Zumindest in der Theorie. Ihm kommt Lenin in den Sinn. Lenin bezeichnete den Außenhandel als Kommandohöhe, die die Arbeiterklasse beherrschen muss, um ihre politische Macht zu behaupten und den Sozialismus aufzubauen. Um Lenin schöpferisch anzuwenden, kann man auch sagen: Wenn der Außenhandel, die Zahlungsbilanz von der Kommandohöhe ins tiefe Tal stürzt, kann das sozialistische Kuba in seiner heutigen Form nicht mehr existieren. Dabei geht es nicht um eine weitere Verschärfung des USA-Boykotts. Die Bushboys haben dieses Instrument schon zur Gänze ausgereizt. Nein, es geht darum, dass Kuba in seinen Außenbeziehungen langsam in der Eiseskälte des Globalismus die Luft ausgeht. Ich setze mich an den Tisch und stelle eine kubanische Außenhandelsbilanz auf. Zwar verschafft das staatliche Monopol im Außenhandel ein Verhandlungsvorteil, wenn es darum geht, zur Verbesserung des Transportwesens eintausend chinesische Busse aufzukaufen, oder zehntausend Peugeot zur Modernisierung des Fahrzeugparks, oder zwei russische interkontinentale Flugzeuge mittelalterlicher Technik oder einhundert tausend Tonnen besten USA-Weizen aus dem Mittleren Westen. Auf der Plusseite stehen auch die Deviseneinnahmen aus dem Tourismus, der Nickelproduktion in Kooperation mit der kanadischen Sheraton-Gesellschaft, die nach der Wende geschrumpften Deviseneinnahmen aus der Zuckerproduktion, nicht zu reden von den Überweisungen der Exilkubaner aus dem Imperiums. Positiv sind auch die Exporte an Cohibas, wenn auch der Anteil der Zigarrenexporte am Export überschätzt wird sowie der Verkauf von Medikamenten. Aber diesen Valutaeinnahmen stehen die Ausgabenblöcke gegenüber, Rohöl für Elektrizität und Transporte, Autos, Ersatz für Maschinen, Computerimporte, Weizen für das geliebte Weißbrot, Reis, elektronische Hausgeräte usw. Das Land ist für die nötige breite Palette von Eigenerzeugungen zu klein, mit denen Importe substituiert werden können. Da Einkauf auf Pump sich verbietet, und die Einrichtung von Sonderwirtschaftszonen auf ideologische Beschränkungen stößt, müssen die Einfuhren mittelfristig den Ausfuhren von rund zehn Milliarden Dollar entsprechen. Der Etat einer deutschen Großstadt, ist bisher schon zu wenig, um die Modernisierung durch importierten technologischen Fortschritt, die Abdeckung des Lebensstandards, den Import lebenswichtiger Rohstoffe, den Bedarf der Armee und den Aufbau einer strategischen Reserve zugleich zu finanzieren. Bisher schlug jeder große Hurrikan mit einer Milliarde Dollar Kosten zu Buch und brachte den Staat an den Rand des Bankrotts. Und nun kommen die Preissteigerungen auf dem Weltmarkt hinzu durch den Hunger des riesigen Chinamarktes bedingt. Es sind weitere zwei Milliarden. Ich lehne mich zurück und lege den Kugelschreiber aus der Hand. Das Ergebnis liegt auf dem Tisch: Kuba geht es wirtschaftlich nicht gut. Die internationale Zahlungen sind gefährdet. Na und? Kuba hat seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten, ein Normalzustand. Aus der Wirtschaftskrise feiert es seine Auferstehung. Millionen von Geiern, von Jesús, liebevoll kleine Kondore genannt, kreisen über die Insel, als Symbole der Situation.

Bleibt die dritte Option, die Entführung meiner Verlobten.

Eine unmögliche Sache. Ich entfliehe meiner Wohnung, die mir auf einmal zu eng geworden ist. Ich setze mich aufs Fahrrad, es ist ein schöner Tag und fahre in die große Au, östlich von meiner Stadt. Ich setze mich auf eine Bank mit dem Blick auf einen Spielplatz. Ein älterer Mann mit Strohhut und Stock kommt vorbei und setzt sich zu mir, ohne mich zu fragen. Wir kommen ins Gespräch Er stellt sich mir als Horatio Guldberg aus Mexiko vor, der momentan eine Gastvorlesung an der Philosophie 2 der Erlanger Universität über „Humor und Metaphysik“ bei Macedonio Fernández hält. Ich bin froh, nicht meinen in eine Vogelscheuche verwandelten Autoren vor mir zu haben und ich erzähle ihm von meinen brennenden Sorgen. In Anwesenheit eines anderen hilft mir das spielerische Durchdenken von Möglichkeiten. Der Mann zeichnet mit seinem Stock einen groben Umriss von Europa und Mittelamerika und zieht einen Strich zwischen den beiden Kontinenten.

In Lateinamerika unterhalten wir uns gerade über die Normalisierung der Philosophie, nach all den dogmatischen Aufgeregtheiten der letzten Zeit mit ihren künstlichen, trockenen Gedankenkonstruktionen. Wir brauchen mehr Spaß und Genuss wie auf einem philosophischen Oktoberfest.

Kerma, sagt man hier, unterbreche ich ihn.

Also eine Kerma mit einer tollen axiomatischen Sprengladung von Witz und Spiel.

Es täte jedem gut, setzt er fort, sich von der Tristesse abzulenken und nicht nur von dem wöchentlichen Rhythmus der Telefonate mit seiner Geliebten zu leben. Wenn er nicht zwischen Realität und Fiktion unterscheiden kann – und damit meint er mich - wenn er wie ein 10-Jähriger mit seinem Apple iPhone Paroli verschiedene Apps durchspielt, warum sollte er nicht ein imaginäres und für ihn zugleich reales Szenario entwickeln als ein moderner Kämpfer Celian, Mitglied des berühmten Ordens der Tempelritter, der sich seine Braut zurückholt? Der Alte schaut mich von der Seite an:

Der Gral ist weg! Dann holen wir uns ihn wieder. Von solchen Rollenspielen leben die 3-D-aufwendigen Simulationen, die in den Köpfen der Spieler real sind. Der Mann steht auf und klopft mit dem Stock gegen den Papiereimer, den die Stadtverwaltung aufgestellt hat. Dein Autor wird dieses neue Skript akzeptieren, sagt er. Er dutzt mich, als kenne er mich seit langem. Es ist ein bisschen Hollywood, weniger eine latinoamerikanische Novela als ein deutscher Ballermann. Meine neue Heimat Mexiko kann ich empfehlen. Besuchen Sie mein Institut „Matías Romero“, auch wenn ich noch in Europa bin.

In einem kleinen Reisebüro in der Altstadt buche ich den Flug

in einer Woche, wie immer von Frankfurt. Auch die Reiseroute wird wie gewöhnlich sein. Doch diesmal geht es über Kuba hinweg. Ich lerne nach 29 Flügen in den letzten Jahren, dass nicht jeder Flug in Kuba enden muss. Allen, die es interessiert, erzähle ich, ich würde die Spur der ersten Menschen in Amerika von Kuba nach Yucatan verfolgen. Cancun ist nur 60 Seemeilen von Kuba entfernt. Ein Katzensprung. Und die Maya-Kultur darf man nicht vergessen. Man nimmt mir alles ab. Dabei langweilen mich Hochkulturen. Ich werde mir einen Sport daraus machen, keinen Mayatempel zu sehen oder gar zu besteigen. Hochkulturen sind von Tausenden von Wissenschaftlern abgelutscht, es gibt nichts, aber auch gar nichts, was noch wissenschaftliches Brachland wäre. Da sieht es mit der weit längeren Menschheitsepoche des Paläolithikums, der Altsteinzeit, anders aus. Hier warten noch wahrhafte Entdeckungen auf einen Schliemann, hier kann man noch die Menschengeschichte neu schreiben. Da es keine Geschenke in das Zielland mitzubringen gilt, fällt mein Trolley kleiner aus. Entgegen meiner alten Gewohnheiten lese ich mich auch nicht in die Landesgeschichte ein. Ich begeben mich auf einen Psychotrip, keinen touristischen Ausflug. Ich will eine psychologische Ersatzhandlung organisieren, ein anderes mittelamerikanisches Land genießen, wenn es schon nicht Kuba sein kann. Ich mache von meinem natürlichen Widerstandsrecht Gebrauch. Nichts wird mich aufhalten können, in der Nähe meiner Verlobten zu sein. Amor o muerte.

Der Flug über den Atlantik in die Karibik weist zwei Routen auf:

entweder über den Wassern des Ozeans oder über die Ostküsten von Kanada und östlicher USA. Der Kapitän wählt diesmal den größeren Bogen über Nordamerika. Was im satellitengestützten zweidimensionalen Bildschirm wie ein Flugbogen aussieht, wäre auf dem Globus eine gerade Strecke. Spannend bleibt die Frage, wie der Flieger das letzte Stück der Reise zurücklegt. Mit Erleichterung sehe ich, dass wir nicht über Kuba auf Cancun zu fliegen, sondern westlich von Florida den Golf von Mexico erreichen. Der unheimliche Bann, mit dem ich belegt worden bin, könnte in 10 tausend Meter Höhe wirken. Ich lege den Kopf dicht an das Bullauge. Nur fünf Zentimeter trennen mich von dem Weltraum mit 56 Grad Kälte in 12 tausend Meter Höhe. Da unten, in den grünlich schimmernden Fluten zwischen Kuba und Yucatan, soll sich Yamaras und mein Schicksal entscheiden. Auf dem Flughafen geht es ganz entspannt zu, als wir dem Ausgang zustreben. Der Zoll keine Fronttruppe der Revolutionsarmee sondern harmlose Beamte, keine Frauenhände des Amtes, die in meinem Koffer herum wühlen, sondern ich passiere alle Kontrollen, unbehindert vom Zufallsgenerator, der vor mir auf Grün schaltet, als habe er nur auf mich gewartet. Wie gut es tut, unbürokratisch ein anderes Land zu betreten. Durch eine große Scheibe in der Halle sehe ich eine Gruppe bedrückter Menschen ohne Gepäck den entgegen gesetzten Weg einschlagen. Es sind von der mexikanischen Marine aufgebrachte Kubaner, die vom Immigrationsbüro im Flughafen in ihre Heimat zurück geschickt werden. Am Taxistand dirigieren kleingewachsene Männer mit breitem groben Gesicht per Mobil in einer mir unbekanntem Sprache ein Kollektivtaxi herbei, das mich in einer fünfköpfigen Gruppe nach Playa del Carmen mitnimmt. Das sind sie! kommt mir in den Sinn. Das müssen Indianer sein. Die Nachkommen der Maya. Fast ehrfürchtig betrachte ich die Indigenes, die in Kuba ausgerottet worden sind. Was erwartet mich in Mexiko? Ich habe keine Ahnung. Aber was ich sehe, erstaunt mich. Autobahnähnliche Straßen mit sauberen, modernen Autos nehmen unsere Taxi auf. Wie in Florida, bemerke ich zu einem jungen Pärchen. Yucatan habe ich mir anders vorgestellt, arm, rückständig. Hier werde viel Geld für neue Hotels hereingepumpt, bemerkt der Mann.

Vor Playa wählt die Taxi einen Stichweg, der zur See nach Puerto Morelos geht. Am Rande eines kleinen Parks mit einer Kirche werde ich ausgeladen und ziehe den Trolley entlang spielender Kinder zu einer kleinen Seitenstraße nahe dem Meer. Der Ort macht einen familiären Eindruck, gepflegt, ein kleiner überschaubarer

Platz ohne viel Fremdenverkehr. Als ich den kleinen Empfangsraum der Pasada Amor betrete, lege ich den Pass auf die Theke. Er reicht mir das Dokument zurück. Man braucht es nicht, man legt keinen Wert auf Identifikation. Hier gelten die Regeln der passfreien USA-Welt.

Yamara, könntest du das erleben!

Tränen füllen meine Augen. Ein Teil des Grals. Zum Eintritt in den heiligen Gral braucht es keine Papiere. Man weist mir ein kleines Appartement zu, ein Pavillon ohne lärmendes Airconditioning. So habe ich es mir ausgebeten. Ich lege mich aufs breite Bett und greife mit der Hand zum zweiten Kopfkissen. Yamara, wo bist du? Stell dir vor. Hier könnten wir beide ohne Papiere liegen, so einfach liegen, ohne Fragen nach unserer Herkunft, ohne einen Nachweis, dass wir ein legales Paar sind. Ich könnte dich in meine Arme nehmen, nur einfach so. Ich könnte dir ganz nahe sein, ohne mich dafür legitimieren zu müssen. Aber meine Hand greift ins Leere. Es trennen uns eine schmale Meerenge, 400 Kilometer bis Mittelkuba und eine Stunde Unterschied. Der Zeitunterschied von sieben Stunden zu Europa macht sich wie immer bemerkbar, wird aber von dem langen Wachsein überdeckt, so dass ich einen tiefen und festen Schlaf habe. Bringt der heutige Tag eine große Begegnung? Ich weiß es nicht. Ich muss warten und die Dinge, die da kommen, auf mich zukommen lassen. Ich gehe aus der Parada zum Park. Auf der einen Seite grenzt er an den Strand, die entgegengesetzte Seite ist von der Kirche eingenommen, die ich gestern schon gesehen habe, die beiden restlichen Seiten sind von zweistöckigen Häuschen, Cafeterias, Touristenshops, Restaurants eingenommen, in einer lustig-luftigen Architektur mit viel Holz, etwas provisorisch aber hübsch anzusehen. In der Cafeteria an der Parkecke nehme ich an einem kleinen Tisch Platz. Es ist fast wie in einem Pariser Bistro. Aber - ich bin auf US-Territorium.

Zwei Serviererinnen stellen mich vor die Wahl, einen mexikanischen oder einen amerikanischen Kaffee zu nehmen. Ich wähle den amerikanischen, denn man kann ihn sich beliebig nachschenken lassen. Ich habe Durst. Ich trinke drei aus einem großen Henkeltopf und bestelle einen Big Mac, dreischichtig. Die Sonne steht im Osten über Kuba und sendet ihre schrägen Morgenstrahlen in die Cafeteria. Diesmal bin ich nicht wie in Deutschland 6 Stunden vor ihrer Zeit, sondern eine Stunde dahinter. Wir erleben den gleichen warmen Morgen, den gleichen mäßigen Monsunwind, die Zeit für die Hurrikane ist noch nicht gekommen. Ein hagerer Mann in meinem Alter hockt etwas erhöht auf einem Barhocker auf der Veranda der Cafeteria und schlürft seinen Kaffee. Es ist ein Amerikaner, er hat den breiten Slang aus dem Irgendwo aus dem Mittleren Westen, der an der karibisch-mexikanischen Ostküste preiswert und im warmen Klima Arthrose frei seine Pension absitzt. Ich mache mich ihm bekannt.

A German archaeologist visiting the Mayan Culture.

Wenn er von meiner Anwesenheit weiß, wird es bald der ganze Ort wissen. Über den Park gehe ich zum Landungssteg, der weit ins Meer reicht. Da - hinten am Horizont - ist mein gelobtes Land. Ich rieche es fast, den Schwerölqualm ihrer Laster, den süßen Duft ihrer Frauen. Der Strand ist breit, aber zur morgendlichen Stunde lassen sich wenige Badende sehen. Vom Steg werfen ein paar Fischer ihren Kescher in eine weiße Wolke kleiner Fische, die sie als Bait, als Köder für den großen Fang brauchen. Zwei Yachten haben inzwischen am Steg festgemacht. Am Steven hängen ein paar Angelruten über Bord, ein paar Amerikaner steigen ein. Vorher haben sie den Preis für einen Tag Angeln auf hoher See mit den mexikanischen Bootsleuten ausgemacht und in Dollar cash bezahlt. Hinten an den Yachten sind je zwei Außenbordmotoren befestigt, je 180 Horsepower stark. Auf solche Szenerien setze ich meinen Plan. Harmlose Fischer wagen sich in die hohe See, um dort zu den gefürchteten Piraten der Karibik zu mutieren. Werde ich es mit diesen Booten wagen können? Ich bin skeptisch, als sie die Leinen lösen und Kurs auf die Lücke zwischen den Korallenbänken nehmen, um die offene See zu gewinnen. Ich gehe zum Land zurück, ein paar Männer lungern herum, am Strand hocken ein paar Soldaten in olivgrünen Uniformen und schauen aufs Meer. Hinter ihnen steht ein Militärtransporter.

Militärische Bewachung, sage ich zu einem der Herumlungernden.

Ja, erwidert er. Gegen die Flüchtlinge und gegen die Rauschgiftmafia. Der korrupten Polizei traut die Regierung nicht.

Warum nicht? frage ich.

So dumm kann auch nur ein Ausländer fragen, ist seine Antwort. Schau, die Polizei, die lebt hier im Ort oder in der Umgebung mit ihrer Familie. Sie haben ein Haus, das bezahlt werden muss, sie haben ein Auto, das auf Kredit lebt, sie haben Kinder, die auf eine private Schule wollen. Mit 300 Dollar Monatsgehalt kannst du keine

großen Sprünge machen. Das wichtigste aber: der Mafia bist du bekannt, du hast für sein einen Namen, eine Adresse.

Und die Soldaten nicht. antworte ich. Sie kommen aus dem ganzen Land, leben hier für einige Tage und werden dann woanders eingesetzt.

Du hast es verstanden! Er klopf mir auf die Schulter. Deshalb kontrolliert auch die Armee die Autos der Polizei.

Ich begreife. Es wird nicht leicht werden mit meinem Plan. Aber was die Informationen angeht, bin ich auf dem richtigen Weg. Man muss nur mit den Menschen reden. In dem kleinen Kaff ist nicht viel los. Die Plaza, auf der die Kinder spielen, das Wachhäuschen, wo die Telefonate für die wartenden Taxi eingehen, es treiben sich wenige Touristen herum oder liegen auf dem Strand, hinter sich die Appartementshäuser, in denen sie für ein paar Monate leben, darunter auch Mexikaner aus der Hauptstadt. Ich leihe mir ein Fahrrad, um die nähere Gegend auszukundschaften. Es gibt nicht viel Wege. Schuld ist der Sumpf, der sich hinter der Küstenlinie ausbreitet, sowie der dichte undurchdringliche niedrige Dschungel, der Selva baja, der den Ort umklammert und fast ganz Yucatan bedeckt. Es fehlen auf dem trockenen Kalkboden die hohen Bäume, die mit ihren Kronen ein Teil des Lichtes auffangen und lichtet schattenliebendes Gewächs ermöglichen würde. Stattdessen brennt die Sonne auf einen verbuschten Wald, der nur für kleines Getier durchdringbar ist. Aber entlang der Küste tut sich was. Frisch durch den Dschungel geschlagene Schneisen, auf denen riesige Baufahrzeuge mich mit dem Fahrrad an den Rand drängen. Hinter dem beschaulichen Ort tun sich riesige Baustellen mit Hotelanlagen auf, in den verschiedensten Zuständen, Bauarbeiter klettern auf den Gerüsten herum, ab und zu sieht man eine junge Frau auf den Gerüsten, die artistisch mit einem Tablett balancierend Kaffee den Arbeitern anbietet und manchen freundlichen Klaps auf den Hintern einsammelt. Um den Wohn-Containern an der Straße auszuweichen, schiebe ich das Fahrrad auf den Strand Richtung Playa de Carmen. Die Baustellen machen einsam im Dünensand stehenden Villen Platz. In einer bietet mir der freundliche Wächter Wasser on the rocks an. Ich trinke zwei Liter und schiebe weiter das Fahrrad durch den Sand. Endlich erreiche ich eine Ranch, in der Pferde vermietet werden. Der Weg wird besser, ich erreiche die Schnellstraße und fahre zum Ort zurück. Kein Mensch interessiert sich für mich.

Am Abend nehme ich mein Essen in dem Restaurant am anderen Ende des Platzes ein, inmitten von jungen amerikanischen Familien mit ihren Kindern. Der Koch empfiehlt coco loco, Kokosmilch mit Tequila als Aperitif, conejo con frijoles, Kaninchen mit schwarzen Bohnen und Flan, Karamell-Pudding, den ich aus Kuba kenne. Die Amerikaner wohnen in einen der preiswerten Pensionen im Ort, einige kennen sich untereinander, es ist ein lautes Geschnatter über den Staat, in dem man wohnt, sie bringen die Vereinigten Staaten hierher, und ich fühle mich wohl in ihrer Obhut. Ihre bürgerlich familiäre Kultur ist meine Kultur, ungebunden und unkompliziert gehen sie mit mir um, als wäre ich selber ein Amerikaner. Als ungezwungenes Mitglied ihres Kulturkreises stellt sich für mich ein völlig neues Gefühl für die Karibik ein. Es ist die Vertrautheit, die wir hier alle miteinander empfinden. Ich genieße die Relaxtheit. Die Politik ist fern, die Sonne scheint, die Palmenkronen wiegen sich langsam im Monsun, zwei junge amerikanische Geschwister stehen auf der Bühne im Park, singen Raeggeton und tanzen dazu. Ich könnte glücklich sein, wenn nicht die Sehnsucht nach Yamara unerfüllt bliebe. Ich bin einsam, auch hier in diesem tropischen Eden.

Es muss Tempo in die Geschichte kommen.

Das Spiel muss zulegen. Ich bin nicht hier, um mir ein paar schöne Tage zu machen. Aber ich habe nicht die Kontrolle über das Geschehen. Ich muss etwas tun, was mir am wenigsten liegt; ich muss warten, Geduld haben. Irgendwann wird etwas geschehen. Hoffentlich bald. Am nächsten Tag passiert es. Ich wiederhole meinen morgendlichen Ablauf, gehe zum Kaffeeausschank, die Serviererinnen kennen schon meine Wünsche, tausche ein paar Worte mit dem Amerikaner aus und gehe über den Park zur Mole.

Du bist der deutsche Archäologe, höre ich eine Stimme. Ich bleibe stehen und drehe mich um. Ein unscheinbarer kleiner Mann mit einem von Wind und Wetter gegerbten Gesicht steht hinter mir, offenbar ein Fischer. Ich nicke mit dem Kopf. Komm Morgen, sechs Uhr früh, zu unserer Bar.

Er weist auf ein paar kleine Tische und Stühle, auf denen niemand sitzt. Ich nicke wieder mit dem Kopf. Was soll ich sagen? Den ganzen restlichen Tag grüble ich über das Erlebte. Warum ist der Treff für morgen früh angesagt? Ich werde auf solche Fragen nie eine erschöpfende Antwort erhalten. Ich beauftrage den Hotelmanager mich morgen früh zu wecken, als ich zu Bett gehe und noch lange vor mich her grüble. Noch kann ich von dem Zug abspringen, der mich in eine unbekannte Richtung bringt. Erst einen kenne ich, der mit meinem Fall beschäftigt ist. Mit jeder neuen Person, die in meinen Kreis tritt, wird die Zahl der Zeugen größer, und es wird schwieriger, sich aus dem Plan heraus zu lösen. Ich bin am

point of no return.

Die Sonne hat sich um sechs Uhr morgens kaum über den Horizont erhoben. Für einen Augenblick glaube ich, dass sich vor ihrer noch milchigen Scheibe sich die Küstenlinie von Kuba abzeichnet. Als ich über den Platz gehe, sind bei meinem Bistro noch die Rollläden heruntergelassen. Mein Ziel heute hat schon offen für die Fischer, die von dem nächtlichen Fischfang zurückgekehrt sind und hier ihr Frühstück einnehmen. An einem Tisch sitzen mein gestriger Bekannter und ein weiterer Mann. Mit einer Kopfbewegung werde ich zum Tisch geladen.

Sie brauchen ein Frühstück, sagt der Fischer. Jo, bring uns eine Suppe für unseren Gast.

Ich schaue in die offene Küche hinein, in der auf einem Ofen einige Speisen köcheln, die weder American oder European breakfast sind. Das heimische Frühstück scheint dem chinesischen ähnlich zu sein. Der Koch tischt mir die Suppe in einem tiefen Teller auf, dazu ein paar Gewürze auf kleinen Tellerchen. In der Suppe schwimmen fette Schweineschwarten. Ich greife zu einen der Schüsselchen und schüttele etwas in den Teller.

Ein herzhaftes Essen für hungrige Fischer nach dem Fang, versuche ich einen Scherz, als mir die Chillischärfe in die Zunge beißt. Wie geht es jetzt weiter?

Der Fremde schaut mich prüfend an. Wir sind hier nur die erste Anlaufstelle für Ihr archäologisches Projekt, sagt er. Verstehen Sie? Er schaut mich eindringlich an. Das hier ist ein archäologisches Projekt, nichts anderes. Wir sagen Ihnen, wohin Sie sich morgen begeben. Damit ist unser Job erledigt. Danach kennen wir uns nicht und haben uns nie gesehen.

Es läuft wie in einem Krimi ab. Ich werde von einer Stelle zur nächsten weiter gereicht. Sollte etwas faul an mir sein, könnte man die Kommunikation kappen und der Schaden wäre nicht so groß.

Haben Sie ihr Handy dabei? fragt er mich.

Ja, wieso, frage ich und nestle das Gerät aus meiner Hosentasche. Doch dann verstehe ich. Ich halte das Handy hoch. Sie sehen, es ist ausgeschaltet. Mein Handy kann mexikanische Server nicht erfassen. Ich weiß nicht, woran es liegt. Er nimmt es in die Hand.

Tatsächlich murmelt er nach einigen vergeblichen Versuchen, das stumme Gerät zum Leben zu erwecken. Wie dem auch sei, fügt er an. Wir bitten Sie, das Ding beim Hotelmanager zurück zu lassen.

Es entsteht eine Pause, in der beide Seiten nichts sagen. Ich versuche meinen von der Suppe verbrannten Mund mit Wasser zu kühlen. Dann beginnt der Mann wieder zu reden: Sie werden übermorgen zur Islas de Mujeres fahren. Die liegt nördlich von Cancun. Waren Sie schon mal dort? Ich schüttele den Kopf. Sie nehmen ein Taxi von hier zur Hauptstraße, setzen sich dort in den Bus nach Cancun, dann zur Anlegestelle der Schiffe und per Schiff zur Insel. Wie lange wird er brauchen? Der Unbekannte wendet sich an meinen ersten Gewährsmann. Zweieinhalb Stunden...murmelt der.

O.K., dann sind Sie um elf Uhr auf der Insel. Sie gehen nach rechts, wenn sie die Hauptstraße von der Mole erreicht haben und warten an der Haltestelle des Busses nach Playa Indio. An der Haltestelle werden Sie von unserem Kontaktmann angesprochen. Er erklärt Ihnen die Situation und die Möglichkeiten. Wann fliegen Sie wieder zurück?

Ich habe nur eine Woche gebucht, antworte ich.

Gut, sagt er. Der Mann wird mit Ihnen einiges klären, dann fliegen Sie wieder nach Deutschland und kommen zurück, wenn wir unsere Vorbereitungen abgeschlossen haben. Wir werden Sie in das Projekt persönlich einbinden, das wird das Beste für alle sein.

Er blickt auf den anderen, der mit der Schulter zuckt. Er trägt das, was er sagt, mit einer Bestimmtheit vor, die keinen Widerspruch erlaubt. Warum sollte ich auch widersprechen? Ich habe mich darauf eingelassen, ich werde den Wein bis zur Neige auskosten, es wird kein Zurück mehr geben, auch wenn es ein Vermögen kosten wird. Das ist mir die Sache wert. In meinem Reiseführer mache ich mich für den Weg zu den Inseln der Frauen schlau und mache am nächsten Tag das, wie mir aufgetragen worden ist. Cancun ist eine Stadt aus der Retorte,

auch wenn man es den freundlichen zweistöckigen Häusern gar nicht ansieht, dass 1975 hier noch eine Fischersiedlung stand, die inzwischen eine Stadt von einer halben Million Menschen ist. Ich dachte an Hochhausschluchten nach amerikanischem Muster, habe dabei wohl einiges verwechselt. Die Hochhäuser stehen am Strand, weit entfernt vom Stadtzentrum. Abweichend vom Plan wandere ich vom Busterminal Central die Avenida Tulún zu Fuß nach Puerto Juárez, wo die Boote zur Fraueninsel übersetzen. Was die Stadt, aber auch andere in Yucatán auszeichnen, ist die Buntheit der neuen Häuser, es gibt keine Monotonie, es ist auf heitere Weise unplanmäßig gebaut worden, und das macht den Reiz aus. Die Fährboote verkehren alle zehn Minuten, ich steige auf das Deck, um mir die frische Seeluft um die Ohren wehen zu lassen, Möwen begleiten uns. Als wir uns dem Hafen nähern, sehe ich die grauen Rümpfe der mexikanischen Kriegsmarine im Nachbarbecken. Soviel habe ich schon mitbekommen, diese Schiffe werden der Hauptgegner sein. Ich wende mich, wie mir aufgetragen worden ist, nach rechts entlang der Rueda Medina und bleibe vor der Parada des Autobus stehen. Ein älteres Ehepaar kommt heran und stellt sich neben mir. Vorbeifahrende Taxis baggern uns an. Der Bus fährt nur alle Stunden. Ob wir nicht lieber bei ihnen einsteigen wollten. Einer ist besonders hartnäckig. Er steigt aus und spricht mich direkt an.

Senor Aleman, kommen Sie mit mir, ich verspreche Ihnen einen fairen Preis.

So ist das also mit den konspirativen Kontakten. Die andere Seite steuert sofort auf das Entscheidende zu, dem Geld. Ich steige ein, wir fahren durch die rechtwinkligen Gassen nur ein Stück bis zu einem kleinen Platz, an dem die Kirche steht und setzen uns auf eine Bank gegenüber der Municipalidad, dem Rathaus. Die Brandung des offenen Meeres schlägt gegen die Klippen, die den Park nordseitig begrenzen.

Kommen Sie, Senor Alemán, sagt der Taxidriver. Hier ist es schön, hier weht immer eine frische Brise vom Meer.

Ich schaue mich um, ob wir allein sind.

Nicht nötig, Senor Aléman, sagt er und lacht. Wir sind in diesem kleinen Ort alle eine große Familie, der Capitán del puerto, der Alcalde, die Polizei, alle sind wir Freunde. Er wird plötzlich ernst. Das Ganze kostet wohl 50 000 Dollar. Der Mann geht gleich aufs Ganze ohne viel Drumherum. Das gefällt mir, auch wenn mir die Summe den Atem raubt.

15 000 kostet die Transferleistung gewöhnlich, widerspreche ich.

Wie ich sehe, sind Sie ein Experte, erwidert er. Aber bedenken Sie. 15 000 gilt für den gewöhnlichen Deal, Anlandung in einer Lancha rápida, Verfrachtung der Dinge in einem Bus – er sagt asunto - und illegaler Transfer über die Grenze. Ihr Fall ist schwieriger. In Ihrem Fall geht es um einen Menschen und nicht um das weiße Gift.

Er schaut mich von der Seite an und malt mit seinem blitzblank geputzten Lederschuh ein Kreuz in den Sand der Plaza. Neben dem geschneigelten Mexicano mit dem nach hinten gekämmten Haar sehe ich mit meinen kurzen Hosen und den brasilianischen Sandalen, die ich in Kuba gekauft habe, wie ein Strauchdieb aus. „Gift“ nennt er seine weiße Ware. Was für seine Kunden der Stoff für Träume ist, nennt er Gift.

Es geht nur über gefälschte Pässe, sagt er. Das kostet. Wir müssen den Hafenkaptän beißen, die mexikanische Patrouille auf hoher See.

Beißen?

So nennt man das bei uns. Er reibt die beiden Zeigefinger aneinander. Und es ist immer noch ein Freundschaftspreis. Sehen Sie, wir sind Idealisten. Wir hassen das System mit seiner Armee. Wir alle haben unsere schmerzhaften Erfahrungen gemacht. Wir wollen uns rächen. Jeder Erfolg ist ein Schlag gegen die andere Seite. Wenn wir geschlappt werden, wandern wir für Jahre ins Gefängnis. Das ist o.k. Das gehört zum System. Hohe Gewinne – hohes Risiko. Keiner hat sich was vorzuwerfen. Wir sind treue Kirchgänger. Wie ich gehört habe, waren Sie auch im kubanischen Gefängnis. Das schafft Vertrauen zu Ihnen. Ohne dieses Vertrauen hätten wir uns nicht auf Sie eingelassen. Wissen Sie, wie wir in unserer Heimat genannt werden? Polleros, Hühnerhändler. Unsere eigenen Leute wissen nicht, dass wir Helden sind. Haben Sie eine Firma?

Mir kommt der Sprung vom Hühnerhändler zur Firma etwas plötzlich.

Uns käme es sehr gelegen, wenn wir von Firma zur Firma das Geld laufen lassen könnten, fügt er hinzu. Sie wissen, die modernen Überweisungsvorschriften, wegen dieser Scheiß Terroristen-Vorschriften. Wir kommen ins Visier der Amis, obwohl wir auf ihrer Seite stehen.

Ich habe eine Archäologenfirma, etwas eingeschlafen, antworte ich. Sie wollen über mich doch nicht etwa Mafia-Geld waschen lassen? Da mache ich nicht mit, sage ich etwas heftig und laut, so dass die Tauben vor uns auf dem Boden vor Schreck auffliegen.

Er lacht. Nein, da brauchen Sie keine Sorgen haben. Transaktionen nur für unser Primärgeschäft. Hälfte Anzahlung, Rest bei Erledigung. Er mustert mich eindringlich. Wir schaffen Ihnen eine neue Identität. So nebenbei. Ein verjüngtes Aussehen, für den zweiten Pass.

Das wird ja immer schöner, denke ich mir. Eine zweite Identität. Das war schon immer mein Traum. Ich trete aus mir heraus und gründe mein Alter Ego. Ich spalte nicht meine Persönlichkeit, sondern schaffe eine neue, zusätzlich zur alten. Doch dann fällt mir ein: Die habe ich doch schon. Zum Skriptschreiber einer Latino-Novela in der magischen Tradition der lateinamerikanischen Literatur tritt der Ich-Erzähler. Dann wäre noch eine dritte oder vierte Variante in Betracht zu ziehen. Der Verleger seines Oeuvres im Internet und der einzige Leser, was sich in Zukunft noch ändern kann. Ich darf die vier nicht durcheinander bringen.

Und was passiert, wenn meine Frauen den jungen Mann nicht wieder erkennen?

Er lacht. Sie müssen nur aufpassen, dass eine deutsche Frau sich nicht in Sie verliebt. Dann haben wir uns das eigene Geschäft vermiest. Ich sehe, wir sind uns einig. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Wir gehen gleich zum Notar.

Zum Notar? Sie wollen ein illegales Geschäft beurkunden? frage ich erstaunt.

Was fällt Ihnen ein! bellt er mit einer Lautstärke zurück, dass ich zusammen zucke. Asunto ist nichts Illegales. Unsere Gesellschaft hat bei den Rating-Agenturen in NY ein BAA+. Er schaut mich mit giftigen Augen an, die, wäre es dunkel, wie Katzenaugen glühen würden. Merken Sie sich eins. Wir sind hier nicht in Palermo. Wir sind keine Cosa Nostra, die den Richter Giovanni Falcone in die Luft jagt. Wir haben beste Referenzen bis in höchste Regierungskreise in Mexico und Washington.

Er hat Recht. Ich habe es hier mit der modernen Form der amerikanischen Mafia zu tun, ihrem dritten Zustand. Die erste war die Ballerei auf den Straßen, die zweite die Schutzgelderpressung, in Palermo Pizzo genannt, das Heutige ist Business as usual. Die Kapitalisierung des Verbrechens an der Börse ist nur logisch, seitdem der Globalismus selber mafiosen Regeln folgt. Die heutige Mafia ist eine „Zweckgesellschaft“, eine Conduite. Gewöhnlich arbeitet man geräuschlos wie die Banken in Frankfurt, nur manchmal stinkt es wie eine hinter Wandritzen steckende tote Ratte.

Es war nicht so gemeint, versuche ich zu beschwichtigen. Sie müssen sich vorstellen, dass ich anfänglich so besorgt bin, mit wem ich es eigentlich zu tun habe. Man liest so viel von Narcotrafico, vom Rauschgifthandel. Die revolutionäre Farc in Kolumbien finanziert zum Teil ihre Revolution mit der Coca der Bauern, und Mexico ist die Brücke zu den USA. Da macht man sich eben Sorgen.

Meinen Sie – und seine Stimme hat wieder einen normalen Klang angenommen – dass wir mit Rauschgift handeln, wenn wir beste Beziehungen mit der Bush-Regierung haben? Niemand auf der Welt nimmt den Kampf gegen das Rauschgift so ernst wie Senor Bush nach seinem christlichen Erweckungserlebnis.

Fidel Castro haben Sie vergessen.

Er lacht. Gut, meinetwegen auch Fidel Castro. Im Übrigen. Sollten wir tatsächlich Geld waschen, tun wir das über Ihren Fußballklub in Hamburg. Wie heißt er noch mal?

HSV? frage ich nach.

Nein, der andere.

Ich überlege eine Weile. Doch nicht etwa die Spielvereinigung Sankt Pauli?

Genau die, sagt er und als ich verwundert ihn anschau, fügt er an:

Santo Paolo, das klingt doch gut. Aber darum geht es gar nicht. Schauen Sie. Wenn Sankt Pauli gegen einen gleichwertigen Gegner spielt, zum Beispiel... er zögert ein wenig, weil ihm kein Fußballklub einfällt.

Greuther Fürth, werfe ich ein.

Gut, antwortet er, und die Wetten stehen 1,1 zu 1,0, dann steigen wir ein.

Wie, Sie wetten hier in Mexico, wenn Zweitligamannschaften im fernen Europa aufeinander stoßen?

Ja, sagt er, über die Wettgemeinschaften in Hongkong. Da ist der Markt, da sind die großen Zocker, an die Triaden hängen wir uns nur an. Und als er meine zweifelnde Miene sieht, fügt er hinzu. Für uns ist eine solche Sache fast ohne Risiko. Ob wir bei einer Wettquote von 1,1 zu 1,0 etwas verlieren oder gar gewinnen sollten, spielt keine Rolle. Hauptsache wir haben sauberes Geld in den Händen. Manos puras, comprendes? Ich verstehe. In Italien sagt man mani politi.

Wir stehen auf und gehen an der Küstenstraße entlang. Auf der rechten Seite, seeabgewandt, begleiten uns hohe Mauern, die das neue Marineareal umgrenzen.

Schauen Sie, wie der letzte Hurrikan gewütet hat, sagt er und weist auf die Wellen, die nur fünfzig Meter von uns entfernt gegen die felsige Küste branden und Gischtfetzen bis zu uns hinübertragen. Früher hatten wir keinen Blick von hier auf das Meer, bis der Sturm kam und die Häuser weg riss. Ein paar kaputte Ziegel und Betonfundamente sind übrig geblieben. Dieses Jahr soll wieder ein Hurrikan-Jahr werden. Vor einem Haus mit moderner Architektur bleiben wir stehen. Die Tür öffnet ein Mann, der uns von einem seiner Eckfenster beobachtet hat. Der Notar. Wir setzen uns an einen runden Tisch, von dem man einen weiten Blick auf das Meer hat.

Schöner Blick, nicht wahr? Der Notar schaut mich erwartungsvoll an. Wir müssen nur immer die Fenster wegen der Gischt putzen, sagt der Notar. Und das Salz frisst sich in die Mauern. Ach nein, ich muss mich verbessern. Nicht wir putzen, sondern unsere Criada, unser Hausmädchen. Wir setzen einen Vertrag über eine Kooperation zwischen Ihrer archäologische Firma und dem regionalen archäologischen Institut des Staates Quintana Roo auf. Ich habe den Schriftsatz schon vorbereitet. Für die Genehmigung der wissenschaftlichen Sondierung, der Einstellung von Personal und der Arbeit zahlt Ihre Firma Paletti, mit Sitz in Nürnberg, die Summe von 50 000 Dollar an das archäologische Institut des Staates Quintana Roo, die Hälfte zu Beginn, die andere Hälfte am Ende der Kampagne. Die Sondierung betrifft das Gelände der Ranch des Indios Pablo García, an der Straße Tulúm – Cobar, sieben Kilometer von Tulúm entfernt. Zweck der Sondierung ist es, die dort zu erwartenden Funde von menschlichen Abschlügen aus der Zeit des Paläolithikums zu untersuchen, vor allem ihre Verbindung mit ausgestorbenen Tieren wie Rhinoceros, Faultier, Mastodon. Die Sondierung soll prüfen, ob eine größere Ausgrabung später Erfolg verspricht. Alle Funde verbleiben dem Mexikanischen Staat.

Ich bin nicht mehr verblüfft über das Tempo, das vorgelegt wird. So arbeitet sie also, die Mafia. Effizient, weil schon einiges an Vorarbeiten geleistet worden ist, seriös im Rahmen eines wissenschaftlichen Projekts, von dem ich vor ein paar Minuten noch keine Ahnung hatte, phantasievoll, denn darauf muss man erst kommen. Ich bin begeistert. Ich kann mich auf meine Partner verlassen. Vertrauen ist die halbe Miete. Nachdem wir unsere Unterschriften gegeben haben, fährt der Notar noch eine Flasche Tequila auf, die Criada, eine etwas verschüchterte Indio-Frau in einem langen weißen Gewandt, bringt kleine Happen.

Tamales, das müssen Sie schmecken, sagt der Notar begeistert.

Mein neuer Partner erklärt das Rezept. Mais-masa wird mit einer würzigen Paste aus gehackten Fleisch, Kräuter, Chili und Zwiebeln auf Bananenblätter gestrichen, eingewickelt und im Dampf gegart. Eine köstliche Geschichte.

Kennen Sie Flinsen? erkundige ich mich. Natürlich kennt niemand Flinsen. Es ist ein Rezept meiner kaschubischen Großmutter aus Polen, sage ich. Eier und Milch werden in Weizenmehl verrührt, bis eine dünne Flüssigkeit entstanden ist. Dazu kommt eine Prise Salz und etwas Vanillepulver. In einer Pfanne wird Öl erhitzt und die dünnflüssige Mixtur hinein gegossen. Mit einem breiten Schaber wird die Flüssigkeit auf den ganzen Pfannenboden verteilt, bis eine goldgelbe Kruste sich gebildet hat. Mit einem geschickten Schwenker aus dem Handgelenk wird das Gebilde in die Luft geworfen, der Fladen dreht sich um seine Achse, um dann auf der anderen noch keuschen Seite mit der Pfanne aufgefangen zu werden. Bifaziale Technik nennt man das bei Archäologen. Der heiße Fladen wird rasch mit Honig, Zucker oder Marmelade beschmiert und gerollt. Physikalisch gesehen, wird die abkühlende Fläche verkleinert und der Fladen kann noch heiß gegessen werden. Er muss heiß sein, das ist es, bemerke ich zum Schluss.

Hm, sagt der Notar und schweigt. Hallo, sagt der andere. Könnte es sein, dass Sie den Pfannkuchen meinen? The American pancake?

Die Vermutung liegt nahe, sage ich. Aber tatsächlich handelt es sich um die deutsch-polnische Variante, das Original.

Was gemacht werden kann, haben wir erledigt, sagt zum Abschied mein Begleiter. Machen Sie sich ein paar nette Tage in Mexico. Besuchen Sie Ihr Ausgrabungsgebiet. Sagen Sie dem Pablo am Kilometerstein 7 Paulo hätte mit Ihnen gesprochen. In Deutschland überweisen Sie uns die erste Tranche und dann warten Sie auf unsere Ergebnisse, wie wir weiter vorgehen werden, die Feinplanung sozusagen. Sie sind ab jetzt unser Partner. Unsere Aktion braucht einen Code, fügt er hinzu. Nennen wir es doughnut. American Pie ist vielleicht besser, wende ich ein. Er nickt mit dem Kopf. Mein ursprünglicher Verdacht wird fast zur Gewissheit. Mein Partner ist Amerikaner, aller Wahrscheinlichkeit nach Cubano-Amerikaner.

Am nächsten Morgen mache ich mich mit meinem Trolley auf den Weg nach Tulum, entlang der Küste. Aus dem Reiseführer weiß ich schon, dass mich etwas Schreckliches erwarten wird: las ruinas Mayas Tulum, direkt am Strand, niedrige, schwerfällige, etwas windschief wirkende Bauten aus der Nachklassik. Eine der wenigen Orte, die den Niedergang der Mayas bis zum Eintreffen der Spanier überlebten. Es lässt sich nicht vermeiden, dass ich, nachdem der Bus mich auf der Hauptstraße entlassen hat, an den langen Mauern meinen Trolley entlang ziehe, um nach einer Steinblockade, die alle Autos abwehrt auf einer staubigen Piste durch den Dschungel der Selva baja, mich im Schatten der Bäume haltend, den zweiten Zugang links zum Strand einschlage und am Eingang des primitiven See – Resorts einen schläfrigen Mann in seiner Cabana aufwecke.

Mann, wach auf, es ist Mittag, schreie ich ihn an. Die nahe Brandung überlagert die Schärfe meiner Worte. Als er die Augen aufmacht, füge ich hinzu: Haste noch eine Hütte für mich? Eine überflüssige Frage. Ich bin mir sicher, dass er noch eine Hütte hat, es ist außerhalb der Saison, außerhalb der Ferienzeit der Amerikaner.

Er holt ein Vorhängeschloss mit einer langen Eisenkette und wir stapfen durch den Sand zu einer der Holzknüppel-Hütten aus der Selva, meine weist einen Zementfußboden auf, die Luxusausführung, wenn auch ohne Wasser und Licht. Die Winddrift vom Strand hat die Cabana zur Hälfte mit Sand begraben, von ihrer kleinen Veranda hat man den Blick aufs Meer. Zur Inneneinrichtung zählt ein breites Bett mit Mosquitonetz sowie viel Sand, der durch die Lücken der Holzknüppelwände eingedrungen ist und den ich aus der Hütte schaufeln muss. Als ich die wenigen Schritte über die Düne den breiten Strand betrete, blendet mich dessen unbeschreibliche Weiße. Der Sand ist nicht körnig, wie auf der Insel meiner Jugend, Juist, sondern wie Pulverzucker vom Wellenschlag zerriebener Korallenkalk. Linkerhand beginnt nach einem Kilometer die Steilküste, auf der die Mayastadt thront, rechterhand erstreckt er sich Kilometer um Kilometer, einige bunte Fischerboote sind an Land gezogen, mit einem langen Atem rollen die Wellen an, es weht ein steifer Wind, der die Hitze mildert und die Mosquitos vertreibt. Hier lässt es sich aushalten. Auf dem Herweg von der Bushaltestelle, dem Crucero, habe ich rechterhand, noch vor dem riesigen Einkaufszentrum und dem „Bänle“ das die Touristen zur Maya-Stadt schaufelt, ein Hotel bemerkt, das Fahrräder verleiht. Mein Plan für den nächsten Tag steht fest. Ich werde meine fiktive Ausgrabungsstätte in Augenschein nehmen. Barfuß entlang dem Strand, die Wellen nicht achtend, die manchmal bis zum Knie reichen. Ich überdenke das Nächste: Das Nötigste, was man braucht, sind Kerzen und Wasserflaschen, ein kleiner Tequila dürfte auch nicht schaden. Der Weg zum nächsten Laden ist weit, es geht wieder durch den Dschungel, der gleich hinter dem Strand beginnt. Yucatan, soviel habe ich inzwischen verstanden, besteht aus ein paar Schneisen, die durch den undurchdringlichen Dschungel gezogen sind... Ein vorsintflutlicher Rüsselbär zottelt langsam über die Straße und verschwindet wieder im Dickicht. Am Abend, bevor die Sonne untergeht, hocke ich mich an die Bar, die

am Strand auf der höchsten Düne steht und trinke ein Bier. Weit geht der Blick über das Wasser. Wäre die Erde nicht so klein ausgefallen und die Krümmung ihrer Oberfläche so stark, ich könnte Kuba sehen. Ein schrecklicher Gedanke befällt mich. Bin ich schon – wie der Spieler Jack Ford – alias Robert Redford, so weit, als Verbannter von Key West aus sehnsuchtsvoll aber vergebens zur Insel meiner Geliebten zu schauen und mir Dialogfetzen einer untergegangenen Zeit in den Kopf zurück zu holen?

Ein Polizist Batistas hockt an der Bar in Havanna.

Eine große spiegelnde Sonnenbrille im Gesicht: Wir haben da ein kleines Problem, Señor Ford: die Revolution dieses Castros. Jack: Kennen Sie, Capitan, die Geschichte: Protestieren ein Papagei und ein Schwein.... Polizist: Ich bin kein Capitan. No, Teniente Colonel. Zehn Jahre braucht es, um Ihnen den Schuldschein zurück zu zahlen. Kennen Sie Monica Eloy, 17 Jahre alt? Ist auch besser so, sie ist tot. Sie nähte ihre Kleider selber, in dem Alter...Jack dreht an seinem Whiskey: Die Leute wollen alles abschaffen, was wir wollen – das Ficken, das Spiel, die Amerikaner. Dabei vergessen sie, wer ihnen 1898 in Havanna das Plums klo weg nahm und das Watercloset hinstellte.

Am nächsten Morgen miete ich das Fahrrad für den ganzen Tag zu einem fixen und moderaten Preis. Ich könnte auch ein Taxi nehmen. Aber mit dem Fahrrad kann ich auf Unerwartetes flexibel reagieren. Beim Auto stiegen die Kosten gleich in schwindelnde Höhen. Über die Kreuzung fahre ich, auf den Verkehr wachsam achtend, in Richtung Cobá, der verwunschenen Maya-Stadt, die die Spanier im Dschungel bei der Conquista nicht entdeckt hatten, und die bisher erst zu zehn Prozent erforscht worden ist. Für einen Archäologen ist es ein gewisser Snobismus, so achtlos an der Maya-Kultur vorbei zu gehen. Auch wenn ich von mir behauptete, alles über diese amerikanische Hochkultur zu wissen, so bin ich doch überrascht zu erfahren, dass das Meiste noch unentdeckt unter der grünen Decke des Dschungels liegt. Die Straße ist breit. Dennoch erfasst mich am Rande der Sog der riesigen Laster, wenn diese an mir vorbei rauschen. Kilometer 7 markiert ein grüner Pfahl an der Straße. Ich biege in einen Nebenweg ein, in einer Senke liegen verschiedene Gebäude, die einen verlassenen Eindruck machen. Ich mache mich laut bemerkbar, und als ein Maya in weißem Gewandt aus einem der Türe tritt, überbringe ich die Grüße von Pablo. Er ruft seine Frau aus dem Haus, kniet vor mir nieder, faltet die Hände, als stünde er vor dem Altar in der Kirche und sagt mit leiser, bittender Stimme:

Senior, mein Herr, wir sind Ihr Diener, seien Sie unser Gast.

Diese Demut entspringt Angst. Warum? Lassen Sie das, sage ich. Ich deutete auf mein Fahrrad, auf meine Sandalen. Es soll so viel heißen wie: Zwischen Ihnen und mir gibt es nicht viele Unterschiede. Ich helfe ihm auf.

Zeigen Sie mir die Ausgrabung, sage ich.

Er geleitet mich zu einer niedrigen Felswand aus weißem Kalk hinter den Häusern und weist auf das Wasserloch unter dem Abri.

Da, im Wasser? frage ich ungläubig. Er schüttelt den Kopf. Er ruft seiner Frau auf Maya etwas zu, diese bringt eine Taucherbrille und Schnorchel. Er nimmt eine Machete und fordert mich auf, ihn zu begleiten. Wir gehen einen schmalen Pfad durch den Dschungel. Die Äste greifen nach uns. Dann eröffnet sich eine kleine Lichtung, wir treten an den Rand eines tiefen Einschnitts in der Erde, das wie ein Steinbruch aussieht, und er weist hinunter. Wieder schimmert ein stilles Wasser grün herauf.

Gran Cenote.

Über eine wacklige Leiter klettern wir herunter. Vestigo - ich muss meinen ganzen Mut aufbringen gegen den Schwindel. Langsam beginne ich die geologische Lage zu verstehen. Yucatán ist, wie Florida, eine flache Kalkplatte, die knapp über dem Meeresspiegel reicht. Gleich der Fränkischen Schweiz löst das Süßwasser den Kalk auf, bildet unterirdische Kanäle, die an manchen Stellen einbrechen und Karstlöcher, Dolinen, bilden, hier heißen sie Cenotes. Aus diesen unterirdischen Seen besorgten sich die Mayas ihr Wasser für die Bewässerung der Felder. Er fordert mich auf, die Kleider auszuziehen und mit der Brille ins Wasser zu steigen. Ich folge gerne seinem Ratschlag, denn mich erwartet ein erfrischend kühles Bad in einem glasklaren See. Ich gleite entlang der Felswand und könnte erneut – wie auf der Leiter - schwindlig werden, als ich 10 Meter unter mir den Boden der Doline sehe. Es ist, als würde ich fliegen. Woher kommt das Wasser? Gibt es Zu- und Abflüsse? Ich schwimme zu einem Ende der Wand und tauche entlang der Wand nach unten. Es tut sich eine Höhlung auf. Dies müsste die Verbindung mit den unterirdischen Kanälen sein. Als ich wieder auftauche, um Luft zu holen, schreit mein Bauer ganz aufgeregt:

Si, si, Señor. Das ist es. Schauen Sie genau hin.

Ich tauche wieder in die breite Höhlung. Die Sicht wird schlechter, ist aber noch ausreichend für einen Blick auf Knochen an ihrer Wand. Es sind drei Menschenschädel, verbacken mit größeren Tierknochen und Silexabschlägen. Ein Oberschenkelknochen könnte von einem Rhinozeros stammen, ein anderer sieht in seiner leicht gebogenen Form wie der Zahn eines Waldelefanten aus. Es sind ausgestorbene Tiere. Dann passiert etwas, was mich sofort zum Auftauchen zwingt. Ich strecke den Arm aus, um sie zu betasten und stoße gegen eine Wand. Die Knochen sind hinter einer Wand versiegelt, als würden sie in einem Glasblock eingeschlossen sein. Prustend rette ich mich ans Ufer und streife die Tauchmaske ab. Dann lege ich mich in die Sonne, um die Glieder aufzuwärmen. Der Bauer schwingt aufgeregt die Machete, während er herumläuft und in seiner Maya-Sprache etwas hinausschreit. Ich verstehe ihn zwar nicht aber ich kann mich in seine Welt versetzen. Die Nachkommen der Mayas sind noch tief in ihrer alten Religion eingetaucht. Das Christentum ist nur eine oberflächige Tünche. Der Tod, die Schädel spielen im mexikanischen Volksglauben eine große Rolle. Selbst beim Karneval. Fotos von umgekommenen Autofahrern, von Selbstmördern, von Ermordeten in ihren Blutlachen werden täglich ungeschminkt in den Zeitungen publiziert. Ich rufe ihm zu, er soll mit den Sprüngen aufhören und sich zu mir setzen. Ich hätte ihm etwas zu erzählen.

Was Du und ich gesehen haben, hat natürliche Ursachen. Es ist nicht die Maya Unterwelt.

Er nickt mit dem Kopf: Si! Si! Xibalba, xibalba! sagt er.

Unsinn, erwidere ich. Dieser Cenote mit seinem Süßwasser hier ist ein Teil des größten unterirdischen Kanalsystems weltweit im Kreideboden. Wahrscheinlich sind alle Cenoten miteinander verbunden. Ihr Wasserspiegel hängt vom Wasserspiegel des Meeres ab. Vor zwanzigtausend Jahren zum Höhepunkt der letzten Eiszeit waren die Weltmeere hundert Meter tiefer, weil ein Teil ihres Wassers im Eis gebunden war. In dieser Zeit lagen die Höhlen und die Cenoten trocken. Frühmenschen und heute ausgestorbenen Tiere sind aus irgendeinem Grund hier in den Höhlen zu Tode gekommen. Sie verwesten.

Er unterbricht mich wieder. Yum Kimil, der Todestgott mit dem Totenschädel in Cobán. Er weist in die Richtung der großen Maya-Stadt, die 20 Kilometer entfernt ist.

Nein, verflucht noch mal, lass mich fortfahren, sage ich unwirsch.

Es war so. Das Regenwasser sickerte von der Oberfläche durch den Kalk, löste seine Mineralien auf, diese lagerten sich wieder durch chemische Prozesse in der Höhle ab und der neu gebildete, jetzt durchsichtige Kalk deckte die Knochen zu. Dann endete die Eiszeit, die Gletscher schmolzen ab, das Meerwasser stieg wieder an und damit füllten sich auch die Kanäle wieder mit Wasser.

Ich weiß, dass er meine wissenschaftlichen Ausführungen nicht verstanden hat. Vielleicht ist es für einen ungebildeten Menschen mit unzureichender Schulbildung und Spanisch als Fremdsprache schwierig, alles zu verstehen. Ich redete ja auch mehr mit mir als mit ihm, von dem ich sowieso keine Antwort erfahren dürfte. Was ich sehe, ist wissenschaftlich eine Sensation, mit den Funden in Kuba vergleichbar. Die in der Glasglocke eingeschlossenen Knochen müssten gut über die C14-Methodik datierbar sein, auch die Stalaktiten oder Stalagmiten eignen sich gut für eine Datierung. Hier bietet sich ein reiches viel versprechendes archäologisches Projekt an und nicht nur ein fiktives Programm, wie ich dachte. Kopfzerbrechen bereitet aber die Unterwasserarchäologie. Wir haben in Deutschland eingespielte Teams an der Ostsee. Die könnte man einsetzen. Das wäre mal was Neues als die langweilige Ostsee. Mit seinem Versprechen, niemanden etwas von dem Fund zu erzählen, verabschiedete ich mich von der Familie, schwinde ich mich wieder auf das Fahrrad und fahre zu meiner Hütte am Strand. Der Abend in der Cabana hat schon etwas von seinem Reiz verloren. Überall ist Sand, er knirscht zwischen den Zähnen, er drängt sich als ungebetener Gast durch die Ritzen in die Hütte, so dass ich ständig fegen und schaufeln muss. Damit der Wind seine volle kühlende und vor den Mosquitos schützende Wirkung erzielt, muss ich die Tür offen lassen. Ich setze den Stuhl draußen neben der Hütte, um im Abendlicht noch etwas zu lesen. In meiner Nachbarhütte ist erhebliche Unruhe entstanden. Sie ist mit drei jungen Amerikanerinnen und zwei angemieteten Mexikanern überfüllt. Eine dieser Frauen stürmt schreiend und fluchend aus der Hütte und legt sich neben mir auf den Boden. Ihr nackter Körper dehnt und windet sich wie eine Schlange vor meinen Füßen, um den Kontakt der Haut mit dem Sand zu genießen. Aus den Winkeln ihrer blitzenden Augen beobachtet sie mich, als könne mein Veristisches ihrem Sex mehr Drive geben. Sie hat die leicht geschwungenen roten Lippen, auf denen der Schweiß etwas Sand geklebt hat wie Maria und ist in

deren verführerischem Alter. Was soll ich machen, angesichts einer Nackten, die einen Meter vor mir sich räkelt? Soll ich weiter lesen? Das wäre lächerlich. Nach einer Weile kommt ihr Latin-Lover, setzt sich zu ihr und lässt Sand auf ihren Rücken rieseln. Er hat eine Badehose an. Für einen Mexikaner wäre es auch undenkbar, in der Öffentlichkeit sich entblößt zu zeigen. Es beginnt eine Diskussion. Sie will ihn heiraten. Sie haben aber kein Geld und sie weiß nicht, wie sie ihn über die Grenze nach den USA bringen kann. Eine zweite Frau, füllig und ungepflegt, kommt hinzu. Sie scheint unbemannt zu sein. Ihr Rücken ist mit einem fürchterlichen blauen Drachen tätowiert, der sich auf den Schenkeln fortsetzt. Das zweite Pärchen nutzt das Alleinsein in der Hütte, um sich einem lauten Liebesakt hin zu geben. Die Nackige schaut mich fordernd an, als wenn ich ihr Problem lösen könnte. Ich bin mir sicher, wenn ich ihr 50 Dollar anbiete, kommt sie zu mir in meine Hütte. Ihr möglicher Love, den ich noch nicht gesehen habe, würde draußen bleiben und es auf ihrem Geheiß dulden oder auch nicht, das müsste man abwarten. Stattdessen sage ich auf Deutsch:

Mädchen, wie soll ich dir helfen, wenn ich doch meine eigenen Probleme nicht lösen kann.

Auch wenn sie meine Sprache nicht versteht, so hat sie an meinem resignierenden Ton die Bedeutung meiner Worte verstanden.

Morgen, sagt sie auf Englisch, morgen komm ich zu dir.

Am Morgen weckt mich lautes Fluchen von unserem Guard auf. Er weist auf die leere Hütte neben meiner. Die fünf haben sich nachts davon gemacht, ohne den Tag zuvor zu bezahlen. In Zukunft schwört er, wird er immer sofort abkassieren. Ich bedaure es, dass die Geschichte so sang- und klanglos beendet worden ist. Vielleicht hätte ich es tags darauf mir anders überlegt. Ich hätte mir den blauen Drachen genommen, über ihre Schmutzlichkeit hin weg gesehen, und als drei Pärchen hätten wir mit meinem Geld eine Woche oder länger eine kleine Road-Moovie durch Belize und das nördliche Guatemala gemacht. Vielleicht wäre ich der Verführerischen näher gekommen. Ich wäre nicht mehr einsam gewesen. So ist es anders gekommen. Ich schiebe mein Fahrrad über den Sand zur Straße, um entlang der Strandstraße gen Süden die Gegend ein wenig aus zu kundschaften. Cabana-Anlage an Anlage reihen sich entlang dem Strand und lassen keine Lücke zu. Sie tragen Namen wie Mezzanine, Condesa, Paraíso, Zazil Kin, Tribal, Papaya, Conchita, Zamas. Es sind Luxusausführungen darunter, auf New Age ausgerichtet, mit mexikanischen Yoga- Massage- und Meditationsjüngern für die US Girls oder rollstuhlfahrergerecht. Dazwischen ist Platz für vegetarische Palapa-Restaurants und Mexican food, alles an der Beach-front versteht sich. An einer Straßensperre geht es nur mit einem Obulus weiter. Ich befahre die Reserva de la Biósfera Sian Ka an, wo der Himmel geboren wurde, das bedeutendste küstennahe Naturschutzgebiet Mexikos. Was auf der Karte so winzig aussieht, ist mehr als eine Tagestour. Da ich auf eine zeitige Rücktour achten muss, die Straße zudem zu einer Buckelkiste wird, wo ich konzentriert den tiefen Löchern ausweichen muss, springe ich an dem Wendepunkt kurz ins Wasser und lasse mich vom Wind zu meiner Cabana zurück treiben. Fast hätte ich vergessen, dass heute mein Geburtstag ist und ich Yamara versprochen habe, sie anzurufen. Mein Handy läuft immer noch nicht. Ich gehe die Ninos Heroes entlang. Die Straße ist nicht nach den fünf Helden Kubas sondern nach den zwei heldenhaften Zwergen der Mayas benannt. Neben einer Pizzeria steht im Laden eine Telefonkabine, von der man zeitlich unbegrenzt telefonieren kann, im Gegensatz zu den öffentlichen Telefonhäuschen, die mit tajetas arbeiten. Für Anrufe nach Kuba ist das wichtig. Auch von Mexiko aus dürfte das Telefonat zur karibischen Insel so teuer sein, dass der teuerste Einsatz, eine 10 Dollar Tajeta, das schönste Liebegeflüster zerhackt.

Gel? Ihre zaghafte fragende Stimme kommt aus nur 500 Kilometer und eine Stunde Unterschied und doch ist es eine Ewigkeit. Ich plappre so dahin, wie das so ist, hier in Mexiko, und dass die Mestizinnen hässlich seien, kein Vergleich mit den Kubanerinnen. Die nackte Amerikanerin verschweige ich. Sie muss es so nehmen, wie ich es ihr erzähle. Sie hat keine Chance, von sich aus nachzuhaken, selber mal anzurufen, um nachzuprüfen, ob ich nicht ein Lügenbold sei. Sie fragt nach den Verdiensten in Mexiko, z.B. für eine Serviererin wie sie eine gewesen ist. 200 Dollar, antworte ich. Mas o menos. Keine 15 Dollar wie in Kuba. Und es gibt gebrauchte Fernsehgeräte für 150 Dollar zu kaufen, füge ich hinzu. Sie staunt. In Kuba kosten die billigsten Fernseher 500 Dollar. Man kann keine gebrauchten kaufen. Dass das ökonomische Paradies in den USA und Europa liegt, das weiß sie. Aber Mexiko? Vor 50 Jahren war dies ein elendes Land im Vergleich zu Kuba, das hat ihre verstorbene Großmutter erzählt. In Havanna, wo die Großmutter als Tänzerin gearbeitet hat, sind viele Mexikanerinnen dort gewesen, um ihr Geld als Putzfrauen zu verdienen. 50 Dollar, vor 50 Jahren!

Es sei nicht alles Gold hier, sage ich. Die Indios verdienen nicht mehr als in Kuba. Als wenn das ein Trost wäre.

Ich wollte ihr eigentlich sagen, wie sehr ich sie liebe, wie ich sie in meinen einsamen Nächten herbei sehne und dass es kein Trost für mich ist, sie so nah zu wissen, wo es doch so fern ist. Aus meinem heißen Telefonhäuschen, in dem über meinem Kopf ein kleiner Ventilator summt, schaue ich hinaus in den aufsteigenden Vollmond.

Schau in den Vollmond, sage ich zu ihr, in fünf Minuten. Ich bin auch dabei. Blick auf den obersten Punkt des Mondes. Dort werden sich unsere Blicke kreuzen und vereinen. Yo te amo, ciao!

In meinem Pasado erwartet mich eine Überraschung. Im kleinen Innenhof mit freiem Blick zum sternklaren Himmel hat eine studentisch angehauchte Combo, Gitarrist, Schlagzeug, Keyboard und Sängerin Platz genommen.

Setzen Sie sich hier an die Bar, da sind Sie nah dran, sagt die aparte Hotelleiterin. Zwanzig weitere Zuhörer haben an den kleinen Tischen und der Bar Platz genommen. Ich bestelle ein Bier. Das haben Ihre Freunde für Ihren Geburtstag arrangiert, sagt sie. Alle Achtung, Sie haben bedeutende Freunde. Sie schaut mich freundlich an. Es soll nicht ironisch klingen, was sie sagt. Ich bestelle zum Bier einen kubanischen Rum. Einen Doppelten.

Die Combo hat ein breites Repertoire. Es spielt Folkloristisches wie Tengo arroz, Pop wie Hotel California und Reggaeton... Selbst vor einer spanischen Schnulze Silencio hat sie keine Berührungängste. Natürlich darf Happy birthday nicht fehlen. Ich schaue in den Vollmond und habe Tränen in den Augen. Es ist gut, dass nur die Kerze auf den Tischen ein wenig Licht verbreiten.

DER HEILIGE GRAL

Zu Hause zurück, schaue ich mir die Post, die E-Mails an und höre die Telefone ab. Vi, meine alte Verlobte, fragt geschäftsmäßig nach, wo ihr monatlicher Betrag für arme Familien auf ihrem Konto bleibt und schließt mit der üblichen Formel, dass sie mich bis zum Lebensende lieben wird. Doch noch eine weitere meiner alten Freundinnen, Maria, hat mir eine E-Mail geschrieben. Zum ersten Mal nutzt sie das Correo electronico, nachdem ich mich nicht mehr per Telefon melde.

Wo steckst Du? Was machst Du? Ich mach mir Sorgen. Nicht um Dein Geld. Um Dich. Ich liebe Dich.

Jeder Satz dringt wie ein Dolch in mich ein, ich spüre die Wärme und den Duft ihres Atems, wie sie zu mir spricht. Immer wieder und immer wieder lese ich ihren Text. Verflucht noch mal! Was ist mit mir los? Ich meine Yamara zu lieben, und da schreibt eine Lolita ein paar Zeilen und meine Gefühle sind lichterloh in Flammen wie damals in unserer Hütte, unserem Liebesnest, das ich ihr gekauft habe. Nichts hat die Zeit getötet, seitdem wir uns das letzte Mal umarmt haben. Zugleich wird mir bewusst, wie gewöhnlich mein Verhältnis mit Yamara manchmal geworden ist, mit der ich jeden dritten Tag telefoniere, mehr als 500 Euro laufen monatlich auf, es ist fast zur Routine geworden. Ich werde nie von dieser fatalen Liebe zu der Elfengleichen loskommen und sie auch nicht von mir. Das ist das eine. Das andere ist: Gebe ich mich dieser fruchtlosen, furchtbaren Liebe hin, kann mich das die Zuneigung von Yamara kosten. Ich könnte aber auch 50 Tausend Dollar sparen, wenn ich auf das Projekt „Der heilige Gral“ verzichte. Ich könnte mir viel Geld ersparen, falls die Sache nicht klappt und die Sache – asunto – nicht zu vermarkten ist. Ich könnte stattdessen mich meinen wahren Gefühlen hingeben, die süße Trauer um eine wahre utopische Liebe in 10 Tausend Kilometer Distanz pflegen. Am besten ist, vollendete Tatsachen zu schaffen, von denen es kein Zurück mehr gibt. Ich gehe zu meiner Bank und fülle den Zahlungsauftrag über 25 Tausend Dollar gemäß Paragraph 59 der Außenwirtschaftsverordnung aus. Die Zahlung erfolgt für eine Dienstleistung, die ich in Kooperation mit meinem mexikanischen Partner zu leisten habe. Die Ausführungsart ist Standard, es ist ein Avis an die Bank des Begünstigten und die Entgeltreglung geht zu meinen Lasten. Als Zweck gebe ich ein Joint venture in der archäologischen Zusammenarbeit mit dem Anthropologischen Institut des Mexikanischen Staates Quintana Roo an. Es gibt keine Nachfragen seitens meiner Bank oder der Aufsichtsbehörde.

Nicht so einfach ist die Verjüngung meiner Erscheinung für einen zweiten Pass. Eine Spiegelprüfung ergibt, dass es für die Aufrüstung meines Gesichts keinen Handlungsbedarf gibt. Ich kann mit meinem Aussehen zufrieden sein. Um dem prüfenden Blick eines Zöllners bestehen zu können, wäre eine Verunstaltung ins Zombiehafte vorteilhafter als eine Verjüngung. Aber meine Partner haben so entschieden und so sollte es sein. Und was würden die anderen sagen, wenn ihnen ein Gorilla entgegentritt? Einen Drang zum Self-Improvement durch Face-Lifting, hat schließlich jeder. Ein Inserat im kostenlosen Sonntagsblatt zeigt ein hübsches Gesicht, das sich

mit den Fingerspitzen die Wangen strafft. Ich begeben mich in die Lifestylelokalität eines Schönheitschirurgen, der den besten Ruf in der Stadt hat, nicht ganz billig, aber was macht es schon. Es empfängt mich ein vornehmes Ambiente, die Empfangsdame versucht mich, innerlich für meinen Schritt zu motivieren und zu festigen, damit ich nicht im letzten Augenblick wieder abspringe. Entscheidend sei, dass man sich wohl fühlt, säuselt sie. Sich wohl fühlen, an sich selbst glauben, dann wird alles gut, ist das simple Rezept. Hier, lesen Sie das, sagt sie und weist auf ein Buch von einem Amerikaner. Es heißt „The Secret“ und ist in Amerika ein Bestseller. Sie müssen nur positiv denken, dann verändern Sie die Wirklichkeit, die Sie belastet. Ich weise ihr Angebot dankend ab. Das liefe auf eine Übermotivation hinaus, die meine getrübbte Wahrnehmung der Welt noch mehr verzerren würde. Die Liebe treibt mich schon jetzt zu Abenteuern, die meine volle Aufmerksamkeit erfordern, um nicht gänzlich den Boden unter den Füßen zu verlieren. Wenden wir uns lieber den praktischen Dingen zu. Wenn ich mich zu etwas entschieden habe, will ich es sofort haben. Noch vor den großen Ferien. Der Chef kommt, ein kleiner drahtiger Mann in meinem Alter, und schaut mir aus einem halben Meter streng ins Gesicht, um jedes Fettpölsterchen, jedes Äderchen und Falte zu begutachten. Er ist ganz professionell. Seine Assistentin hat inzwischen einen Schreibblock in die Hand genommen.

Hier, der Ansatz zu Hängebacken, sagt er streng. Die Wangen etwas eingefallen. Altersbedingt ebenso die Falten am Hals. Hier! Er nimmt einen Stift und markiert einige Punkte auf der Haut, wo er das Skalpell ansetzen will, ohne zu vergessen, sich seines Urteils bei seiner Helferin zu vergewissern, die aus der Entfernung mich betrachtet. Am Freitag ist Termin, 8 Uhr morgens, nüchtern. Ach ja, Sie müssen mit der Taxi nach Hause fahren.

Er holt einen Fotoapparat und macht eine Aufnahme von meinem Gesicht. Aha, denke ich, das unschlagbare Werbeargument vorher – nachher. Vorher 200 Kilogramm und nachher 70 Kilogramm Körpergewicht; vorher ein Zombo – nachher der Fußballer Piqué, der neue Freund von Shakira. Meine Metamorphose wird er in sein Reklame-Album kleben, um weitere Kunden anzulocken. Es ist die dritte Operation meines Lebens. Als Jugendlicher der Blinddarm, dann ein Krebs, der hier keine Rolle zu spielen hat und drittens freiwillige Selbstverstümmelung. Es ist wie Sommer 1944 an der Ostfront. Einige Soldaten gaben sich den getürkten Heimatschuss ins Knie, um im Lazarett dem Massengrab zu entkommen. Hätte man noch alle Sinne beieinander, man müsste sich die Haare raufen, eine andere Form der Selbstverstümmelung. Versuchen wir trotz der eiteln Selbstbespiegelung mit einer ungeschminkten Zwischenbilanz: Aus Liebe zu einer Kubanerin gebe ich viel Geld aus, um mit Hilfe einer ominösen mexikanischen Mafiabande mein passgemäßes Aussehen zu maskieren. Ich lege mich freiwillig zu einer ästhetischen Operation unters Messer und riskiere dabei mein Leben. Das ist der momentane Stand. Am Freitag finde ich mich pünktlich im Schönheitssalon des Chirurgen ein. Den Wagen habe ich in dem Parkhaus eines Einkaufszentrums geparkt. Es läuft alles professionell ab. Ich bekomme ein Extrazimmer mit Bad, muss mich entkleiden und lege mich auf den Operationstisch. Eine Kanüle wird angelegt, durch die eine Art Schlaftrunk in den Körper geleitet wird. So hat man es mir vorher erklärt, das erübrigt den Anästhesisten. In einer halben Minute bin ich hinweg, um nach 2 Stunden wieder aufzuwachen. Die Operation ist beendet.

Erschrecken Sie nicht, wenn Sie in den Spiegel schauen, warnt mich der Chirurg. Der linke Augenteil ist tiefrot angelaufen, ein Hämatom, sagt der Arzt.

Es ist aus seiner Sicht alles perfekt verlaufen. Von dem Hämatom stand nichts im Kleingedruckten. Die Operationsschnitte verlaufen in Zick-Zack-Linie hinter den Ohren bis in die Nähe der Augen. Sie sind für eine Nacht durch einen weißen Verband geschützt, um das Kopfkissen nicht mit Blut zu verschmieren. An den Ohren sind Fäden verankert, die hinter der Haut unsichtbar die unteren Wangenteile straffen, gegen die Schwerkraft. Ich ziehe meine große Sonnenbrille über, um den dunklen Fleck im Gesicht zu verbergen und fahre mit einem Taxi nach Hause. Meine Stimmung ist aufgekratzt. Es passiert etwas gegen die Langeweile, dem schlimmsten Zustand der Seele. Es ist die Zeit der systematischen Irreführung. Mit dem Lügen beginne ich nach zwei Tagen Wochenende, als ich am Montag zu einer Konferenz über die gerechte Einkommensverteilung in der BRD muss, die schon seit längerem vorbereitet worden ist. Ich führe den Vorsitz. Um die Operationsschnitte zu verbergen, ziehe ich mir einen schwarzen wollenen Ohrenschützer über die Ohren. Dazu die Sonnenbrille auf die Nase. Bei dreißig Grad Temperatur zieht meine Winterbekleidung die Aufmerksamkeit auf sich. Alle wollen meine Leidensgeschichte hören, bevor wir zu den Inhalten der Tagung kommen. Da stand beim Radeln plötzlich ein Betonpfahl im Wege, der da nichts zu suchen hatte, und ich voll drauf. Glück im Unglück, kein Schädelbasisbruch. Wie leicht hätte etwas Schlimmeres passieren können. Das finden auch die Kollegen. Mitleid allerorten. Meiner Haushälterin brauche ich keine Lügengeschichte aufzutischen, als sie meiner ansichtig wird.

Mal wieder die Frauen, stellt sie sachkundig fest. Eine anständige Dresche, die Sie da bezogen haben. Der andere aber auch, versuche ich mich zu verteidigen.

Der stundenweise Kontrollblick in den Spiegel wird unterhaltsam. Das blauschwarze Hämatom beginnt quer über das Gesicht nach unten zu wandern. Zuerst bedeckt es die Wange, dann verläuft es sich bis zum Kinn. Fasziniert verfolge ich das Geschehen in meinem Gesicht. Der nächste Termin, dem ich nicht entkommen kann, ist die Hochzeit meiner ältesten Tochter in München. Von dem Hämatom ist nur noch ein kleiner Fleck unter dem Auge geblieben. Der Arzt hat nicht zu viel versprochen, von Tag zu Tag verjüngt sich mein Gesicht, die geschwellenen Tränendrüsen bilden sich zurück, die Wangen und der Hals straffen sich, ich trete eine Reise rückwärts in die Vergangenheit an, pro Tag um ein Jahr zurück, schätze ich, um das Jahr 1985 endet die Zeitreise. Es sind 20 Jahre weniger. Zu früh, denke ich und hadere mit dem Schicksal. Warum kann der Count Back nicht noch weiter gehen? Ich teile dem Chirurgen mit, dass ich das volle Paket will. Brustretusche und Eye Cutting. Die ganze Frontseite soll es sein.

Wir haben zwei Möglichkeiten, sagt mein Arzt. Wir machen Schnitte unterhalb der Brüste, dann sieht man die Narben oder wir öffnen den unteren Teil der Brustwarzen, dann operieren wir das gebildet Drüsenmaterial hinweg und saugen das Fett auf. Und Sie hören mit dem Biersaufen auf. Im Bier sind weibliche Hormone, die Ihre Brüste anschwellen lassen.

Nach der Mamagraphie, in der meine Brüste wie bei den Frauen zwischen zwei Platten gepresst werden, entscheiden wir uns für den zweiten Weg. Mit großer Genugtuung lege ich mich wieder unter das Messer und nach dem Erfolg wiederholen wir zum dritten Mal das Prozedere. Das Geschnibble an meinem Körper beschert mir Erleichterung. Jedes Gramm Fett und Drüsengewebe weniger beschwingt mich; es ist ein Genuss, sich vom faulen Fleisch zu trennen. Die oberen schlaff gewordenen Augenlider zu heben, ist zwar nur ein kleiner Eingriff, aber ein besonders delikater, weil das Messer und die Nadeln, mit denen die Fäden gezogen werden, den Augäpfeln gefährlich nahe kommen. Danach fühle ich mich wie neugeboren, auch wenn die weiteren Operationen den geriatrischen Count back nur noch um drei weitere Jahre auf 1982 zurück schrauben.

Rostro liso, no mammas mas, párpado superior acertado, berichte ich stolz Yamara am Telefon.

Doch ihre Begeisterung hält sich in Grenzen. Sie macht sich Sorgen um meine gestiegene Attraktivität bei den deutschen Frauen. Ein Dorian Gray ohne Teufelspakt. Das finden auch die Hochzeitsgäste meiner Tochter. Es sei die Lympe, erzähle ich jedem, der sich über mein faltenlos gewordenes Gesicht wundert. Die Lympe repariere die unsichtbaren Verletzungen im Gesicht. Sie blähe das Gesicht auf, strafft den Hals und glätte alle Falten. Das ist aber nur vorübergehend. Man werde sehen, in ein paar weiteren Tagen sei er wieder der alte Faltenreiche. Yamara macht mir nach wie vor große Sorgen. Sie sieht keine Perspektive mehr in unserer Beziehung. Es ist herzerreißend, wie sie leidet. Ich versuche, ihre Stimmung durch kräftige Überweisungen auf ihr Bankkonto zu mildern. Langsam kommt sie in Erklärungsnot, was an zu kaufenden Objekten ich noch angeben soll. Ihr Haus ist mit dem ganzen Komfort ausgestattet, den sie für die Devisen in Kuba einkaufen kann. Es müsste langsam auffallen, wie generös ich in einer hoffnungslosen Sache vorgehe. Aber das ist es, was ich ihr sagen kann.

Gib die Hoffnung nicht auf. Eines Tages sind wir vereint. Die Götter können nicht so grausam sein.

Ich bete täglich zu Ogalú, sagt sie. Ich habe erst gestern 4 Hühner, 2 Tauben und viel Rum den Göttern geopfert.

Nooo alcoool, sage ich.

Per E-Mail werde ich vom provinziellen archäologischen Institut in Cancun, Yucatán wegen unserem Projekt eingeladen. Wie in den besten Zeiten Kubas, als ich achtmal jährlich über das große Wasser geflogen bin, setze ich mich in den nächsten Flieger. Diesmal habe ich ein 4-kanaliges Handy mit, das auch in Mexiko funktionieren soll. Yamara erzähle ich diesmal nichts von meiner Reise. Schlafende kubanische Hunde sollten nicht geweckt werden. Es wiederholen sich die Ereignisse, wie das letzte Mal. Ich steige in meiner Posada ab, freudig begrüßt von der Hotelmanagerin, als wäre ich ein alter Bekannter. Den nächsten Morgen gehe ich zur Cafeteria, wo der Amerikaner sein Frühstück einnimmt und mich kurz und formlos begrüßt. Nach dem Essen gehe ich in den Park

und setze mich auf eine Bank. Der Fischer taucht auf und begrüßt mich. Alles verläuft zwanglos. Ich will mich für das Geburtstagsgeschenk bedanken, aber er winkt ab.

Eine Regel lautet, dass die Vergangenheit nichts ist und die Zukunft alles.

Ich will mir den Grundsatz merken, antworte ich. Was passiert jetzt?

Ihr Handy, sagt er und streckt die Hand aus. Es ist nur eine Vorsichtsmaßnahme, so lange wir uns unterhalten. Danach bekommen Sie ihn wieder.

Ach ja, das hatte ich ja vergessen, diese Regel. Das neue Handy funktioniert jetzt in Mexiko, bemerke ich, aber es ist ausgeschaltet, wie Sie sich überzeugen können. Das schwedische Modell hat auch eine GPS-Funktion für die Satellitensteuerung.

Sie müssen sich ausweisen, Sie sehen so verändert aus, sagt er und ich weiß nicht, ob es ernst gemeint ist. Sie sehen aus, wie Ihr jüngerer Bruder, erläutert er.

Ich habe keine Geschwister, antworte ich. Meine Mutter hat mich allein groß gezogen. Hier die Fotos für die Ausweise.

In ein paar Tagen bekommen Sie alles zurück, sagt er. Ihre Promitida, die Versprochene, heißt Petra Gonzales und Sie Rolf Schmiederer. Sie hat das mexikanische Visum für ihre Ausreise schon in ihrem mexikanischen Pass. Er hält die Fotos vor seinen Augen. Verflucht, daran haben wir nicht gedacht, kommt es über seinen Lippen. Sie ist eine Negra. In Mexiko gibt es keine Schwarze.

Er überlegt eine Weile. Gespannt schaue ich ihn an. Wird unser Projekt schon scheitern, bevor es richtig begonnen hat? Aber hier haben wir die Lösung, ihre Hochzeitspapiere. Er überreicht mir das Dokument. Das muss sie immer mit sich tragen. Daraus ergibt sich, dass sie im Norden von Belize geboren ist, da sind sie alle schwarz. Unsere Leute haben an alles gedacht. Gute Arbeit.

Mir fällt ein, dass in Belize Englisch gesprochen wird und meine Freundin kein Wort Englisch kann. Aber um die Sache nicht zu komplizieren, halte ich den Mund.

Sie geben mir Ihren alten Pass und warten auf unsere weiteren Anweisungen in Cancun. Mehr können wir nicht sagen.

Eine andere Identität. Das ist es. Sich in eine andere Person verwandeln. Rolf Schmiederer – kein schlechter Name, mit dem er sich anfreunden könnte. Dazu eine Petra aus Belize, Angehörige des Britischen Commonwealth. Mit einem entsprechenden Pass hätte sie Zugang in die Europäische Union über Großbritannien. Seine Braut. Keine riskanten Sachen mehr. Der Autor schreibt das Skript um und der Ich-Erzähler übernimmt die neue Rolle für das neue Projekt „Der heilige Gral“. Wo gibt es noch Probleme? Ein Mann im mittleren Alter mit einem weißen Tropenhelm kommt hinzu und setzt sich zu uns.

Gestatten, Kraus, der Autor, sagt er und lupft den Hut. Ein etwas altmodischer Herr aus einem anderen Film mit dem Gestus eines besessenen Regisseurs, der mit pompöser und pathetischer Fabulierkunst inszeniert und bei manchen Nebenhandlungen schon mal den Faden verlieren kann.

Sind wir uns nicht schon mal begegnet, fragt Rolf ihn?

In der Vergangenheit nicht, erwidert er, aber in der Zukunft, 4 Jahre später, im 3. Teil der Trilogie, wenn die Petroleumkochplatte explodiert. So sieht es zumindest mein literarischer Entwurf vor. Er weist auf Rolfs Partner, den Mexikaner.

Was machen wir nun mit ihm? Irgendwie ist er überflüssig geworden.

Er möchte mein Laptop sehen, den ich mitgenommen habe, sagt Rolf.

Gut, erwidert der Autor. Wir müssen am Text einiges ändern. Wie ursprünglich geplant, können wir nicht weiter machen. Die Zeiten haben sich geändert. Der Ich-Erzähler hat inzwischen sein posttraumatisches Belastungssyndrom überwunden.

Das bedeutet? unterbricht Rolf ihn.

Das bedeutet, dass er Kuba freundlicher gesinnt ist, fährt er fort. Er tritt dieser Insel in der Karibik gerechter gegenüber. Wir haben es mit einem Entwicklungsroman zu tun. Der Protagonist läutert sich. Die Made hat sich zum Schmetterling gehäutet. Er hat nicht nur seinen Namen geändert, sondern auch seine Persönlichkeit.

Im dritten Teil der Trilogie wird er noch Kommunist, wendet Rolf ein.

Der Autor lächelt amüsiert. Kann sein, erwidert er. Vielleicht wird Rolf bei dem Neujahresempfang der Linkspartei in 4 Jahren eine kesse Lippe riskieren.

Rolf, der Herr Kraus und der Mexikaner gehen ins Hotel, Rolf öffnet Google Earth im Laptop. Der Mexikaner gibt die Koordinaten, die Rolf in Google Earth eingibt. Der Globus wandert zu der großen Insel in der Karibik und wie ein Sturzkampfbomber stürzt sich das Auge aus dem Weltraum herab zur Nordküste zu einem Hafen, der schon mal bessere Zeiten gesehen hat. 300 Meter über der Erdoberfläche bleibt es stehen. Man sieht von oben die verwüstete Marina aus amerikanischer Zeit, ein paar ramponierte Holzstege sind von der alten Pracht erhalten geblieben. Kleine Schiffe ankern im Gewässer, die lizenzierten hölzernen Fischerboote, die die Kooperative versorgen. Ein paar hundert Meter auf der anderen Seite des Hafens, wo die kaputten Lagerhallen stehen, ist das kubanische Marineschiff stationiert. Kein Problem für Fischhändler. Jede Nacht tauchen diese aus Havanna zum Fischkauf auf. Das ist man gewohnt.

So wird es funktionieren, sagt der Mexikaner zufrieden, an Rolf gerichtet. Wir wissen noch nicht, in welcher Nacht es losgeht, und welchen konkreten Zielpunkt unsere lancha rápida tatsächlich im Hafen ansteuert. Der Kapitän wird es Ihnen mitteilen, wenn er angelandet ist. Aber es kann nur um einige Meter Differenz von dem sein, was wir heute gesehen haben. Sie werden das erfahren, wenn Sie im Hafen sind. Buchen Sie Ihren Flug nach Havanna. Es gehen zwei Flüge täglich von Cancun. Seitdem Sie identisch sind mit Rolf Schmiederer – er schaut auf den Autoren – ist der neue Pass echt. Er ist nicht gefälscht. Viel Glück. Er reicht Rolf und dem Herrn Kraus die Hand.

Ich will Sie vor sich selber schützen, sagt der Autor zu Rolf. Je mehr Identitäten Sie haben, umso weniger kommen Sie zu dem eigenen Kern Ihrer Persönlichkeit und umso mehr verwirren Sie die andere Seite. Ach ja, fügt er hinzu, beinahe hätte ich es vergessen: wir nennen das Projekt um. Es heisst nicht mehr „Der heilige Gral“ sondern „Alarm für Cobra 12“. Ab und zu muss man das Codewort ändern. Zum Schutz, verstehen Sie.

Diesmal bin ich an den Ort gebunden und kann nicht zu meinem Beech ausweichen. In meinem Hotel soll der Pass überreicht werden, also muss ich warten. Der Hafen wacht langsam aus seiner Schläfrigkeit auf. Seinen Lebenspuls bestimmen die Ferienkalender für die Kids in den USA, nach denen sich auch die Eltern zu halten haben. Aber die Warterei dauert nicht lange. Ich studiere gerade die Morgenzeitung mit den Fotos der grässlich Verstümmelten der Nacht als mein Bekannter, der Mexikaner, sich zu mir setzt und einen Espresso bestellt.

Rolf, da sind Sie ja, begrüßt er mich überschwänglich. Hier ist er, der neue Pass, sagt er. Und den alten geben Sie mir, den brauchen Sie nicht mehr.

Klug eingefädelt. Rolf Schmiederer blättert durch die Seiten. Es ist ein neuer Pass der Europäischen Union, mit wenigen Eintragungen aber viel unsichtbaren Chip-Firlefanz. Das eingeschweißte Foto mit den Persönlichkeitsmerkmalen steht ihm. Ein hübscher Kerl schaut aus dem Dokument, keiner mit Hängebacken mehr. Ich stecke ihn ein und winke eine Taxe herbei.

Der Mexikaner ergreift meine Hand. Nicht so schnell. Wo wollen Sie hin. Zum Flughafen, sage ich, dort den Flug buchen. Gut, sagt er. Da nehme ich Sie in meinem Auto mit.

Es sind nur zwanzig Minuten zum Flughafen. Wir gehen in die Ausflughalle. Unwillkürlich schaue ich wieder durch das große Glas, das die Fortflieger von den Ankommenden trennt.

Was suchen Sie? fragt er.

Die armen Immigranten, die ausgewiesen werden, sage ich.

Nicht doch! Er lacht. Wer wird denn an so etwas denken. Das sind arme Schweine im Pack.

Für immerhin 15 Tausend, erwidere ich.

Ach was! Er winkt unwirsch ab. Das ist Tagesgeschäft im Hühnerhandel. Die haben Pech gehabt, weil nicht genügend gebissen wurde. Rolf, Sie spielen in einer anderen Liga. Sie sind ein Fall, für den wir unsere ganze Sorgfalt verwenden werden. Nicht allein wegen dem Geld.

Aber das dauert so lange, antworte ich.

Eben, erwidert er, deshalb gehen wir den Weg des übergesetzlichen Notstands.

Ich widerspreche: Hängen wir das Ganze ein bisschen niedriger.

Mundraub! Frauenraub! kontert er.

Brautraub, gebe ich ein.

Für Morgen wäre noch ein Platz im Flugzeug frei, sagt die Frau im Verkaufsschalter. Ich schaue zu meinem Begleiter, er nickt mit dem Kopf. Einfach, sage ich. Mein Begleiter schüttelt den Kopf. Hin und zurück, verbessere ich mich. Daran hätte ich auch denken können, dass ein Rückflug aus Kuba lästige Fragen ersparen kann.

Den Pass bitte, sagt sie. Es wird noch einmal spannend. Das Papier kann seine erste Bewährung spielen. Sie schaut nur kurz auf das Papier, gibt es mir zurück und wünscht Rolf Schmiederer eine gute Reise. Mein Bekannter fährt mich zurück in mein Hotel und ist auf einmal sehr kurz angebunden.

Viel Glück Rolf, sagt er.

Das kann ich gebrauchen, erwidere ich.

ALARM FÜR COBRA 12

Nachts liegt Rolf grübelnd im Bett und starrt auf den Windwedel an der Decke. Hat er mit dem Wechsel der Identität auch seine Handballen ausgewechselt? Herr Karl müsste es wissen. Er ist verschwunden. Rolf kommt sich wie ein Transvestit vor, der in einem fremden Körper lebt. Ein Transvestit kann nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts nur sein Geschlecht im Pass und der Geburtsurkunde wechseln, wenn er eine ästhetische Operation vornimmt, nicht im Gesicht sondern im unteren Körperteil. Aber solche Überlegungen sind müßig. Die hätte er früher anstellen können. Jetzt gilt nur noch die Parole:

Da musst Du durch, Rolf!

Am nächsten Morgen sortiere ich mein Gepäck. Das Laptop und vieles mehr lasse ich im Hotel. Ich nehme nur unverfängliches Handgepäck mit. Nichts soll mich belasten, ich muss mobil bleiben und nichts Verhängnisvolles aus Versehen mitnehmen. Im Flughafen hole ich meine Flugkarte vom Schalter ab. Als ich die Passkontrolle passiere, klopft das Herz bis zum Hals. Es ist der Moment der Wahrheit, welche Qualität mein Pass besitzt. Die Generalprobe. Wäre es eine Pfuscharbeit aus einer billigen mexikanischen Werkstätte, würde man die Fälschung entdecken und mich aus dem Verkehr ziehen. Man würde mich wegen Passvergehen zu einer kleinen Gefängnisstrafe in Mexiko verurteilen und nach Deutschland abschieben. Schaffe ich es durch die Kontrolle, trägt der Pass das Qualitätssiegel. Aber wozu sich Sorgen machen? Ich bewege mich in einem virtuellen Raum, den der Autor konstruiert hat. Mir kann im Grunde nichts passieren. Schlagen die Wellen über mich zusammen, und wird der Schmerz unerträglich, wache ich aus dem bösen Traum aus. Ich beobachte den Passmenschen, wie er meinen Pass prüft. Ist es für ihn eine lästige Pflicht, handelt er schludrig, ist er übermüdet oder in Gedanken an seine Geliebte abgelenkt, dann ist die Generalprobe keinen Pfifferling wert.

Der Mann in der Kabine prüft ausdauernd und gewissenhaft, schaut mich mehrmals an und gibt mir dann einen kurzen Wink, ich kann durch die Drehtür passieren und mein Handgepäck auf den Screener legen. Ich bin durch. Das Flugzeug hat nur knapp über hundert Sitze. Entgegen meiner Gewohnheit habe ich nicht um einen Fensterplatz gebettelt. Es wird ein kurzer Flug. Ich bin im Mittelgang, die zwei Sitze neben mir bleiben leer bis kurz vor dem Abflug. Dann kommen zwei Männer, um in meiner Reihe Platz zu nehmen. Als ich aufstehe, damit sie sich an mir vorbei quetschen können, merke ich, dass sie mit Handschellen aneinander gefesselt sind. Eine Repatriierung, das ist klar. Aber wer ist der Schurke und wer der Polizist? Ich will mir nichts anmerken und schau verstohlen zur Seite. Der neben mir spricht leise mit sich, während der andere, mir abgewandte, den Kopf in den Sessel gräbt und die Augen schließt. Aus dem Gemurmel meines Nachbarn kann ich am Tonfall Verzweiflung entnehmen. Warum, warum? fragt er. Ob er nicht gewusst habe, dass die Mexikaner Gefangene wieder in ihre Heimat zurück schicken, frage ich leise, um seinen Bewacher nicht zu stören. Ja, offiziell schon, sagt er, aber er habe nicht gewusst, dass das Ernst sei. Er habe auf die Connection line vertraut.

Ich habe ihr vertraut, sagt er und seine Augen füllen sich mit Tränen. Wer ist ihr? frage ich. Die Fundación Nacional Cubano Americana, die FNCA, sagt er. Nicht nur ihr galt mein Vertrauen. Auch den Freunden von Fox, dem ehemaligen Mexikanischen Präsidenten und seiner Partei Nationale Aktion PAN, die beste Beziehungen zur Republikanischen Partei von Bush hat. Kennen Sie El Yunque? fragt er mich.

Den Amboß? Aber gewiss, antworte ich. Das ist dieser Kalkstotzen bei Baracoa, den Columbus auf seiner ersten Fahrt so benannte, weil er einem Schiffamboss ähnlich sieht.

Aber nicht doch, widerspricht er. El Yunque ist die gemeinsame Organisation beider Gruppierungen in Yucatán, geheim natürlich, aber jetzt kann ich es ja sagen. Die haben mich reingelegt. Und nicht nur mich. Ihr Arm reicht nicht weit, wie ich jetzt erfahre. Ihr Pasaporte de impunidad ist in Mexiko keinen Cent wert. Er lacht verächtlich. Aber Schuld hat La Many in Miami. Sie ist eine Verräterin.

La Many?

Mir schwirrt der Kopf. FNCA, PAN, El Yunque und jetzt diese La Many. Ich will nichts mehr hören, sage ich und stöpsle die Radioschnüre in meine Ohren. Auf was habe ich mich da eingelassen? Solche Informationen zu hören, ist gefährlich. Kaum in der Luft geht der Flieger auch schon wieder herunter. Ein paar hundert Meter über dem Boden rüttelt und schüttelt sich die Maschine in der vom Boden aufsteigenden heißen Luft eines Nachmittags. Einigen Passagieren ist kotzübel geworden und stöhnen bei jedem Stoß.

Sturz ab, M 93, flüstere ich. Mach dem Elend ein Ende.

Aber ich weiß zugleich, dass es nicht immer nach meinem Wunsch geht. Es ist nicht der 11. September und wir sind nicht auf dem Flug von Philadelphia nach San Francisco, sondern nach Havanna. Als das Flugzeug zum Stehen gekommen ist, dürfen wir vorerst nicht hinaus. Zwei Kubaner steigen in die Maschine ein und drängeln sich durch die Wartenden auf unsere Reihe zu. Als sie vor mir stehen, schauen sie an mir vorbei auf meinen Nachbarn. Er ist das Ziel ihrer Begierden, nicht ich. In der Halle reihe ich mich in eine Schlange vor der Passkontrolle ein. Irgendwie ist mir alles gleichgültig geworden. Wird der äußere Druck zu stark, schaltet mein Inneres auf stur. Meine Gedanken hören nicht zu arbeiten auf. Als ich vor dem Offizier in seiner Kabine stehe und ihm meinen Pass hinüber reiche, fällt mir ein: Und wenn diese La Many auch hinter meinem Projekt steht? Doch mir bleibt nicht viel Zeit, dieser neuen Schreckensvision nach zu hängen. Der Offizier schaut nur kurz in seinen Computer, gibt mir den Pass zurück und drückt auf ein Knöpfchen, um mir den Weg nach draußen frei zu machen. Ich wandere durch die Halle vorbei an den Zöllnern. Als ich durch die Eingangstür gegangen bin und mich die ganze Hitze des Nachmittags überfällt, umarme ich einen der Herumstehenden, die auf ihre Leute warten.

Estoy feliz, rufe ich ihm ins Ohr. Ich bin so glücklich!

In der Stadt kenne ich mich inzwischen aus wie ein Einheimischer. Aber meine überschwängliche Freude muss ich zügeln. Mit der Taxi fahre ich zur Parada, der Überland Busstation und kaufe eine Karte für morgen früh nach Santa Clara über Matanzas. Die Nacht verbringe ich in einer Casa Particular in der Nähe der Busstation. Vor dem Einschlafen gehe ich noch einmal in die Ciudad Vieja, in die berühmte Hemingway Bar mit den nostalgischen Fotos, die von einer anderen Zeit sprechen, zu Leuten mit einem dicken Portemonnaie und trinke einen doppelten Rum. Ich bin Tourist unter Touristen. Warum war ich es nicht immer? Was trieb mich dazu, die

Geschichte Kubas um das Doppelte zu verlängern, ein wichtiges Patrimonio cultural, statt brav wie all die anderen durch die Bars und Straßen zu flanieren und die morbide Verkommenheit der Stadt zu genießen? Am nächsten Vormittag habe ich noch Zeit für einen Einkaufsbummel. Ich kaufe eine Jeans, ein kurzärmeliges Hemd, eine Sonnenbrille, ein paar billige Turnschuhe sowie einen Strohhut, der in Havanna modern geworden ist. In meiner Casa wechsele ich die Kleider und werfe in einem unbeobachteten Augenblick die alten Klamotten in eine der verkommenen Häusereingänge. Ich bin zu einem Kubaner geworden, so lange ich nicht den Mund aufmache. Mit dem Bus geht es die gleiche Strecke entlang wie vor einem Jahr, damals als Gefangener auf dem Weg zum Flughafen von Varadero. Indem du die gleiche Strecke zurücklegst, löschst du den ersten Weg des Leidens aus, und du fühlst dich befreit von einer Last, die dich fast zu erdrücken drohte. Am Abend, als es dunkel wird, komme ich in Santa Clara an. Ich ordere sofort eine Taxi nach Sagua. Es kann nicht schnell genug gehen. Ich will es endlich wissen, und die Zeit drängt. Um Mitternacht soll der Turn nach Mexiko starten. Wir legen den Weg zurück, den ich schon dutzende Mal gefahren bin, zumeist mit dem Arbeitsbus unseres archäologischen Projektes. Zwei Straßen vor dem Haus meiner Verlobten steige ich aus und bezahle 20 Pesos Convertible. Auf den letzten Metern zu Fuß zieht es mir fast die Beine weg. Ich klopfe an die große hölzerne Tür und rufe

Yamara!

Die lange Straße ist menschenleer, die einstöckigen Kolonialhäuser scheinen sich in der Dunkelheit vor Furcht zu ducken. Die Sparlampen an den Straßen verbreiten ein trübes Licht, das nur ein paar Meter weit reicht. Ein starker Wind ist aufgekommen. Einige Zeit passiert nichts, dann eine leise Stimme hinter der Tür.

Wer ist da?

Ein Freund, antworte ich. Ich muss vorsichtig sein. Falls Besuch im Haus ist, gebe ich mich als Rolf aus.

Die Tür öffnet sich und ich trete ein. Die Mutter steht vor mir und starrt mich an, als wäre ich ein Geist. Wo ist sie, frage ich. Sie weist stumm nach oben. Ich durchquere den kleinen Hof und steige die eiserne enge Wendeltreppe hinauf. Was mache ich, wenn ich Yamara mit einem Liebhaber antreffe? Leise öffne ich ihre Tür. Sie liegt im Bett, im Dunkeln sind nur ihre Körperumrisse zu sehen. Ich setze mich an die Bettkante und fasse ihre Hand. Ihre Handfläche ist trocken. Sie öffnet ihre Augen, das Weiße ihres Augapfels leuchtet in der Dunkelheit.

Yamara, ich bin's, sage ich zu ihr.

Ich beuge mich zu ihr und umarme sie behutsam als wäre sie eine zerbrechliche Puppe. Das erste Mal seit einem Jahr. Eine lange Odyssee nähert sich ihrem Ende zu. Aber sie stößt mich ab.

Ich bin nicht Yamara, ich bin Petra, Petra Gonzales, antwortet sie.

Ich verstehe nicht, was hier gespielt wird.

Sie richtet sich im Bett auf, die Stimme der Mutter kommt von unten. Ich stolpere die Treppe herunter. Im Wohnzimmer hat die Mutter Licht angemacht. Die neuen Möbel leuchten vornehm im Lampenlicht, der neue Kühlschrank, der Fernseher. Ich rase aus der Wohnung auf die Straße.

Verfluchte Soap-Opera, schreie ich. Verfluchter Senor Kraus. Man kann es auch übertreiben. Die Protagonisten werden reingelegt! Man treibt ein böses Spielchen mit ihnen.

Noch ist nichts Gravierendes geschehen, kommt mir in den Sinn, während ich nach meiner Flucht aus dem Haus gegen den Sturm von der Küste ankämpfe. Gut, Du musst in den sauren Apfel beißen. Alles war umsonst, es war eine Fehlinvestition, das Geld ist futsch. Für nichts und wieder nichts, spreche ich zu mir. Ich sage nichts mehr, starre in die leeren Straßen der Nacht. Ich bin kein Melville, der Regisseur des „Filme noire“, der von sich sagt, er lebe lieber allein, weil in seiner Einsamkeit ihn niemand verraten könne. Ich halte es lieber mit dem Grundsatz: Lieber verraten werden als einsam bleiben. Auf dem großen Platz vor der Kirche hocke ich mich auf die Bank und beuge den Kopf in meinen Armen, um meine Verzweiflung zu verbergen. Ich hatte meinen Glauben an Kuba verloren und mich einem windigen Autoren anvertraut. Das war ein Fehler. Ich hätte es besser wissen müssen. Mein Kleinmut hat mich gerichtet. Kuba, vergib mir!

Gel.. von weit her kommt die Stimme wie immer in den letzten 10 Monaten unserer Trennung. Aber sie ist ganz nah. Etwas außer Atem, weil sie mir auf ihrem Fahrrad nachgesetzt hat. Die junge Schwarze setzt sich zu mir und streicht mir mit der Hand über den Kopf. Ist es Yamara oder Petra oder beides? Sie beugt sich zu mir und legt ihre Wange an meine.

Mami hat Recht, sagt sie. Es ist besser so, wenn du allein deinen Weg gehst.

Gut, erwidere ich. Es sei so, wie Ihr sagt. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich muss nach Isabela. Ich setze die Rumflasche an den Mund und trinke in großen Schlücken. Es kann nicht schaden, bei einer Polizeikontrolle nach Schnaps zu riechen.

Hier, nimm lieber diesen Beutel für Deine Sachen. Deiner ist zu auffällig. Sie stopft meine Habseligkeiten um. Dann steht sie von der Bank auf. Die Luft ist rein.

Benutze kein Taxi, keine Pferdedroschke. Nimm das Fahrrad, sagt sie. Nooo Alcohol!

Nicht auffallen, gleichmäßiges Trampeln in die Pedale, der Wind ist stärker geworden, die ersten Regentropfen mischen sich ein, die verschlechterte Sicht passt mir. Der Wind kommt jetzt von hinten. Nach zwei Ecken habe ich jede Verbindung mit dem Haus abgeschüttelt, ich bin ein Campesino, der Freunde in der Stadt besucht hat und etwas beschwipst nach Isabela radelt. Durch eine nächtliche Stadt, die ich gut aus den vergangenen Jahren kenne und die ich in Nachhinein in gewisser Weise verkläre. Die alten schiefen Holzhäuser, denen der Hurrikan Nike übel mitgespielt hat, das stets wiederkehrende, wenn auch in Nuancen unterschiedliche Grau der Straßen um den stillgelegten Bahnhof, das Trommeln prasselnden Schlagregens auf Fensterbleche und längst verrosteten Blechdächern. Wie frisch weht der Wind, keine abgestandene Gefängnisluft, kein malmendes Geräusch beim Umdrehen von Schlüsseln in Türschlössern, kein Klacken von Eisengittern beim Zuschlagen. Als das Rattern eisenbereifter Holzspeichenräder über klappriges Kopfsteinpflaster sowie das Hufgeklapper von Pferden sich nähern, biege ich in eine Seitenstraße ein, um ein Zusammentreffen mit dem Zweispänner zu vermeiden. Am nördlichen Stadtrand beginnt die grade Straße zum alten Sklavenhafen. Niemand ist bei dem schlechten Wetter zu sehen. Als auf halber Strecke die Plattenbauten von Nueva Isabela auftauchen, wird es spannend. Hier wartet manchmal ein Wachposten auf Fischkäufer aus Havanna, aber niemand lässt sich sehen. Isabela ist eine langgestreckte Halbinsel. Ich nehme eine Seitenstraße in die Richtung zur Spitze der Halbinsel. Die wenigen Straßenlampen schaukeln im Wind. Links tauchen die Hallen der Marinebasis auf. Einen Augenblick kann ich die Masten des Patrouillenbootes sehen, das in dem Marinebecken ankert. Die Straße endet als Sackgasse am alten Bootshafen. Ein altes morsches Fischerboot ruht abgewrackt an Land. Ich gehe zu der verabredeten Mole. Wenn alles gut geht, muss die Lancha rápida bald kommen.

Es vergehen 5 Minuten,

die Spannung steigt. Dann erscheint ein weißer Punkt am Horizont, der sich rasant meinem Standpunkt nähert. Jetzt geht es um Sekunden. Das Marineradar wird schon seit geraumer Zeit das Schnellboot erfasst haben, weiß aber nicht, wo es landet. Wir nutzen das Überraschungsmoment aus. Man wird nicht darauf vorbereitet sein, dass der Blockadebrecher die Frechheit besitzt, nur wenige hundert Meter neben dem ankernden Patrouillenboot zu landen, auf der anderen Seite der Halbinsel. Ein heulender auf und ab schwellender Ton kommt aus dessen Richtung. Das Kriegsschiff hat die Witterung aufgenommen und jagt die Mannschaft aus den Kojen. Ein weißer elegant geschnittener Rumpf taucht aus dem Dunkel des Meeres auf und rauscht in Richtung meiner Taschenlampe heran. Für das Feintuning haben wir auf ein traditionelles Signal gesetzt. Der Regen ist stärker geworden. Die Umrisse von zwei Männern tauchen auf der Yacht auf. Als ich an Bord springe, heult es heran und eine hohe Wassersäule steigt im Meer auf, nicht weit von uns.

Ich bin allein, weg hier, weg hier, schreie ich die Männer an.

Das Boot dreht seewärts und schon wieder kommt es krachend heran. Ich hocke keuchend im Boot. Ich verfluche das Spiel, das mit mir getrieben wird, auf das ich mich aber auch eingelassen habe. Der Designer dieser Szenen quält die Protagonisten und sie sind ihm hilflos ausgeliefert, weil sie das Kleingedruckte des Kontrakts nicht gelesen haben. Warum wird ein solches martialisches Inferno entworfen? Warum geht es nicht friedvoller im Plot zu? Hier wird an einer Action-Soap gebastelt, um die Gewohnheiten der Jugend nach Ballermännern und Verfolgungsjagden zu befriedigen. Wir sind hier ein Exerzierfeld für einen Durchgeknallten. Wir werden für eine marine Rennserie „Cobra 12“ missbraucht. Das virtuelle Entertainment verursacht zwar keinen Totalschaden, doch die spielerischen Mängel verhindern eine bedenkenlose Zulassung für das

Kapitänpatent. Need for speed. Wir nehmen Fahrt auf. Als wir Abstand zur Küste nehmen, können wir das Aufblitzen des Mündungsfeuers aus dem Marinebecken sehen. Bei jedem Lichtblitz reißt der Kapitän die Yacht zur Seite. Uns kommt ein physikalischer Vorteil zu gute. Lichtgeschwindigkeit plus Wendigkeit des Bootes plus Reaktion des Bootsmanns ist schneller als der Kanonier, der das Geschoss verschickt. Hoffentlich verkräftet das momentane Maß aller Computer, der Medion, AoyaX 3000, in dem zwei Graphikchips zusammen werkeln, die Vorgaben des Programms „Alarm für Cobra 12“. Manchmal geht es nur um ein paar Meter. Nach einem Kilometer auf See kommt höhere Dünung auf. Versuchen wir eine erste Einschätzung für ein unverbindliches Testergebnis. Spieleinstieg kein Problem für einen Einzelspieler. Graphik, Sprache und Sound nervenzerfetzend realistisch. Eine Zwischennote ergäbe ein „Gut“, würde nicht der miserable Spielspaß das Gesamtergebnis erheblich abwerten.

Das ist Irena, schreit der Kapitän mit dem Namen Semir. Wir sind im Ausläufer des Hurrikans. Das Feuer von der Küste verstummt. Die hohen Wellen machen jedes Bordradar blind, sagt der Kapitän zufrieden. Ich ändere den Kurs, brüllt er. Wir gehen den direkten Weg auf die hohe See zwischen dem Cayo de la Cruz und Cayo Mariposa, ohne Umwege. Die leichte Jacht kämpft schwer gegen die See, die drei 220 PS Außenbordmotore drehen mit einem unangenehm schrillen Laut im Leerlauf in der Luft, wenn das Boot auf einer hohen Welle entlang reitet.

Geht nach hinten, um die Schrauben mehr ins Wasser zu drücken, befiehlt der Kapitän mir und dem Bootsmann Ben. Er drosselt die Geschwindigkeit, um die Wellen besser abreiten zu können. Die können uns nicht mehr, sagt er nach einer Weile. Es sind zwanzig Minuten vergangen. Gehen Sie in die Kajüte und wechseln Sie Ihre Kleidung, brüllt er gegen den Wind.

Ich krieche auf allen Vieren nach vorne in die Kajüte. Die Kajüte ist wie das Äußere mit etlichen Kameras bestückt, um die Events aufzunehmen. Das Boot schlingert wie verrückt und wirft mich von einer Seite zur anderen. Brecher schlagen manchmal über die niedrige Bordwand. Eine Motorjacht zum Angeln ist nicht für so ein Sauwetter gebaut. Aber ich begrüße jede hohe Welle, als wäre es ein Kamerad. In dem kleinen Bordeisschrank finde ich einen Whiskey.

Noch höher, schreie ich in dem engen Raum, während ich mich an dem Tisch festhalte und tiefe Züge aus der Flasche nehme. Türmt Euch auf, meine Freunde. Je höher, umso besser für uns. Ich denke an meinen Klassenkameraden Pit Kröger, der vor genau 50 Jahren auf dem Fünfmaster Pamir untergegangen ist. Wie haben wir, die wir in dem Edulgymnasium Johanneum in muffelnden Klassenzimmern zurück blieben, ihn um seinen Turn nach Südamerika beneidet, das ein solch fatales Ende fand. Dieser Jacht kann nichts passieren. Aus Kohlenstofffasern der Bootsrumpf, verwindungsbereit auf High Tech getrimmt, gibt der Rumpf elastisch den hohen Wellen nach wie die Flügel einer Boeing 750. In der Kajüte staune ich nicht schlecht über die Klamotten, in die ich krieche. Stoff vom Feinsten. Auch das gehört zum Programm, wie ich bald merken werde. Wir sind eine Angelcrew und nichts weiter. Der Kapitän hat das Steuer dem zweiten Mann übergeben und kommt in die Kajüte. Ich erzähle ihm kurz, warum es nicht mit meiner Verlobten geklappt hat.

Ihr Bier, sagt er trocken. Wir haben unseren Kontrakt eingehalten. Bisher, erwidere ich.

Er erklärt mir kurz die Route. Wir werden am seeseitigen Strand von Isla Cozumel landen, die vor dem großen Touristenzentrum Playa del Carmen liegt. Ein guter Platz. Er gibt mir meinen alten Pass, nimmt meinen anderen und wirft ihn über Bord. Es sei eine Vorsichtsmaßnahme, sagt er. Falls wir auf hoher See kontrolliert werden, soll ich meinen alten Pass vorweisen, der einen Einreise- aber keinen Ausreisestempel trägt. Eine sichere Sache, sagt er. Sie sind ein Angler ohne Begleitung. Uns kann nichts mehr passieren. Genießen Sie die Seefahrt. Er lacht und begibt sich wieder auf die Brücke. Das permanente Transvestitensein macht mich schwindlig. Rein in die Klamotten, raus aus den Klamotten. Ich-Erzähler, zu Rolf konvertiert, verhinderter Brauträuber und nun Hochseeangler ohne Beute.

Ich kann nicht schlafen.

Bald muss es Morgen werden, der Osthimmel weist einen feinen hellen Streifen auf. Das Wetter scheint sich zu bessern. Wir sind in internationalen Gewässern. Täusch ich mich, oder tragen die Farben von Wolken und Meer ein gesättigtes Leuchten, als würden sie von einem überirdischen Licht bestrahlt werden. Der große Regisseur der Natur hat an den Reglern seines Werkes gedreht, um in die Trübnis mehr helle Farben hinein zu mischen. Es ist, als verlasse ich den dunklen Teil einer Welt, die bisher meine Seele mit einem Blackout belegt hatte. Ich verlasse das Düstere der Kabine hinter mir und trete ein in den Kranz der ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages. Am Horizont bildet sich ein schwarzer Strich ab, die Küste von Kuba. Ich muss Abbitte leisten, ich

muss in mich gehen und meine Schuld gestehen, die ich gegenüber dieser Insel und ihren Menschen mir aufgeladen habe. Der Hass hat meine Seele verdunkelt, ein unbegründeter, wie ich jetzt weiß. In mir hat sich ein Wunder vollzogen. Ich bin gewillt, aus dem Bann der Mafia-Miami-Connection herauszutreten und die transversale Richtung einzuschlagen. Noch bin ich mir den Tatbestand noch nicht zur Gänze bewusst, aber ich habe den richtigen Kurs, ich werde ein Kuba-affiner Konvertit.

Ein Radarstrahl hat unser Schiff erfasst, ruft der Bootsmann.

Der Kapitän kommt aus der Kajüte und klettert die kleine Kommando-Brücke hinauf.

Unsere Leute, murmelt er. Die wollen uns aufbringen. Demontiert die Kameras. Wir haben nichts zu verbergen. Er tritt auf mich zu und sagt in einem drohenden Ton: Nicht wahr, wir haben nichts zu verstecken. Aus dem Westen wächst ein Schiff aus den Wellen und nähert sich uns. Es ist eine mexikanische Corvette. Ein kleines Motorboot wird herunter gelassen und nähert sich uns. Der Smutje und ich beseitigen die Kameras.

Drehen Sie bei, ruft ein Marineoffizier.

Nichts lieber als das, antwortet der Kapitän.

Zwei Mann klettern an Bord, während der dritte sie mit einer Maschinenpistole absichert. Sie brauchen nicht viel Zeit, um das Boot zu inspizieren, die Kajüte, der Stauraum unter den Sitzbänken. Der Offizier spricht mit der Corvette, die nur hundert Meter entfernt ist und von deren Brücke uns einige Matrosen mit Fernrohren beäugen: Typo Fountain, con casco blanco y toldo negro, matrícula Mexicana FL 4568 BU, denominado La Bonita, 12 metro de eslora y aproximadamente tres metros de manga. Tres motores fuera de borda, Mercury de 275 Hp cada uno.

Er wendet sich an mich und fordert meinen Ausweis ein. Er gibt die Daten durch und bittet um ein bisschen Geduld. Man muss meine Einreise nach Mexiko über den Flughafen Cancún beim Instituto Nacional de Migración überprüfen.

Während wir auf die Rückmeldung warten, fragt der Offizier plötzlich: Wo sind die Fische?

Zu schlechtes Wetter, antwortet der Kapitän.

Natürlich, kommentiert der Offizier. An mich gewandt, fragt er: Und was haben Sie für den Törn gezahlt. 300 Dollar antworte ich aufs Geradewohl. Eine gefährliche Fangfrage, auf die ich nicht vorbereitet wurde.

OK, sagt der Offizier dann, als er die Rückmeldung empfangen hat. Alles OK, ich wünsche eine gute Weiterfahrt. Er grüßt knapp, die beiden Prisenmänner steigen in ihr Boot um, die Corvette gibt noch ein Signal ab, bevor sie Fahrt aufnimmt.

Wir sind einsilbig geworden, als wir Kurs auf die mexikanische Küste nehmen. Mir ist eines klar geworden: Mit einer Frau an Bord wären wir aufgefliegen. Eine Schwarze mit dem Pass aus Belize auf Fischfang. Exotischer geht es nicht mehr. Und das mit dem Beißen? Wer hätte nicht alles geschmiert werden müssen: der Hafenskapitän, der Corvettenkapitän und mit ihm zusätzlich 10 seiner Matrosen, die Zeugen des Aufkommens unseres Bootes waren. Oder hätte er sie alle zuvor in eine dunkle Kammer sperren sollen, um nicht Zeugen der Aufbringung einer Bootsladung mit einer Schwarzen zu werden? Die See hat sich beruhigt und wir können Geschwindigkeit aufnehmen. Über 100 Stundenkilometer geht es über das Wasser, der Bug hebt sich hoch, die Motoren machen einen Höllenlärm. Am Nachmittag nähert sich die Küstenlinie von der Isla Cozumel.

Warum landen wir konspirativ? frage ich den Kapitän. Wir könnten doch ganz offiziell im Hafen anlanden.

Wir haben das Treff dort ausgemacht und dabei bleibt es. 500 Meter vor dem Strand mit seinen Dünen ordert der Kapitän seinen Bootsmann nach vorne, um an den gefährlichen Klippen vorbei zu lavieren. Sanft laufen wir in einer kleinen Bucht mit Sandstrand auf. Keiner ist zu sehen.

Wir laden Sie hier aus, sagt der Kapitän. Sie gehen auf der Sandpiste links durch die Dünen, bis zur Playa Santa Cecilia. Dort ist eine große mit Stroh überdachte Bar, Ihr Treffpunkt. Wir müssen uns beeilen, Hier kommt jede Stunde eine Soldatenpatrouille vorbei.

Ich springe über Bord und habe wieder festen Boden unter den Füßen. Zehn Meter einwärts in den Dünen ist eine sandige Piste, auf der ich Richtung Süden wandere, meinen Beutel über der Schulter. Das Gehirn muss das Gehen auf festem Boden erst wieder lernen, bei den ersten Schritten hebt und senkt er sich, als hauste ich immer noch auf dem Boot. Kein Mensch ist zu sehen. Niedriges Gebüsch trotz den Passatwinden, ab und zu eine stille Brackwasser-Lake hinter den Dünen mit Reihern, Adler und anderem Getier. Hier hatten berühmte Karibik-Piraten wie Henry Morgan ihr Versteck. Wenn ich die letzten Tage überdenke, fühle ich mich ganz in seinem Erbe. In der Ferne taucht eine gigantische Strohütte auf. Bei Näherkommen sehe ich, dass es die große Bar ist, von der der Kapitän gesprochen hat. Ich setze mich auf einen der Hocker und bestelle ein Bier. An den Wänden und im hohen Dach der Holzkonstruktion hängen T-Shirts mit munteren Sprüchen und Bildern, Geschenke von Amis, wenn das Kampftrinken seinen Höhepunkt erklommen hatte. Heute ist wenig los. Ein paar junge Mexikaner lungern herum, es ist immer noch außerhalb der Saison. Der Barkeeper hat wohl mein Kommen signalisiert. Ich brauche nicht lange zu warten, bis ein großer Amerikaner vorfährt und mein Bekannter mit zwei großen Typen aussteigen. Seine Body-Guard. Er gibt mir die Hand und nimmt neben mir Platz.

Ich habe schon gehört, was passiert ist, sagt er. Eine heiße Sache.

Es war der Probelauf eines neuen Computer-Spiels aus einer TV-Serie, erwidere ich. Sie jagten uns und wir entwischten. Die Actions sind erheblich verbesserungsfähig.: Anstelle Schnitzeljagd Rammattacken, mehr beteiligte Boote auf Feindfahrt, Seeschlachten, witzigere Dialoge. Das Ganze wurde mit kleinen Bordkameras aufgenommen und wird von Semir und Ben im Atelier ausgewertet. Und um die Sache abzukürzen, füge ich hinzu. Es bleibt wie besprochen, Sie bekommen jetzt die zweite Tranche.

Der Mann blinzelt zu seinen beiden Männern. Ihr könnt Euch entspannen, sagt er zu ihnen. Ihr kriegt auch ein Bier. Mit Rum, erwidert der eine. Mit Rum, sagt mein Bekannter.

Ich zücke mein Handy, lasse mich mit meiner Bank verbinden und gebe das vereinbarte Codewort für die Überweisung, die schon vor Beginn meiner Reise vorbereitet worden ist.

O.K., sagt mein Bekannter. Soweit ist ja alles in Ordnung. Wir machen es jetzt etwas einfacher. Sie fliegen nicht von Mexiko City sondern wieder von Cancún. Wir haben es schon für Sie gebucht.

Und was geschieht mit meiner Ausgrabung? frage ich. Daran bin ich interessiert. Er lacht. Ach ja, ich habe ganz vergessen, dass Sie ein Archäologe von Kopf bis Fuß sind. Fliegen Sie erst nach Hause, bringen Sie das mit ihren Mädchen in Ordnung, und dann sprechen wir wieder über die Sache.

Mich treibt es nach Hause. Erst von dort kann ich wieder Kontakt mit Yamara aufnehmen. Ich weiß nicht, was nach dem Event passiert ist. Aber ich bin guter Sinne. Mein Grundvertrauen in Kuba ist wieder da.

Gel?

Der karibische Sound, der mir ans Herz gewachsen ist. Ein Stein fällt mir vom Herzen, als ich sie am Telefon an der anderen Seite des Atlantiks höre. Sie ist zu Hause. Dem Herrn Kraus ist nichts Neues eingefallen. Es hat sich nichts ereignet, über Saguas heißen Straßen zockeln die Pferdredroschken, die Alten sitzen auf den schattigen Bänken des großen Parks vor der Stadtkirche, die Frauen stehen vor den Devisengeschäften Schlange. Für 200 Dollar gäbe es chinesische Eisschränke zu kaufen, weiß Yamara zu erzählen. 300 Tausend hat die Kubanische Regierung gekauft, weil sie weniger Strom fressen als die alten Amerikanischen. Sie haben aber einen Nachteil. Sie sind europäisch klein. Bei stundenlangen Stromsperrern tauen sie auf, und die Ware kann verderben. Das würde bei den großvolumigen nicht so schnell passieren.

Nicht immer kritisieren, weise ich Yamara zurecht. Seid froh, dass die Regierung sich um Euer Wohl kümmert.

Fidel ist im Pyjama am Runden Tisch im Fernsehen aufgetaucht. Er mache einen guten Eindruck, erzählt Yamara weiter. Fidel... als ich diesen Bericht zu schreiben begann, ging ich davon aus, dass es seine letzten Tage sind.

Aber wie immer hat er alle überrascht, die Amerikaner, sein Volk und mich auch. Das ist gut so. Auf diese Weise ist mir die Chance gegeben, dem großen Führer Abbitte zu leisten, auch wenn er auf meinen Dank keinen großen Wert gibt. Ich möchte ein Teil dessen gut machen, was ich verbockt habe. Ich denke daran, meine deutsche Staatsangehörigkeit aufzugeben und Kubaner zu werden. Warum nicht einmal den umgekehrten Weg gehen? Die Migration ist keine Einbahnstraße. Aber vorerst werde ich diesen Plan Yamara verheimlichen. Wenn wir verheiratet sind, dann ist der Zeitpunkt gekommen, dass wir darüber sprechen.

Yamara, unterbreche ich ihren Redeschwall am Telefon. Wir müssen viele Dokumente besorgen, damit wir in Deutschland heiraten können.

Ja, sagt sie, meine Geburtsurkunde, meinen aktuellen Bürgerstand, den Ledigenvermerk und der Nachweis, dass meine Scheidung von den kubanischen Behörden notiert worden ist.

Und dein Scheidungsurteil mit Kraftwerksvermerk. Vergiss mir nicht den Kraftwerksvermerk! Ohne den verweigern dir die deutschen Behörden zu heiraten, trage ich ihr eindringlich auf. Ich sende dir per Expresskurier DHL drei Anträge für das deutsche Visum und eine Krankenversicherungsbescheinigung – póliza de seguro. Und das wichtigste, die Carta de Invitación mit eidesstattlicher Erklärung vor einem Notar, dass ich dich auf Ehre und Gewissen heiraten will und nicht als Go – Go Girl an eine Münchener Agentur verkaufe.

Würdest du das machen? Aus ihrer Frage klingt eine gewisse Ängstlichkeit. Dann wäre ich meineidig geworden und darauf steht Gefängnis, beruhige ich sie. Und wenn du dann alles zusammen hast, fährst du nach Havanna und lässt die 13 Dokumente ins Deutsche übersetzen. Dann gehst du zum kubanischen Außenministerium und lässt alle Dokumente legalisieren. Dann endlich bist du fit für die Deutsche Botschaft, um dir das Visum abzuholen.

Falls sie es mir geben, fügt sie an.

Falls sie es dir geben, bestätige ich.

Und falls mir deine Deutsche Botschaft das Visum verweigert?

Dann wären ein Jahr Bemühen umsonst gewesen, antworte ich. Dann sammle ich alle Dokumente für unsere Heirat in Kuba, sage ich. Mit Fidels Hilfe wird es klappen.

ALINA

Es regnet in die Terrasse der Wohnung, in der ich lebe. Es ist ein ständiger Regen, er hat sich eingerichtet. Manchmal weht ein leichter Wind, der den Regen durch die offene Tür in die Wohnung trägt. Ich lebe im zweiten Stock in einer ruhigen Straße, die in eine Überführung für Fußgänger und Radfahrer mündet. Bis zum großen Fenster des Wohnzimmers ragen die Äste eines Kastanienbaumes, die die frischen Triebe des Vorfrühlings tragen. Es ist Samstagnachmittag. Ein durch den Regen diffuses Licht dringt durch die Vorhänge in das Wohnzimmer, in dem wir sind. An meiner Seite, auf dem Sofa, mit dem schon abgewetzten weinroten Leder, sitzt Alina.

Alina.

Ihre Beine hat sie an sich gezogen, mit dem linken Arm stützt sie ihren Körper ab. Einige Regentropfen rinnen das große Fenster herunter. Sie spricht nicht. Ich auch nicht, ich will nicht die Stille stören. Etwas könnte geschehen, und ich wüsste nicht was. Manchmal schaut sie zum Fenster auf die Regentropfen. Ab und zu greife ich zum Glas Rum. Sie klopft die Asche ihrer Zigarette an einem großen Feuerstein mit einer natürlichen Höhlung ab, der als Aschenbecher dient. Sie wechselt die Stellung ihres Körpers und kreuzt die Arme. So ist unser heutiges Treffen. Sie mit ihren Gedanken und ihrem Regen, ich mit den meinen, den Rum vor mir. Wir verbleiben den Rest des Samstags und Teile des Sonntags zusammen, um uns zu sagen, was zu sagen ist.

Aber dieser Samstag ist nicht so wie die voran gegangenen.

Bei der Ankunft beschränkte sie sich auf ein Lächeln und auf eine flüchtige Berührung ihrer Lippen mit den meinen. Als sie ein Schluck Wasser nimmt, kommen Stimmen von dem Beginn der Straße, gedämpft vom Regen, dort, wo die Bushaltestelle ist, die zur U-Bahnstation führt, unter deren Dach die Wartenden Schutz

gesucht haben, an diesem grauen, feuchten Nachmittag. Ich sagte es schon. Wie immer geht sie in den Duschaum. Sie liebt es, in meinem Haus sich zu duschen, sie liebt es, sich in mein großes Badetuch zu hüllen, das nach meiner Seife duftet und nach diesem Parfüm, das sie immer in ihrem Täschchen mit sich trägt und sich in meinem Bett zurück zu lehnen, während sie auf die Zigarette wartet, die ich anzünde und ihr in den Mund stecke.

Aber heute ist es nicht so,

heute hat sie das Bad verlassen, meine Hand genommen und ohne zu lächeln und ohne ein Wort mich ins Bett gezogen und mich geküsst wie das so ist mit dem Küssen, wenn man sich tagelang nicht getroffen hat, mit unbefriedigten Sehnsüchten. Ihr Drang war zu aufdringlich, und ich hatte keine Zeit, mir Rechenschaft abzulegen, was geschehen war. Was allein blieb, war der Akt, sich Illusionen hinzugeben, mit der gleichen Intensität wie immer beide Körper in sich verkeilt, von einem Dutzend Degen durchbohrt, auf der Suche nach dem Klimax, der beruhigen soll.

Danach, mit der Zigarette in der Hand,

langsam den Rauch einatmend, bleibt sie nackt auf dem Bett liegen. Sie lehnte ihr Haupt an meine Schulter, die Wange an meine Brust, den Blick auf die Fotos an der Wand geheftet, die zwei meiner Töchter mit mir auf dem Besuch in London zeigen, mit den gleichen grünen Augen wie in der Zeit zuvor, grün wie das Meer, durch Dünen von der breiten Mündung des Duabas getrennt, den wir mit einem Kanu kreuzten, als wir noch nicht wussten, dass wir uns lieben würden, als wir noch von dem Du anstelle des Wir sprachen, als wir den Geruch des Duaba in uns einsogen, dort wo er sich mit dem Salzwasser des Ozeans mischt, mit den Muscheln, den Algen und manchmal mit einem schimmernden Ölfleck auf dem Wasser, von den Autos, die flussaufwärts an der Brücke nach Moa gewaschen wurden, als sie einige Verse eines Dichters improvisierte, die ich erst jetzt, in den nächsten Stunden, verstehen sollte:

Tu imagen se mece
en el viento del mar
Atlántico;
y mientras tanto yo,
con tantos mis años
te contemplo con ojos de
esperanza.
Lanzan tus ojos risas
de una primavera burlada.

Dein Bild wiegt sich
im Wind des
Atlantiks;
während ich dich
mit meinen vielen Jahren
sehnsuchtsvoll betrachte, in meinen Augen
die Hoffnung,
werfen Deine Augen ein höhnisches Lachen
auf einen trügerischen Frühling

Das Licht vom Gang erleuchtet Teile der Wohnung. Von unseren Beinen perlen einige Salztropfen, wie aus jenem Brackwasser, das meine Beine umspülten als wir das wacklige Kanu verließen, und ich ihr beim Aussteigen half. Wir treten in die Bar ein, nahe der Anlegestelle, verschiedene palmwedelbedeckte Rundhütten ohne Wände nach Art der Taino-Indianer. Ein Glas Rotwein und zwei Biere; Umarmungen, Küsse auf die Wange, auf die Münder, Lachen, in die Ohre flüstern, wie es Liebende tun, die sich nicht schämen, öffentlich ihre Liebe zu zeigen, damit es auch alle wissen, es geht um die wahre Liebe, die einzige Liebe.

Der Regen fällt weiter,

und wir schlürfen den Rotwein, bedächtig, damit die Zunge das ganze Aroma aufnehmen kann. Alina kennt sich in dieser europäischen Trinkkultur aus. Sie hat sie zuerst in Italien kennen gelernt, wo es ihr gelang, die Festung Europa zu überwinden und zu mir zu kommen. Ein kurzer Weg von Mailand zu mir. Sie erhebt sich, geht zur offenen Tür der Veranda und steckt den Kopf in den Regen. Sie kümmert sich nicht um ihn, sie schaut hinaus, zu den anderen indianischen Rundhütten, wo eine Gruppe von Touristen sich niedergelassen haben, mit einem Bus vom nahen Baracoa her transportiert. Sie schaut hinaus, als suche sie etwas, als wolle sie sich mit einem anderen treffen, der auf sie wartet, auf Alina, auf meine Alina damals und heute. Immer mit mir, hier im Regen, draußen vor dem großen Fenster. Kein Zweifel, wir haben Samstagnachmittag, sie probiert mein Bier und schmeckt meinen Wein, lachend, und sendet ihm seltsam dunkle Blicke zu mit ihren grünen Augen. Und er erwidert ihr Lachen, auch mir schenkt er sein Lachen und allen, die an der Haltestelle stehen am Ende der Straße, weil der Bus noch nicht gekommen ist. Er. Deine Hand und die seine zusammen. Hier wird er nun sein, gekommen mit dem Regen, der mein Grundstück betritt, meine Wohnung, mein Leben. Hier bist du auch, barfuß auf der Veranda, noch, uns andere beide betrachtend, lächelnd, wie du es mit ihm tust, ich weiß nicht, ob mit Ironie, Sarkasmus oder was; du bist auf seiner Seite, ich daneben, wir drei, aber bald werden es nur zwei sein. Wie vorher, nur anders. Sie steckt den Kopf in den Regen, schaut auf die Straße mit nassen Haaren, die ihr in die Stirn fallen, und ich schaue durch das große Fenster auf die Straße, die er entlang gehen wird, wenn der Bus endlich gekommen ist. Oder ist er schon da, verdeckt durch den Regen, im Schatten des Flurs, in dem Teil, der nicht vom Licht ausgeleuchtet wird? Und ich frage mich, was geschieht an diesem

Samstag, warum etwas anderes geschieht, etwas, was ich noch nicht entdeckt haben will, in ihrem Kopf mit den aufgeblondeten Haaren.

Worauf schaust du, Alina? Was denkst du? Was fühlst du? Ist er hier? Du weißt auch, dass er bei uns ist, oder sehe ich ihn nur?

Ich erfasse wieder das Glas mit dem Rum und trinke den letzten Schluck. Das Bier ist zu Ende und anderes wird folgen. Ich, am Tisch der indianischen Rundhütte, nahe der Anlegestelle der Kanus, die auf dem Duaba schaukeln, trinke meinen letzten Schluck Bier. Und die Touristen tanzen in dem anderen Zelt, sich umarmend, sehr nahe beieinander, die Wangen liebkosend, sie berühren die Lippen, sie drücken die Knie gegen den Unterleib des anderen... Lachen und Stimmen, rote und gelbe Girlanden, perfekte Zähne oder mit Lücken, Brüste von enormen Matronen, fett geworden durch das gute Essen in Europa, behängt mit goldenen Armreifen und Ringen, dazu die mageren Zuhälter der Nacht, Zwillinge spielen Wohlbehagen, der Reiseführer drängt auf ein langsames Aufbrechen.

Der Bus ist angekommen, endlich. Viele steigen ein, einer steigt aus.

Sie kommt auf mich zu, die nassen Haare hat sie aufgelöst. Es erinnert mich an vieles Vergangene. Was denkt sie? Sie geht ins Schlafzimmer, ich folge ihr. Ich sehe mich, wie ich mich meiner Shorts entledige. Mit der Zunge folge ich ihrem Körper, atme ihren Duft ein, ich verbarrikadiere mich in den Körperstellen, die ihre intimsten sind. Alina, hier, an diesem Ort, sagt dass es nicht sein kann. Sie sagt es:

Es kann nicht sein.

Was, das?

Das.

Ja, es kann sein, seit vielen Zeiten, seit jenen am Duabo. Seitdem war sie allein, oder mit ihm, und ist ihm gefolgt, ins ferne Europa, die einzige, der es gelang, ohne dass er was dazu tat. Sie fand andere Möglichkeiten. War plötzlich da. Und jetzt kann es nicht sein?

Klar kann es sein. Es muss sein

Nein

Warum?

Sie bietet mir ihre Schulter an, nackt, schön... Ihr Körper...Alles kann ich berühren, riechen, sie ist an meiner Seite, duftend nach Seife und Sex. Wieder einmal und ein andermal kann ich sie nicht satt haben. Er kommt, setzt sich auf die Bettkante und betrachtet uns mit seinen dunklen italienischen Augen.

Ich kann nicht.

Warum nicht?

Sie kann ihn auch sehen, diesmal bin ich mir sicher, denn er ist hier, mit seinem weißen Hemd, die Ärmel bis zu den Ellenbogen aufgekrempelt, ein Lächeln in seinem Gesicht, gebräunt wie das ihre. Er bedeckt ihren Körper mit der Decke, er schämt sich, sie nackt zu sehen, an meiner Seite. Wie oft hatte er keine solche Gelegenheit? Er betrachtet sie, und ich bedecke mich selber bis zu den Schultern. Es ist der Augenblick, wo ich mir Rechenschaft abgebe: an diesem Samstag kam sie um sich zu verabschieden, deshalb so viel Unruhe, so viel Schweigen, so viel Sex. Er kam nicht mit dem Bus. Er kam mit ihr, sie ließ ihn zu mir herein, er war mit ihr auf dem Balkon, während es regnete, sie ließ ihn in mein Wohnzimmer, als wir uns liebten. Sie ließ ihn in mein Leben, als ich nicht mehr daran dachte an ihren kurzen Aufenthalt in Italien. Ich möchte aufschreien, dass das nicht sein kann, dass er nicht lebt, dass er verschwunden ist, seitdem er ihr nach Italien half. Aber ich schreie nicht, denn ich weiß zu genau, dass es unser letzter gemeinsamer Tag ist. Einen Sonntag wird es nicht mehr geben.

Sie geht aus der Wohnung, meiner Wohnung, unserer Wohnung.

Ich weiß, dass er mit ihr geht. Von dem großen Fenster durch den Regen, durch die ersten Blüten des Kastanienbaumes schaue ich herab auf die Straße. Ein Radfahrer in einem weiten, im Wind flatternden

Regencape umkurvt sie. Vielleicht hat er an der Kreuzung sein Auto stehen, vielleicht steigen sie auch in den nächsten Bus, der sie zur U-Bahn bringt.

PERSONENREGISTER TEIL I TRILOGIE

Alicia	Archäologin
Alina	ältere Freundin, auch Norbe genannt
Angelito	deutsche Seherin
Diana	die schwarze Göttliche
Ernesto	Oberst des Amtes
Gol, Gioleath	Schwuler
Ich-Erzähler	Protagonist, auch Rolf Schmiederer oder Gel genannt
Maria	Verehrerin der Heiligen Jungfrau
Vi	Mulattin
Jesús	Richter über Menschen
Herr Kraus	Autor des Skripts
Peter - Sepp	Archäologe
Pepito	Angolakämpfer
Ro Rosalia I	Jinetera, reitet auf Männern
Rosalia II	die Unsichtbare, auch manchmal Merci genannt
Ramón	Archäologe
Uganda	Denunziantin
Yamara	Verlobte, auch Petra Gonzales genannt

In Nebenrollen treten auf:

Fidel	Vorsitzender der kommunistischen Partei Kubas
ZK	Professor der Archäologie
Ququi	Baby der Schwester von Yamara

Des Weiteren linke Philosophen und Autoren, auf die in Teil I, II und III Bezug genommen wird:

- Boron, Atilio "Socialismo siglo XXI", La Habana 2009
Camps, David "Elisa", Erzählung, in: La Siempreviva, No. 7, La Habana 2009
Casey, Calvert "Polaca brillante", Erzählung, in: La Siempreviva, No. 5, La Habana 2009
Castro, Raúl "Informe Central al VI. Congreso del Partido", Granma 17. April 2011
González, Dania "La vivienda es algo más que un objeto a construir, in Temas Cultura Ideología No. 58 2009
- Gopeguí Belén "Ein Pistolenschuss inmitten eines Konzerts, La Habana
González Jorge Luis „Traducir Gramsci“, La Habana, 2009
Guanche Julio César "Por la Izquierda", tomo II, Aufsatzsammlung, La Habana 2009
Guldberg, Horacio "Y Seguimos Filosofando", La Habana 2009
Lebowitz, Michael "Der Sozialismus fällt nicht vom Himmel, La Habana..
Kohan, Nestor "Fetischismus und Hegemonie in Zeiten der Rebellion, La Habana..
Quesada Miró "La otra mitad del mundo", in: Filosofía y praxis ante la condición humana , vorveröffentlicht von Sobrevilla, David, volumen II, Lima 2011
- Pagés, Julio „Macho Varón Masculino“, La Habana, 2010
Sierra, Abel „Códicos en movimiento: Masculinidad sobre ruedas“, in la Siempreviva, No. 7 La Habana, 2009